X 9587.

Der

Demokrat.

Meyer's Buchhandl.

1784.

Erſter Theil.

Aus dem Engliſchen.

Berlin und Leipzig,
bey Carl Auguſt Nicolai.
1796.

EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.

Der

Demokrat.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Einige Nachrichten von unſerm Helden.

Jean Le Noir, der Held der folgenden Blätter, ward in Champagne in Frankreich in einem unbekannten Dorfe gebohren. Er war der Sohn armer, aber rechtſchaffener Eltern, die durch ihren Fleiß ſich und eine zahlreiche Familie ernährten. In ihrer Niedrigkeit genoßen ſie zufrieden und dankbar die Früchte ihrer Arbeit, ihr Herr machte ihnen zuweilen kleine Geſchenke, wenn er ſeine Beſitzungen beſuchte, auch das benachbarte Kloſter zeigte ſich mitleidig gegen ſie. Sie verfielen gar nicht darauf, mit neidiſcher Gemüthsart es zu un-

terſuchen: ob die empfangenen Wohlthaten, nicht dort durch Eitelkeit, hier durch Heucheley erzeugt würken.

Ihr Sohn war von einer ganz verſchiedenen Denkungsart, denn er ſchien früh Spuren von der Liebe für Freyheit und Gleichheit zu zeigen, die ſich ſeit kurzem über ſein ganzes glückliches Vaterland verbreitet hat, und die es zum jetzigen friedlichen und glücklichen Zuſtande erhoben hat, den das übrige Europa mit Neid und Bewunderung betrachtet.

Dieſe Geſinnungen zeigten ſich aber bey ihm mehr durch Handlungen, als durch Worte. Seine Principien waren mehr praktiſch, als ſpekulativ; ſie waren nicht theoretiſch, ſondern Reſultate, die auf Erfahrungen gegründet waren. Seine größte Sorgfalt ging dahin, das Eigenthum gleich zu machen; hatte alſo irgend ein anderer Junge im Dorfe einen größeren Schatz von Nüſſen, Aepfeln oder Weintrauben,

als die übrigen, oder hatte das Glück ihn gar auf eine so partheyische Weise ausgezeichnet, daß er einige Sous besaß: so trug er gar kein Bedenken, diesen Ueberfluß mit dem Eigenthume seiner Gefährten dadurch wieder gleich zu machen, daß er sich selbst einen Theil davon zueignete. Man kann nicht läugnen, daß er sich zuweilen bey dieser Zueignung eines größern Theils bemächtigte, als die strengen Regeln der Billigkeit es rechtfertigen konnten; indessen glaub' ich, daß alle die seinem Beyspiele folgen, die durch ihren Einfluß mit Gewalt die Lehre von der Gütergleichheit ausbreiten wollen; diese Gewohnheit entsteht daher, weil sie von der Reinigkeit ihrer Gesinnungen überzeugt sind, und daher bloß die Absicht haben, mit dem Ueberflusse das Vermögen des Staates zu vergrößern.

Seine Handlungsweise sowohl als seine Grundsätze wurden bald bemerkt. Wahrscheinlich wären seine großen Talente auf eine

verhältnißmäßige Art belohnt geworden, hätte er seinen wachsenden Ruhm nicht den beobachtenden Augen entzogen; als er vierzehn Jahr alt war, ward er nemlich Trommelschläger, ein Amt, das ihm das Feld zu neuen Thaten eröfnete.

Zweytes Kapitel.

Er besucht das feste Land von Amerika.

— —

Das Regiment, in welchem der junge Le Notr eingeschrieben wurde, war eines von denen, die der treulose Französische Hof abschickte, um die Amerikanischen Aufrührer gegen ihr Mutterland zu unterstützen. Auf der Reise ward er von seinen Kameraden angefeuert, seine Gleichheitsideen über die engen Grenzen des Privateigenthums auszudehnen. Die französischen Officiere waren von der Macht, der sie jetzt dienten, von der Nothwendigkeit befreyt, blos die Größe ihres Königes zum Gegenstande ihrer politischen Gespräche zu machen, und so wie sie in den vorigen Kriegen gedient hatten, um

die Macht ihres großen Monarchen über ein rohes Geschlecht sogenannter republikanischer Insulaner auszubreiten, so betrachten sie sich jezt als die Ritter der allgemeinen Freyheit; alle die Lehren von Freyheit und Gleichheit, die über ganz Frankreich durch unzählige Philosophen aus Voltair's und Rousseau's Schule ausgestreuet sind, hatten sich ihrer aufgeregten, frivolen Phantasie gewaltig eingeprägt. In jeder Lage des Lebens ahmen die Menschen gerne ihren Vorgesetzten nach; die Soldaten wurden daher bald von den Gesinnungen ihrer Officiere durchdrungen, und da sie von einer Veränderung der Umstände noch mehr wie ihre Befehlshaber hoffen konnten, so äußerte sich dieser Freyheitsgeist bey ihnen nur um so stärker.

Es würde unnüz seyn, alle Abentheuer zu erzählen, die unserm Helden in diesem Feldzuge begegneten. Er vermehrte und verbesserte hier seine Theorie von der Gleichheit, vergaß aber auch dabey nicht seine ehe-

maligen praktischen Maasregeln. In der Ausübung dieser zeigte er die allerstrengste Unpartheylichkeit, denn er ließ keine Gelegenheit vorüber, das Eigenthum derer billiger auszutheilen, denen das Glück mehr als ihm gegeben hatte, wobey er gar keine Rücksicht darauf nahm, ob sie englisch oder französisch gesinnt waren.

Nach dem Schlusse des Feldzuges, und als die Gefangennehmung der englischen Armee dem Kriege ein Ende machte, fühlte Le Noir gar keine Neigung, zum Schauplatze seiner frühen Abentheuer zurückzukehren. Die Staaten in Amerika die sich eben bildeten, in denen neue Verfassungen entstanden, und neue Gesetze versucht werden sollten, diese waren für seine Einbildung ein glänzenderer Schauplatz als sein Vaterland, dessen Verfassung schon stand; er ergriff daher die erste Gelegenheit, sein natürliches Recht der Unabhängigkeit auszuüben, und desertirte von seinem Regimente.

Er dachte nun zuerst daran sich in seinem neuen Vaterlande irgendwo ansässig zu machen. Boston war der Ort, wo die Empörung gegen die englische Macht zuerst ausgebrochen war, und diesen erwählte er darum zu seinem Asyl. Dorthin begab er sich, und da er unterdeß einige Fortschritte in der englischen Sprache gemacht hatte: so zeichnete er sich bald durch seine gewaltsamen Deklamationen für eine allgemeine Freyheit aus. Er schwur: daß er nie zu einem Lande zurückkehren wolle, das das Joch eines monarchischen und aristokratischen Despotismus drückte, er habe dagegen die glücklicheren Länder der Unabhängigkeit und Freyheit eingetauscht. Durch diese Bekenntnisse fanden seine Zuhörer sich und ihre Vorurtheile geschmeichelt, sie interessirten sich sehr für einen jungen Mann, der schon so früh die gesundesten Vorstellungen von den unveräußerlichen Menschenrechten hatte, und der so bereit war, alle seine vortheilhafte Verbin-

dungen, alle glänzende Aussichten eines zukünftigen Glücks aufzuopfern, die wie er ihnen vorspiegelte, in seinem Vaterlande seiner warteten.

So empfahl er sich bald den besten Familien in Boston; er vergaß aber weder seine Theorie noch seine Praxis. Doch es würde von dem Zweck dieser Geschichte abführen, alle seine Thaten während seines Aufenthalts in Amerika auseinander zu setzen. Der Samen des Republikanismus war hier unter die Französische Armee ausgestreut, und brachte bald einen fruchtbaren Herbst in ihrem eigenen Vaterlande hervor; jetzt reiste er schnell zurück, weil er Frankreich für ein Theater ansah, auf dem sich seine großen Talente entwickeln könnten, da er jetzt überdies durch so manches patriotische Gespräch mit den Einwohnern von Neu-England seine Einsichten sehr vermehrt hatte.

Drittes Kapitel.

Er kömmt nach Frankreich zurück und sucht seine Bestimmung zu erfüllen.

Grade nach der Hinrichtung des unglücklichen Ludewigs kam LeNoir in Frankreich an. Der Enthusiasmus für Freyheit und Gleichheit, der damals den größten Theil der Nation beherrschte, war mit seinen Gefühlen so verwandt, daß er durch das Feuer des Republikanismus beynahe bis zur Verrücktheit entflammt wurde. Er ward bald eines der eifrigsten Mitglieder des Jakobinerklubs, und ein beständiger Gesellschafter Marats und Robertspierres. Auch mit dem berühmten Thomas Paine kam

er

er in eine vertraute Bekanntſchaft, und die Schriften und Geſpräche dieſes Mannes klärten ſeinen Verſtand gleich ſehr auf; denn ſein langer Aufenthalt in Amerika hatte ihn in der engliſchen Sprache ſo vollkommen gemacht, daß man ihn ſelbſt in der Ausſprache von einem Eingebohrnen kaum unterſcheiden konnte. Er beklagte die engliſche Nation nun herzlich, daß ſie jetzt, da man ihre Verfaſſung dem ganzen Europa ſeit lange als das Muſter einer freyen Regierungsform vorgehalten habe, hinter ihre Nachbarn ſo unendlich weit zurück bleiben müſſe.

In dieſer Lage dachte er nun vorzüglich darauf, ein Syſtem der Gleichheit und Brüderſchaft zwiſchen den entmenſchten Britten und ſeinen menſchgewordenen Landsleuten einzuführen; er wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, um ſeinen Lieblingsplan ausführen zu helfen; in der Zwiſchenzeit beluſtigte er ſich mit einer thätigen Theil-

nahme'an den Scenen der Verwüſtung und Grauſamkeit.

Endlich glaubte er, die günſtige Gelegenheit, auf die er ſo lange gehoft hatte, ſey da. Das wunderbare Glück der Franzoſen in Flandern und Holland gab der Oppoſitions-Parthey in England Gelegenheit, ſich über das Unglück des Krieges zu ereifern, und auf einen Frieden unter jeder Bedingung anzutragen; dies von den unzufriedenen Zeitungsſchreibern falſch und übertrieben dargeſtellt, beſtärkte ihn in ſeiner Idee von der engliſchen Verfaſſung und einer allgemeinen Unzufriedenheit des Volks. Er war überzeugt, daß ſie die Fehler ihrer alten Konſtitution einſähen, daß ſie alle wünſchten, ſie nach dem Beyſpiele ihrer vorigen Nebenbuhler umzuarbeiten, und daß der Krieg nur vom Hofe, ganz gegen den Willen der Nation im Allgemeinen, angefangen ſey.

Da er von allen dieſen Sachen überzeugt war, ſo hielt er es für etwas ſehr leichtes,

nicht nur England von der Verbindung gegen ſein Vaterland abzuſondern, ſondern es ſogar mit Frankreich zu vereinigen. Er glaubte die Demokratie über die ganze Erde, (oder wie ein Franzoſe ſich ausdrücken würde, über das Univerſum) verbreiten zu können, wenn nur jemand gefunden würde, der geſchickt genug ſey, Einfluß auf den natürlichen Menſchenverſtand des Volks zu haben, indem er ihm ſein wahres Intereſſe vor die Augen rückte.

Indem er ſeine eigenen Talente abwog, vorzüglich ſeine Fertigkeit in der engliſchen Sprache, ſo faßte er plötzlich den Entſchluß, dieſe Rolle ſelbſt zu übernehmen. Er verſchafte ſich Empfehlungsſchreiben an Engländer, die im Anfange der Revolution vertraute Freunde der Anführer der republikaniſchen Parthey in Paris geweſen waren, und nachdem er zu ſeiner Unternehmung von andern nicht durch franzöſiſche Aſſignaten, ſondern mit engliſchen Guineen unterſtützt war, ſo

fuhr er mit einem neutralen Schiffe nach Guernsey, und von da segelte er auf einem Englischen nach Southampton.

Es war einer von den hellen angenehmen Tagen, die um diese Jahreszeit nicht ungewöhnlich sind. Heller Sonnenschein und wolkenloser Himmel vergüten dann den rauhen Ostwind, der dies schöne Wetter verursacht; in der Stadt empfindet man aber diesen nur wenig, weil sie ringsum von Bergen bedeckt wird.

Viertes Kapitel.

Zu Southampton.

Um die Mittagszeit, gegen das Ende des März, betrat unſer Held auf dem Damme von Southampton zuerſt den engliſchen Boden. Er erſtaunte, da er gar keine Spur von dem finſtern Nebel fand, der, wie man ihm ſo oft erzählt hatte, unaufhörlich die Britiſchen Inſeln bedeckt.

Sein Erſtaunen ward noch um ein groſſes vermehret, als er unter einer Schaar von wohlgekleideten Perſonen durch die Stadt ging, die die Hauptſtraße von Southampton immer ſehr lebhaft machen, ſelbſt wenn auch nicht der Zufluß von Fremden

dort ist, die sich während der Zeit des Seebades hier aufhalten. In den Gesichtern der schönen munteren, mit Geschmack gekleideten, jungen Frauenzimmer, der heitern jungen Männer, der Alten, nirgends konnte er Spuren jenes trüben melancholischen Volkes treffen, das er erwartet hatte, deren einziges Geschäft Aufruhr, und deren beste Erholung die Auflösung mathematischer Probleme ist, außer wenn sie sich zur Abwechselung durch Hängen, Ersäufen, oder daß sie sich die Kehle abschneiden, belustigen.

Der Leser muß sich nicht wundern, daß LeNoir, der so lange in Amerika gelebt, und in Frankreich so manchen Engländer gesprochen hatte, solche Idee von unserm Klima und unsern Sitten hatte; denn wenn der Leser nur ein wenig überlegt, so wird er finden, daß wir selbst diese Nachrichten von uns verbreiten; und wenn ein Franzose daher einen von unsern schwermüthigen Landsleuten in Paris heiter sieht, so schiebt er dies

blos auf die gute Würkung der französischen Luft, die unserm erblichen Spleen entgegen arbeitet. Die Klagen über die Nebel unsers Klima's sind unter uns selbst so gemein, daß ein vortreflicher Schriftsteller *) folgende Bemerkung gemacht hat: „Unsere Nachkom„men, wenn sie das sanfte schöne Klima des „südlichen Englands bewundern, werden den „Zufall nicht begreifen können, wie es ge„kommen sey, daß die Sonne hier im acht„zehnten Jahrhunderte niemals geschienen „habe".

Aber wir wollen zur Geschichte zurückkehren. Als unser Held in der Straße weiter ging, ward er durch die Wohlhabenheit und durch den Reichthum in Erstaunen gesetzt, der ihn in den verschiedenen Läden auf beiden Seiten in die Augen fiel. Als er durch das obere Thor ging, und sein Auge nun die reiche und schöne Landschaft überschaute, Fel-

*) Mitford's Essay on the Harmony of Language.

der in ihrer höchsten Cultur; Hügel, die sich sanft vom Wasser empor hoben, ihre Seiten mit Weiden und Kornfeldern bedeckt, ihren Gipfel reich mit Waldungen bekleidet; alles mit unzähligen, niedlichen und prächtigen Landhäusern besäet — da erreichte seine Verwunderung den höchsten Grad. Er schien auf eine Zeitlang seine Bestimmung zu vergessen, und beynahe zu zweifeln, ob die Französische Gleichheit und die Französische Brüderschaft noch etwas zum Glücke der Einwohner hinzufügen könnten. Kurz, er hätte fast mit Voltairs Babouc ausgerufen: „Der „Engel Ithuriel hat die Welt zum „besten, daß er eine so reizende „Stadt zerstören will".

Fünftes Kapitel.

Le Noir trifft auf einen Unzufriedenen.

Nachdem Le Noir seine Neugier befriedigt und die ganze Stadt in Augenschein genommen hatte, ging er vor einem Buchladen vorbey, als er durch die Hauptstraße zurückging. Er war vom Gehen ermüdet und da er überdies einige Nachrichten über den Zustand der Stadt und die Gesinnung der Bewohner einziehn wollte, so trat er in den Laden.

Der Buchhändler war ein kleiner, dicker Mann. Er schien das Bild der Zufriedenheit und er hatte alle Ursache dazu, denn sein Laden war gut besetzt und er hatte viele Kunden von jeder Art. Wegen des nahen Mit-

tagsessens war sein Laden jetzt mit seiner eigenen Familie angefüllt, die aus einem niedlichen, emsigen Weibe und einer Anzahl hübscher Kinder bestand.

Man kann sowohl aus dem Vaterlande, als aus der Erziehung unsers Helden schliessen, daß er gesucht habe, sich auf keine ungeschickte Art einzuführen. Nachdem er einige allgemeine Bemerkungen über die gelehrten und glänzenden Waaren umher gemacht hatte, (denn wie in allen volkreichen Provinzialstädten, war Herr Miller zugleich Buch- und Juwelenhändler) fing er in erhabenen Ausdrücken an von der scheinbaren Glückseeligkeit des Orts zu sprechen, als er zu seinem großen Erstaunen folgende Antwort bekam:

„Lieber Herr, ich schwöre Ihnen, nur „Betrug ist alle diese Glückseligkeit. — Die „Stadt ist ruinirt, mein Herr; ich denke „noch daran, als ich erst hieher kam, ja da „konnten Sie für einen Schilling so viel Fi-

„ſche kaufen, als Ihre ganze Familie nur in „drey Tagen verzehren konnte, und Feder„vieh und Fleiſch und jedes Bedürfniß in „eben dem Verhältniſſe. Aber ſeit das See„bad Mode geworden iſt, ſeit Theater und „Aſſembléen eingeführt ſind, da iſt alles „theurer geworden. Sonſt war das aber „nur im Sommer, jetzt das ganze Jahr „hindurch. Eine Menge Oſt- und Weſt„Indier freſſen uns auf, die alle dort in den „ſchönen Häuſern wohnen. Außerdem mie„then ſich noch manche benachbarte Edelleute „während des Winters hier ein, anſtatt nach „London zu gehn. Dies macht alle Be„dürfniſſe des Lebens ſo unerträglich theuer, „daß ein Kaufmann mit genauer Noth ſich „und ſeine Familie erhalten kann".

Le Noir hatte Verſtand genug, um einzuſehn, daß dieſe Klagen im Munde eines Mannes ſehr ungerecht wären, deſſen Gewerbe vorzüglich bey der Menge jener Perſonen gewinnen mußte, über die er ſich ſo

bitterlich beschwerte; denn weder Geschmeide noch Bücher sind Sachen, die von den gewöhnlichen Einwohnern einer Seestadt sehr gesucht werden. Aber es kam ihm nur darauf an, Unzufriedenheit zu finden, und es kümmerte ihn gar nicht weiter, aus welcher Ursache sie entstehe; der Buchhändler kam mit seinen Klagen nun auf einen Punkt, der ihn noch mehr interessirte.

„Mein Herr (fuhr er fort) diese Unbe„quemlichkeiten, so schwer sie auch sind, möch„ten doch noch zu ertragen seyn; aber noch „ein andres Uebel ist daraus entstanden, daß „diese reichen Leute hier ihren Wohnsitz auf„schlagen. Die Regierung der Stadt war „anfangs in den Händen der Bürger, oder „derer, die sich von Geschäften zurückgezo„gen hatten. Diese aber haben ihr eigenes „Beste und ihre Unabhängigkeit aus der „Acht gelassen, und damit sie nur nicht zu „den Vornehmen gerechnet werden möchten,

„ließen sie diese neuen Einwohner in den „Magistrat; dies hat nach und nach zu„genommen und ist endlich so weit ge„kommen, daß Sie jetzt fast keinen Bürger „mehr im Magistrate finden. Nabobs, mein „Herr, sind unsre Aldermänner, Generale „unsre Majors, und Baronets unsre Bai„liffs".

Sechſtes Kapitel.

Fernere Unterhaltung mit dem Unzufriedenen, und auf welche Art ſie unterbrochen ward.

Bey dieſer Klage fing Le Noir Feuer: „Wie! (rief er) iſt denn kein Geiſt, kein „Gefühl von Freyheit und Gleichheit unter „Euch, daß Ihr es auch nicht vereinigt, und „Euch den Druck der Ariſtokraten wider„ſetzt? — Iſt das die Engliſche Freyheit, „von der ich ſo viel gehört und noch ſo wenig „geſehn habe? — Iſt Niemand auf Eurer „Seite? — Warum erhebt Ihr Euch nicht „in Maſſe und erobert Eure Rechte wie„der? — Giebt es irgend einen Diener in „Euren Manufakturen oder in Euren Läden,

„der ſich nicht gern mit Euch zu der glorrei-
„chen Unternehmung vereinigen würde"?

„Sachte, mein Herr, ſachte (antwortete
„Herr Miller) das würde ein wenig zu
„weit gehn. Das Geſetz iſt zu mächtig, als
„daß wir dagegen ſtreiten könnten. Wer
„mit Spiegeln handelt, wird nicht wünſchen,
„daß man ſich in ſeinem Hauſe mit Prü-
„geln herumſchlägt. Wenn wir nun auch
„alle Armen von Southampton gegen die
„Vornehmern aufhetzten, ſo würden ſie in
„die Gefängniſſe gebracht oder gar aufge-
„knüpft; oder wenn das nicht wäre, ſo fie-
„len ſie vielleicht darauf, manche geldeswer-
„the Sachen aus unſern Läden zu nehmen,
„und ich ſehe nicht ein, wie wir den Teufel
„wieder zur Ruhe bringen wollten, wenn
„wir ihn einmal citirt hätten. Nein, nein,
„mein Herr, wir haben noch andre Hülfs-
„mittel. Wir haben ein Recht, ein Parla-
„mentsglied zu wählen, und wir wollen einen
„Mann ausſuchen, der mit dem Magiſtrate

„in keinem Zusammenhange steht und der „nur das Beste der Einwohner im Allgemei„nen vor Augen haben wird".

Le Noir sagte, daß er mit dieser Erklärung sehr zufrieden sey; er freute sich, daß in dieser Stadt die Wahl der Repräsentanten in den Händen des ganzen Volks stehe; er habe geglaubt, es sey eine Privatsache, wie er von sehr authentischen Leuten in Frankreich und Amerika gehört habe, daß selten in einem Orte mehr als drey oder vier wären, die ihre Stimmen gäben; daß diese gezwungen wären, den zu wählen, den der Minister oder ein angesehener Lord ernannt hätten; oder im Falle sie die freye Wahl hätten, sie diese öffentlich versteigerten und dem Meistbietenden überließen. Er fügte hinzu, daß er sich jetzt über den Wohlstand der Stadt nicht mehr verwundere — ein Wohlstand, der wie er wisse, sich nicht über das ganze Land erstrecke; er wundere sich nun auch nicht mehr über den großen Zufluß der Fremden, weil die

die Stadt ſo glücklich ſey, das unſchätzbare Privilegium zu beſitzen, ſelber ihre Repräſentanten zu wählen, er hoffe, ſie werde es dadurch zu verdienen fortfahren, daß ſie nur ſolche Perſonen auswähle, auf die ſie ſich verlaſſen könne; Perſonen, die mit ihnen einerlei Lebensart führten, und die durch ihr Intereſſe und Gefühl angetrieben würden, die Forderungen der niedrigen Stände zu unterſtützen, und ſo wie ihre kühnern und jetzt wohlhabendern Nachbarn, Gleichheit der Macht und Gleichheit des Eigenthums herzuſtellen ſuchen.

Vieles in dieſer Deklamation ſtimmte nicht im mindeſten mit den Meinungen des Herrn Miller zuſammen. Er glaubte weder ein Mitglied der niedrigern Stände zu ſeyn, noch hatte er die mindeſte Neigung, ſein Eigenthum oder ſein Anſehn mit denen zu theilen, die dazu gehörten. Aber als er eben antworten wollte, erſchien einer von den ſogenannten Anwal-

den und brachte eine Empfehlung vom Herrn Sugarkane, dem Volkskandidaten, den den Herrn Miller bitten ließ, sogleich eine Anzahl von Zetteln zu drucken, weil man in jedem Augenblicke eine Vakanz erwartete. Er sagte noch, daß er den Auftrag habe, keine Kosten zu scheuen, um Bänder auszutheilen, die öffentlichen Häuser zu öffnen, kurz, alles das anzuwenden, wodurch ein reicher Mann auf die Stimmen der Aermern Einfluß haben kann.

Le Noir erstaunte, daß die Bürgerschaft einen solchen Kandidaten gegen die Vornehmern stelle. Er sah ein, daß alle seine Beweise und Aufforderungen bey dem unvernünftigen patriotischen Buchhändler weggeworfen seyn würden, er verließ daher gekränkt und verdrießlich den Laden. Aber doch war er damit etwas zufrieden, daß man selbst in einer so anscheinend glücklichen Stadt, wie Southampton, Unzufriedene

antreffe, er hatte daher die Hoffnung, in andern Städten mehr Glück zu machen, die keine so vortheilhafte Lage hätten.

Siebentes Kapitel.

Der Ariſtokratiſche Sanskülotte.

Unſer Abentheurer war nun der Glückſeligkeit, der Klagen und der politiſchen Vorurtheile von Southampton gleich ſehr überdrüßig; er nahm daher einige Erfriſchungen und verließ es dann in der Hoffnung, beſſere Grundſätze anzutreffen, wenn er erſt im Lande ſelöſt weiter fortgeſchritten wäre. Er wollte ſeine Reiſe zu Fuße fortſetzen, weil es ihm auf dieſe Art am leichteſten ſey, in die Stimmung des Volks über die Zeitumſtände einzudringen. Mit neuem Eifer ſetzte er ſeinen Fuß durch das Thor und betrat die Straße nach der Hauptſtadt von Großbrittannien;

hätte er aber auch lieber nach Salisbury oder Portsmouth gewollt; so hätte er doch, wegen der Lage von Southampton immer aus diesem Thore gehen müssen.

Kaum hatte er sich hundert Schritte von der Stadt entfernt, als ihm viele Menschen von einem Orte entgegen kamen, der zum Gottesdienste bestimmt schien, ob er gleich mit keinem Thurme verziert war. Er erkundigte sich nach der Bedeutung bey denen, die ihn umgaben, als sich ihm ein Mann nahte und eine Unterredung mit ihm anfing.

Dieser Mann entsprach ganz der Idee, die er sich von einem Englischen Republikaner, oder um mich richtiger auszudrücken, einem wahren Englischen Sanskülotte gemacht hatte, er horchte daher genau darauf, was ihm dieser von dem Gebäude sagte, von welchen er eben herkam.

Herr Edistone, denn so hieß dieser Mann, fing eine lange Erzählung von der Großbrittannischen Kirchengeschichte, von der Tyran-

ney des Magistrats und der Unterscheidungs-Akte an. Fast eine Stunde hindurch stellte er damit Le Noirs Geduld auf die Probe, ob ich gleich meinem Leser nicht eine Minute damit zur Last fallen will. Das Ende dieser Rede überzeugte einen Mann, der gar keine Religion hatte: daß es unvernünftig sey, daß das Gesetz eine Religion vor der andern beschütze, und abgeschmackt, daß ein Mensch gezwungen würde, einem wohlerzogenen Geistlichen den Zehnden zu bezahlen, der lieber einen Kesselflicker aus einer Tonne predigen hörte.

Le Noir gab ihm vollkommen Recht. Er war erst vor kurzem mit seinem Vorschlage einer allgemeinen Insurrektion so übel angelaufen, daß er sich vornahm, jetzt sehr behutsam zu gehn, obwohl Herr Edistone dem äußern Scheine nach schwerlich die Einwendungen des Buchhändlers gegen die Gleichheit des Eigenthums machen würde. Er fing also an:

„Seit ich in dieser Stadt gewesen bin „mein Herr, war ich so glücklich zu erfahren, „daß das Wahlrecht allen Bürgerklassen „gemein ist, und daß Sie und alle von „Ihrem Stande, mit dem bessern, oder „richtiger, mit dem reicheren Theile der „Einwohner eine gleiche Stimme haben; „daß solche wohlhabende Leute, als H. „Tincard im rothen Löwen, wo ich zu „Mittag aß, und Herr Miller, der an„gesehene Buch- und Juwelenhändler, in die„ser Rücksicht gar keine Vorzüge vor Ihnen „haben. (H. Edistone machte ein verdrüß„lich Gesicht und biß sich auf die Lippen) „Da das nun der Fall ist, da ehrliche arbei„tende Bürger, wie Sie, mein Herr eine „Stimme bei der Wahl der Parlamentsglie„der haben, warum unterrichten Sie Ihre „Repräsentanten nicht?

„Unsre Repräsentanten im Parlament? (rief der zornige Sektirer aus, voll Freude, daß sich ihm selbst ein Gegenstand darbot,

gegen den er seinen Unwillen auslassen konnte). „Unsre Repräsentanten im Parla„ment; ja, zum Henker! — Gott ver„gieb mir meine Sünde! — Davon wissen „wir nichts. — Eine Reform mein Herr, „eine Reform, sag' ich Ihnen, fehlt uns. (Le Noir verdoppelte seine Aufmerksamkeit) „Alles haben die Großen an sich gerisse„sen — Das Haus der Pairs ernennt das „Haus der Gemeinen. Diese Lords, meine „Herren, dieser verfluchte Unterschied, der „in eine Verfassung gar nicht paßt, wo alle „Mitglieder unabgängig und gleich seyn sol„len." Er ward hier mitten in seiner Rede durch ein schönes und gut gekleidetes Frauenzimmer unterbrochen, deren Schönheit aber die Hülle eines neidischen und boshaften Herzens war, das immer gern den guten Ruf andrer vernichtet.

Diese schöne Tisiphone eilte herbei und sagte: „Papa! Papa! Mama schickt mich, „Ihnen zu sagen, daß Lord und Lady Fitz-

„mange gekommen ſind, Thee mit ihr zu „trinken und ob Sie nicht auch gleich nach „Hauſe kommen würden?“

„Tauſend Sackerlot! (rief der verwirrte Patriot) „was mach' ich nun? Ich „habe eben Herrn Tallow und ſeine Frau „zum Thee gebeten; aber auf jeden Fall muß „ich's ihnen gleich abſagen, denn Mylord „und Mylady würden mir's nimmermehr „vergeben, wenn ich ſie in ſolche Geſellſchaft „brächte“.

„Wahrhaftig, Papa (ſagte die Miß), „ich begreife nicht, wie Sie ſolch Volk bitten können. Traf uns nicht meine Couſine, „die Nichte des Linnenhändlers, deren Schweſter an den jüngern Bruder eines Schottiſchen Lords verheirathet iſt, mit Miß Triß „Tripe und dem Apotheker neulich noch auf „dem Caſino? Wahrhaftig, Sie ſollten doch „bey ſolchen noblen Konnexionen mehr daran denken, wen Sie bitten“.

Edistone lief jetzt in der größten Eile fort,

und Le Noir war in der größten Verwunderung. Er konnte des Mannes Haß gegen die Lordswürde gar nicht mit seiner Unterthäniakeit gegen die Lords selbst vereinigen; eben so wenig konnte er begreifen, wie der Lord Fitzmauge, der nicht mit Herrn Tallow in Gesellschaft seyn wollte, sich doch zu einem solchen zerlumpten Menschen, wie Herr Edistone war, herablassen könne. Auch der zärtliche Ausdruck, Papa, aus dem Munde der jungen Dame, überraschte ihn sehr. Er glaubte am Ende, es könne wohl ein alter Diener in der Familie seyn, oder vielleicht gar Pflegvater.

Er glaubte, daß er bald mit den Englischen Sitten bekannter werden würde, und so würden sich die Seltsamkeiten aufklären oder ihm wenigstens gewöhnlicher werden. Mit diesen Gedanken schlenderte er ruhig nach Wincheſter.

Achtes Kapitel.

Unangenehmer Vorfall zu Wincheſter.

Mit großen Erwartungen ging unſer Held in die Stadt Wincheſter ein, denn er hatte ein Empfehlungsſchreiben von einem ſeiner Jakobiniſchen Freunde zu Paris an einen ſehr angeſehenen Mann der biſchöflichen Kirche. Denn der gelehrte und ehrwürdige Doktor Portwell war, ob ihn gleich eine reiche Pfründe mäſtete, ein wüthender Demokrat; oder vielmehr er war es geweſen.

Le Noir zeigte ſich mit ſeinem Empfehlungsſchreiben dieſem Manne, und da er einen angenehmen und gefälligen Anſtand

hatte, so ward er mit vieler Freundschaft aufgenommen; man bot ihm eine Wohnung im Hause an, ein Anerbieten, das er sogleich annahm, er ward überaus gut bewirthet. Aber reichlich mußte er alles bezahlen, denn er war gezwungen ein langes Gedicht anzuhören, welches für seine Konstitution fast zu narkotisch war.

Der Doktor bemerkte seine Schläfrigkeit und schob es auf die Reise, denn daran hatte er keinen Gedanken, daß das Gedicht selbst langweilig seyn könne. Er bat ihn recht sehr, nur auf eine Stelle aufmerksam zu seyn. Le Noir rieb die halbgeschlossenen Augen und sammelte alle seine Aufmerksamkeit; der Geistliche fuhr fort:

— „First to make men think at all
„Is of all rules we know the principal.

„Der Prinz von Paul! (rief Le Noir „aus) ey wer ist das?

„St.! (erwiederte sein Wirth) es ist ein „gewöhnliches Englisches Wort, Princi-

„val; ich lese es nur, des Verses wegen, so.
„Wenn die Worte in den Vers nicht recht
„passen wollen, so müssen wir sie dehnen,
„oder verschlucken, bis sie recht klingen. Man
„wird doch wohl mit seiner eigenen Sprache
„machen können, was man will, und alle
„unsre bessern Poeten haben sich auch dieser
„Freiheit bedient.“

Le Noir sagte nichts dagegen und bat um Verzeihung, daß er in den Freiheiten der Englischen Versifikation so unwissend sey. Der Doktor fing von Neuem an.

Zuerst muß man die Menschen denken lehren!
Von allen Regeln ist die erste dies;
Die zweyte, die auch g'rad so wichtig ist,
Zu sehn, daß wenn sie denken, sie auch richtig denken;
Die dritte, alles ist dann schon geschehn,
Nur das zu thun, was sie jetzt richtig denken.

Le Noir wollte seine vorige Unaufmerksamkeit wieder gut machen, und rief aus: „Wahrlich! ganz unvergleichlich! Aber erklären „Sie's doch noch. — Ich war nie darin „glücklich, Charaden auszufinden".

„Charaden, mein Herr! (rief der Doktor) nehmen Sie dies für eine Charade! Es „ist eine der erhabensten und wohlklingen„sten Stellen des Gedichts."

„Aber wir wollen fortfahren." Und das that er auch unmittelbar und las nun seinem schläfrigen Zuhörer ein langes, mattes und unzusammenhängendes Gedicht, von dem dieser im Schlummer noch so viel verstand, daß es eine sehr strenge Deklamation gegen die französische Revolution seyn sollte.

Die Ursache davon war, daß sich die politischen Grundsätze des Doktors Portwell, seit der Zeit umgewandt hatten, in welcher er mit dem Manne, der unsern Held an ihn empfohlen hatte, bekannt gewesen war. Als

er anfing Demokrat zu werden, waren seine Freunde die ihn befördern konnten, außer Wirkung gesetzt, aber kaum erhielten diese ihren Einfluß wieder, so versöhnte er sich mit der Regierung wieder.

Wir wollen aber dem ehrwürdigen Barden nicht über die Veränderung seiner Grundsätze tadeln; denn seinen jetzigen blieb er beständig treu. Sein Nutzen und seine Wohlfahrt waren die einzigen Gegenstände für die er besorgt war, und in jeder Veränderung seines häuslichen oder politischen Lebens blieb er diesen getreu.

Die Verse und die Prose des Doktors überzeugten Le Noir bald, daß jener seine politischen Gesinnungen geändert habe, und da er nicht glaubte, daß er ihn wieder zurückbekehren könnt, so verbarg er ihm den Zweck seiner Sendung und benutzte dessen Gastfreundschaft, ohne mit seinen Grundsätzen dazwischen zu kommen.

Neuntes Kapitel.

Doktor Portwell übt Gerechtigkeit.

Der ehrwürdige Doktor, der in der Jurisprudenz, Poesie und Theologie gleich groß war, ward am Morgen eingeladen, sich zum Gerichte einzustellen, um über einen zu urtheilen, der die Accise Gesetze übertreten habe. Die Richter waren schon versammelt, und man wartete nur noch auf ihn, um das Geschäft anzufangen. Der Doktor war nehmlich viel zu sehr ein angesehener Mann, als daß er in Ansehung der Zeit hätte pünktlich seyn können; er affektirte daher immer, als sey er mit so vielen wichtigen Geschäften über-

überladen, daß diejenigen immer auf ihn warten mußten, die ihm das Kompliment machten, es ihm zu glauben. Er war keine Ausnahme von jener Regel: daß der Mann, der seinen Vorgesetzten auf eine kriechende Art schmeichelt, in eben dem Grade gegen die, die unter ihm stehn, oder von denen er es glaubt, grob und anmaßend ist.

Als die Ceremonie der Aufnahme vorüber und sein Freund vorgestellt war, den er mitgebracht hatte, um ein Zeuge seiner juristischen Weisheit zu seyn, so ward der Doktor in den Stuhl gesetzt und die Ankläger und der Schuldige herein beordert.

Als der Schreiber die Aussagen niedergeschrieben hatte, wollte der Präsident sogleich das Urtel sprechen; einer seiner Kollegen aber widersprach ihm demüthig und bat ihn zu überlegen, ob es nicht besser sey, daß man den Gefangenen vorher frage, ob er

etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe. Er entschuldigte sich sehr, daß er es wage, einem Manne von seiner Gelehrsamkeit und seinen Talenten eine Einwendung zu machen, (der Doktor lächelte) aber er habe von mehrern Rechtsgelehrten gehört, daß Niemand verdammt werden könne, dessen Vertheidigung man nicht vorher gehört habe.

Mit einer majestätischen Mine antwortete der Doktor, er habe gewissermaßen Recht. In manchen Fällen, wie in den Vierteljahrs-Gerichten zum Beyspiel, sey es gewöhnlich, wenn eine Jury das Tribunal ausmache, dem Gefangenen diese Nachsicht zu gestatten. Er sage gewöhnlich. denn obgleich gelehrte Magistratspersonen, die meistentheils bey solchen Gelegenheiten die Präsidentenstelle einnehmen, es als Rechtssache ansähen, so wäre er doch hierin, wie in manchen andern Fällen, verschiedener Meinung. Im gegenwärtigen Falle aber,

bey einer Uebertretung der Geſetze, bey der die Richter ohne eine Jury entſchieden, und wo das Verbrechen ſo unbedeutend, nehmlich eine Schmälerung der Einkünfte ſey, hier ſey er vollkommen der Meinung, daß wenn die Magiſtratsperſonen ganz durch die Ausſagen von der Schuld des Angeklagten überzeugt wären, ſo wäre es gar nicht nöthig, das Gericht noch ferner aufzuhalten.

Als der Gefangene ſich nun zu entſchuldigen anfing; ſo beſtand der Doktor darauf, daß er ſchwören ſolle. „Wie (ſagte er) ſol„len wir es leiden, daß dieſer Schurke mit „bloßen Worten widerſpricht, wo des Kö„nigs Diener einen Eid eingeführt haben? — „Augenblicklich ſchwöre.“

Der Schreiber wollte auch dagegen Vorſtellungen thun, aber es half gar nichts. Die Magiſtratsperſon war unerbittlich, ſie gab dem Schreiber einen ſehr ſcharfen Ver-

weis über sein Dazwischenreden. Der Doktor nahm nun dem Delinquenten selbst den Eid auf die feierlichste Art ab; denn wandte er sich zu diesem: „Nun befehle ich Euch bey „diesem Eide, den Ihr eben geleistet habt, „zu erklären, ob Ihr an dem Verbrechen schuldig oder unschuldig seyd, dessen man Euch „angeklagt hat.“

Der unglückliche Delinquent, der ein Malzer war, und sich kein Gewissen daraus machte, die Accise um eine Kleinigkeit zu betrügen, war doch auf keine Weise fähig, einen Meineid zu schwören, er bekannte daher sogleich nach der feierlichen Anrede die That, nachdem er nur einige unbedeutende Ausflüchte versucht hatte. Der Doktor bestimmte sogleich seine Strafe, und verließ dann das Gericht, mit seiner Weisheit und seinem Scharfsinn überaus zufrieden.

Sein Triumph war aber von keiner langen Dauer. Denn da das Accisegericht erfuhr, auf welche Art das Urtel gesprochen sey; so

forderte es die auferlegte Geldstrafe gar nicht ein. Der kluge Doktor mußte auch noch überdies eine ansehnliche Summe Geldes hergeben, um nur einer Anklage in des Königs Gerichtshofe zuvorzukommen.

Zehntes Kapitel.

Ein Geistlicher von einer ganz andern Art. — Unser Held wird genöthigt ohne Trommelschlag abzuziehn.

Den ganzen Weg über vom Gerichte bis nach Hause mußte Le Noir das Selbstlob des Doktors anhören; er war so fein, ihm in nichts zu widersprechen, und in der That ist die Gelindigkeit, eine verdächtige Person in Versuchung zu führen, noch außer ihrer Schuld meineidig zu werden, indem sie einen Schwur zum Eingange ihrer Vertheidigung macht, einzig in diesem unglücklichen Lande auf die unterdrückenden Gesetze eingeschränkt.

Doktor Portwell ward von einem andern Geistlichen in der Stadt zum Mittagessen

gebeten. Er wollte seinen fremden Freund mit zu Tische nehmen, weil dieser denen freistand, die er dort empfahl, wenn sie den Charakter und die Sitten eines feinen Mannes hatten.

Herr Newcomb war in jeder Rücksicht da Gegentheil von seinem Kollegen. Er war offen, freymüthig und gastfreundlich; den Anstand eines Gentleman verband er mit den Kenntnissen eines Gelehrten, er verstand es, eine Gesellschaft zu unterhalten, ohne die Würde seines Standes dabei zu vergessen. Diese Eigenschaften aber waren nur der äußere Schmuck noch schönerer Verdienste; er war ein vernünftiger Christ, ein aufrichtiger Freund, ein liebevoller Vater und wohlthätiger Menschenfreund. Schon seit lange hatte ihm das Schicksal seine geliebte Gattinn geraubt, er trug daher die Liebe gegen sie auf seine Kinder über, vorzüglich auf eine liebenswürdige, schöne Tochter, die seine

sorgfältige Erziehung durch jede weibliche Vollkommenheit und durch die höchste kindliche Liebe belohnte.

Nur in einem Umstande war er dem Doktor Portwell ähnlich, in dem, daß er fest an seine Grundsätze hing. Nur war hierbey der kleine Unterschied, daß er allein das that, was er für recht, Portwell aber, was er für nützlich hielt.

In seiner Lage und noch mehr in seinen Meinungen unabhängig fühlte Newcomb gar keine Neigung dazu, wichtigen Leuten zu schmeicheln. Seine heiße Liebe für die politische Freiheit bewog ihn meistentheils, die Partei der Opposition zu nehmen, er hatte aber nie die Idee, daß es schon ein Verdienst sey, auf der Seite der Opposition zu stehn, wenn es nicht aus reinen Motiven geschähe. Er sah nicht jeden zurückgesetzten Hofmann, der nun wieder zu seinen Freunden überging,

für einen Patrioten an, auch hielt er seine Freunde nicht dann noch für Patrioten, wenn sie selbst Einfluß erhalten hatten und nun eben den Maßregeln folgten, die sie in ihren Vorgängern verdammt hatten. Das letzte war der Fall beym Doktor Portwell, und eben dadurch hatte er bey seinem Kollegen die Achtung verlohren, in der er einst stand. Aber Newcomb war mit der häufigen Veränderung der politischen Grundsätze so vertraut, daß er einsah, der Zirkl seiner Bekannten würde nur sehr klein seyn, wenn er allen Umgang und alle Gastfreundschaft mit denen aufheben wollte, die in ihren politischen Verbindungen nicht standhaft geblieben wären.

Le Noir ward höflich und mit Aufmerksamkeit aufgenommen. Die Gesellschaft bestand aus feinen und gelehrten Männern, die Unterhaltung war daher lebhaft und interessant, und da er selbst Menschenkenntniß und

gefällige Sitten hatte; so trug er viel zum Vergnügen der übrigen bey.

Nachdem sich die Damen wegbegeben hatten, kündigte ein Klopfen an der Thür andre Besuchende an, die in das Prunkzimmer geführt wurden. Herr Newcomb sagte seiner Gesellschaft, es sey ein Französischer Edelmann, ein Graf de Tournelles mit seiner Tochter, die gezwungen worden wären, in diesem gastfreundlichen Lande eine Zuflucht zu suchen, da man sie in ihrem eigenen auf die unmenschlichste Art verfolgt habe.

Bei dem Namen de Tournelles veränderte Le Noir seine Farbe, sammelte sich aber bald wieder; er verließ das Zimmer, nahm seinen Hut, der im Vorsaale hing und verließ sogleich das Haus. Dann ging er nach Portwells Hause, nahm seine wenigen Sachen zusammen, verließ die Stadt Wincheſter und ging auf dem Alvesforder Wege nach der Hauptstadt zu.

Eilftes Kapitel.

Geſchichte des Grafen de Tournelles und der ſchönen Adelheid.

——

Alle hatten ſich ſchon nach dem Geſellſchaftszimmer begeben, ehe man Le Noir vermißte, und jetzt hielt man ſeine Abweſenheit für etwas zufälliges. Sein langes Ausbleiben aber erregte Verwunderung, und Herr Newcomb ſchickte ſeinen Bedienten nach Doktor Portwells Hauſe, um ſich zu erkundigen, ob er dort ſey.

Der Graf und ſeine Tochter erſtaunten, als ſie dieſen Namen nennen hörten. Doktor Portwell ſagte ihnen ſo viel von ihm, als er ſelbſt wußte, worüber der Graf unwillig ward und erhitzt ausrief: „Sie

„haben da eins der verwo[illegible]nften Geschöpfe „bey sich aufgenommen.“

Der Doktor schämte sich, daß er einen solchen Menschen eingeführt habe, er entschuldigte sich aber mit der Versicherung, daß er ihm von Paris ein sehr gutes Empfehlungschreiben mitgebracht habe. Der Graf kannte zu gut Le Noirs einschmeichelndes Wesen nnd seine Verstellungskunst, um sich darüber zu wundern, er würde es aber noch begreiflicher gefunden haben, wenn er gewußt hätte, was jene in ihren Briefen von ihm gesagt hatten.

Alle warkn neugierig, die Ursache zu wissen, warum der Graf und seine liebenswürwürdige Tochter so erschüttert wurden, als sie diesen Namen aussprechen hörten; Herr Newcomb bat endlich um die Mittheilung, wenn der Graf nicht besondere Grünpe zum Stillschweigen habe.

Der Graf antwortete mit einem Seufzer: „Der Antheil, denn dieser Böſewicht an „meinen Leiden hat, macht, ich geſtehe es, „einen tiefen Eindruck auf meine Seele, und „bringt mir Scenen zurück, die ich immer, „wiewohl umſonſt, zu vergeſſen wünſche. „Da mir aber alles, was mir theuer war, „entriſſen iſt, da ich den Tod meines Kö„nigs, den Ruin meiner Freunde, und „meines Vaterlandes ſah; ſo verlieren ſich „meine eignen Leiden bey dieſer Vergleichung, und ich will mich daher ſammlen, „um ihre Neugier zu befriedigen.

„In meinen glücklichen Jahren war ich „der Beſitzer eines Dorfes in Champagne. „Ich verlor meine Gattinn früh und blieb mit „einer einzigen Tochter allein, die Sie jetzt „hier ſehen. Ich war in meiner erſten Ehe „zu glücklich geweſen, um zum zweitenmale „zu heirathen. (Er trocknete ſich eine Thräne vom Auge) Ich wollte meine ganze Zeit „der Erziehung meines Kindes und einer an-

„dern Pflicht widmen, die mir übertragen
„war. Der Chevalier Florenville, aus einem
„Nebenzweige meiner Familie, war der
„Freund meiner Jugend und mit mir auf-
„zogen, er fiel im Dienste meines Vaterlan-
„des und übertrug mir sterbend die Sorge
„für seinen unmündigen Sohn. Dieser war
„nur wenige Jahre älter, als meine Adel-
„heid, und ich schmeicheite mir selbst mit der
„angenehmen Idee, sie einst mit einander
„zu verheirathen; daß denn meine so gelieb-
„te Tochter meine Besitzungen erben solle,
„und sie mit einem theilen, den ich so zärt-
„lich wie meinen Sohn liebte und der in der
„That mein Erbe war. Diese Idee gefiel
„mir mehr, als durch eine zweite Heirath
„einen Sohn zu erhalten, von dem mein ge-
„liebtes Kind hätte abhängig seyn müssen,
„und dessen Vorstellung mir doch nur, da
„er noch nicht existirte, mehr schmeichelhaft
„seyn müßte, als daß er meine Liebe erre-
„gen konnte.

„Vielleicht scheint diese Meinung sonder-
„bar. — Aber ich fahre fort. Ich kannte
„zu gut die Unzuverlässigkeit aller menschli-
„chen Plane, um mein Glück auf irgend
„einen zu setzen, dessen Erfüllung noch un-
„gewiß und zweifelhaft war. Tausend Zu-
„fälle konnten meine Aussicht durchkreuzen,
„vorzüglich aber die Neigung der jungen
„Leute selbst. Ich war entschlossen, meinen
„ganzen Plan aufzugeben, wenn ich diese,
„mir im geringsten entgegen fände. Es ist nur
„gar zu gewöhnlich, daß man die Wohl-
„fahrt der Kinder dadurch zu sichern sucht,
„daß man sie beym wichtigsten Schritte des
„Lebens elend macht; man verschaft ihnen
„eine äußere Glückseligkeit und vergiftet die
„Quelle alles wahren Glücks, häusliche Zu-
„friedenheit: von je schien mir dies Verfah-
„ren nicht nur im höchsten Grade thöricht,
„sondern auch unmoralisch. Die Verschie-
„denheit des Alters schien mir selbst schon ein
„Hinderniß zu seyn; dies war zwar zu ei-

ner Heirath grade vortheilhaft, aber in die„ser frühen Periode ihres Lebens konnte es „leicht den freyen, ungezwungenen Umgang „verhindern, der der Grund einer künftig„en Zuneigung seyn müßte.

„Ich hatte aber das Vergnügen, über „alle meine Erwartungen meinen Plan ge„krönt zu sehen, denn es zeigten sich alle „Spuren einer zärtlichen und wachsenden „Leidenschaft zwischen meiner Tochter und „meinem angenommenen Sohne. (Adel„heids reizende Wangen wurden mit Purpur übergossen) Er war jetzt funfzehn und Adel„heid zwölf Jahr alt, als man grade vor „Endigung des Krieges mein Reg'ment nach „Amerika beorderte.

„Ich freute mich, daß ich Gelegenheit hat„te, meinen jungen Pflegesohn in den Waf„fen zu erziehen. Ich gab ihm eine Stelle „in meinem eigenen Regimente, meine theu-

„re Adelheid vertraut' ich der Sorgfalt eines „Frauenzimmers, auf deren Liebe und Zu„neigung ich mich verlassen konnte, und so „schifft' ich mich mit meinem jungen Krieger „nach Amerika ein."

Zwölftes Kapitel.

Die Geschichte wird fortgesetzt.

„Der Elende, nachdem Sie sich vorher er-
„kundigte, war der Sohn eines Bauers in
„meinem Dorfe. Schon früh zeigte er Spu-
„ren einer niederträchtigen Gemüthsart,
„aber auch Verstand und Geschicklichkeit;
„seine Eltern meinten daher, die militairi-
„sche Zucht würde ihn vielleicht bessern, oder
„er würde zum wenigsten von seiner bösen
„Gesellschaft entfernt, und die Zeit möchte
„ihn dann vielleicht von seinen übeln Ge-
„wohnheiten heilen; auf ihr Bitten machte
„ich ihn also zum Trommelschläger unter

„meinem Regimente. ich verſprach, ihn be„ſonders zu unterſtützen und ein wachſames „Auge auf ſeine Aufführung zu haben.

„Ich brauche über dieſen Krieg nicht „weitläuftig zu ſeyn, weil ſein Ausgang all„gemein bekannt iſt; aber eine Bemerkung „kann ich nicht unterdrücken, die ſich darauf „bezieht, wie trügeriſch alle Muthmaßungen „und Vorherſagungen der Menſchen ſind. „Die Endigung des Krieges war in den Au„gen von ganz Europa für uns ſehr rühm„lich, und eben ſo demüthigend für Groß„brittannien; jede Nazion prophezeyte uns „eine Vermehrung unſers Wohlſtandes, ih„nen eine Verminderung, als die unaus„bleibliche Folge. Aber wie ſo ganz ver„ſchieden davon hat ſich der Erfolg gezeigt! — „Auf die Engliſche Macht und ihren Handel „ſcheint der Verluſt der Kolonien nicht den „kleinſten Einfluß gehabt zu haben, indeß „wir mit unſern Vorhern zugleich den Sa,

„men der Grundsätze zurückbrachten, die „jetzt unser Vaterland mit Unglück und Ver„wüstung angefüllt haben.

„Ich kehre zurück. In dem kurzen Feld„zuge, der nach unsrer Ankunft in Amerika „eröfnet ward, hatte mein Regiment viel „zu thun. Le Noir hatte hierbey keine Ge„legenheit, sich von einer schlechten Seite „zu zeigen. Aber als nach der Gefangen„nehmung der brittischen Armee bey York„Town die Feindseligkeiten aufhörten, hatte ich „hinreichende Ursach, mit seinem Betragen „unzufrieden zu seyn. Ich sprach einigemal „mit ihm sehr ernsthaft über seine Aufführung, weil ich seine Eltern als ehrliche „Leute kannte, und hätte ich ihn nicht aus „dieser Ursache geschont; so hätte ich ihn al„lerdings exemplarisch bestrafen müssen. „Aber die Wirkung meiner Verweise war, „daß er desertirte; ich konnte ihn auf keine „Weise wiederfinden, oder auch nur etwas

„von ihm erfahren, ich gab ihn daher völ-
„lig auf, und glaubte, nie wieder von ihm
„zu hören, worin ich mich aber zu meinem
„Unglücke sehr geirrt hatte.

„Als der Krieg geendigt war, erhielt ich
„die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukeh-
„ren, denn ich wünschte meine Tochter wie-
„derzusehn, um das Amt ihres Erziehers
„von neuem zu übernehmen. Mein Regi-
„ment ward nach St. Domingo geschickt,
„wohin der Chevalier Florenville es beglei-
„tete.

„In mehrern Jahren fiel nichts Merk-
„würdiges vor. Die Vorzüge meiner Toch-
„ter entwickelten sich immer mehr. Ein unun-
„terbrochener zärtlicher Briefwechsel meines
„Pflegesohnes schmeichelte meinen Hoffnun-
„gen, als endlich der so gewünschte Augen-
„blick sich nahte, in welchem mein Regiment
„zurückkam.

„Ich hatte das unaussprechliche Vergnü-
„gen, nun jede Hoffnung erfüllt zu sehn,
„denn mein Mündel war ein vollkommen
„ausgebildeter junger Mann, und er und
„meine Tochter liebten sich mit der zärtlich-
„sten Zuneigung.

„Aber ach! plötzlich ward diese glänzen-
„de Aussicht verdunkelt. Als ich eben die
„Zubereitungen zur Hochzeit machen wollte,
„erhob sich jener unglückliche Sturm, der
„über mein Vaterland die Verzweiflung ver-
„breitet und seine Felder mit Blut über-
„schwemmt hat. Jedermann, der die Frey-
„heit liebt, wird die Männer verehren, die
„mit Edelmuth aufstanden, um ihrem Lande
„die Freiheit wieder zu geben, die es mit
„den übrigen Verfassungen besaß, die sich
„auf das Römische Reich gründeten. Alle,
„außer England, haben sie verlohren, durch
„die Thorheit und Verderbtheit ihres Adels,
„der zugleich stolz darauf war, der Tyrann

„des Volks und der Sklave der Krone zu „seyn; auf die Art konnte sich keiner gegen„seitig auf die wahre Art nützlich seyn. „Wenn wir zu den ersten Prinzipien unsrer „Konstitution zurückgekehret wären; so wür„den wir genug Materie gefunden haben, um „etwas zu formen, und einen Grund, der ein „eben so schönes und dauerhaftes Gebäude „würde getragen haben, als das ihrige ist. „Aber meine Landsleute waren so daran ge„wöhnt, für alle übrigen das Muster in allen „möglichen Moden zu seyn, daß sie entwe„der im Schnitt eines Kleides oder in der „Einrichtung einer Republik den Ton für „jedermann angeben mußten. Unsere refor„mirende Philosophen stellten träumerische „und ungehirnte Schimären auf, anstatt zu „untersuchen, was vernünftig und thunlich „sey.

„Mein Regiment war eins von denjeni„gen, das durch die Anerbietungen der Na„tionalversammlung verführt ward. Der

„Chevalier setzte sich vielen Gefahren aus,
„indem er es versuchte, einen Theil der Sol-
„daten ihrem Herren treu zu erhalten; er
„ward gezwungen zu fliehen und sich mit mir
„zu verbergen.

„Dies Verbergen dauerte aber nur kur-
„ze Zeit. Die Jakobinischen Bluthunde
„spürten uns bald aus, und wir sahen uns
„genöthiget, das Schloß zu verlassen und
„uns in einer abgelegenen Hütte zu ver-
„stecken.

„Es würde Sie nur zu sehr erschüttern,
„und meinen eignen Kummer zu sehr erneu-
„ern, wenn ich alle die schrecklichen Scenen
„der Grausamkeit und der Beraubung be-
„schreiben wollte, von denen wir in unserm
„unsichern Schlupfwinkel Zeugen waren."

— Quis talia fando
Temperet a lachrymis?

Dreyzehntes Kapitel.

Eine närrische Unterbrechung.

Der Graf ſprach die lateiniſchen Verſe mit der franzöſiſchen Pronunziation, mit der Monotonie, die der franzöſiſchen Sprache eigen iſt, die die Franzoſen aber in jede Sprache übertragen und was das ausmacht, was man gewöhnlich (wie *lucus a non lucendo*) den franzöſiſchen Accent nennt. Er markirte die langen Sylben nicht wie wir dadurch, daß er ſie mit einer größern Emphaſe ausſprach, ſondern er ſagte *lachrymis* als wenn es im Engliſchen *Láchréemes* geſchrieben wäre.

Dies beleidigte das gelehrte Ohr des klaſſiſchen Doktors Portwell; er beſchloß ſeine

Gelehrsamkeit zu zeigen, und dies geschah auf Kosten seiner Höflichkeit, denn er sagte sogleich: „Herr Graf, Sie haben diese „Worte da ganz unrichtig ausgesprochen, „aber Sie alle in Frankreich nehmen gar „keine Rücksicht auf die Quantität der „Sylben."

Diese seltsame und schlecht angebrachte Gelehrsamkeit setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, vorzüglich die Damen und diejenigen unter den Herrn, die ihr Latein vergessen hatten. Einer aber in der Gesellschaft der den Doktor für seine unschickliche Unterbrechung bestrafen wollte, nahm es über sich, den Damen den Satz zu erklären.

Er trug ihnen vor, daß eine Vernachläßigung der Quantität dem völlig gleich stünde, wenn die Sylben eines Verses falsch gestellt wären, so daß er aufhöre ein Vers zu seyn, und Prose und überdies sehr un-

wohlklingende würde. Er sagte, daß man jetzt ein Gedicht habe, wenn man es so nennen wolle, was im Fenster lag, aus dem man den Gegenstand völlig erläutern könne, denn dem Verfasser sey es nicht möglich gewesen, entweder im Drange seiner Phantasie, oder wegen der Erhabenheit seiner Ideen, seine Muse nach den sonst üblichen Regeln der Englischen Versifikation zu bequemen.

Er nahm nun das Gedicht, von dem er gesprochen hatte und welches grade dasselbe war, welches Doktor Portwell Le Noir vorgelesen hatte; ob er gleich nicht seinen Namen vorgesetzt hatte, so war es doch allgemein bekannt, daß er der Verfasser davon sey. Der Redner fing nun mit folgendem Beispiele an.

Might late have *fallen*; but the good and great

„Stept in betwixt." —

„Hier ist keine Spur von einem Verse, als „nur in so fern, daß die letzte Sylbe von „*fallen* auf eine Art ausgedehnt ist, wie es „nie, weder in Versen, noch in Prosa, „noch im Lesen, oder mündlichem Gespräche „geschieht. Hier ist aber eine andre Zeile, „die aus der entgegengesetzten Ursache feh„lerhaft ist:

„Without the leaders prim'ry sense or heart."

„Hier ist eine Sylbe ausgelassen, die in der gewöhnlichen Aussprache des Worts nie aus„gelassen wird, und ohne welche es schwer „wird, das Wort überhaupt auszusprechen.

„Dieser Vers hier, oder vielmehr Zeile „gegen das Ende ist vollkommen abge„schmackt, denn hier hat der Verfasser zwey „Sprachen in einander gezwungen, um zu „beweisen, wie ihm alles Gehör für die Ver„sifikation fehlt.

„Esse & videre, are I own the same."

„Hier iſt aber ein Vers, der aus einer „andern Urſache ſo lächerlich iſt, daß ich ihn „nicht übergehn kann. Der Verfaſſer ſpricht „von dem Unterſchiede, den die Vorſehung „(ich mag hier nicht den heiligern Namen, ſo „wie der Verfaſſer, gebrauchen) zwiſchen „einem Manne und einem Weibe gemacht „hat; er ſagt nehmlich, ſie hat

„Arm'd this with *reaſon*; cover'd that with *ſkin*.

„Dieſer närriſchen Zeile zufolge, kann man „einen Menſchen nicht gut eher von einem „Wurme unterſcheiden, bis man ihn leben„dig geſchunden hat.

„Aber ich bin es müde, bey einer ſolchen „abſcheulichen Mißgeburt zu verweilen, wo „ſelbſt der flüchtigſte Blick die auffallendſten „Beyſpiele von Abgeſchmacktheiten jeder Art „entdecken muß, die nur jemals die niedrig„ſten Produkte von Grub ſtreet brandmark„ten. Nur die größte Thorheit konnte dies „niederſchreiben, nur die unwiſſendſte und

„unverschämteste Eigenliebe konnte dieß be-
„kannt machen Aber diese Fehler sind noch,
„mit andern veralichen, verzeihlich, die sich
„häufig in diesem eben so boshaften als lä-
„cherlichen Werke finden. Hätte ich nicht
„über seine völlige Abgeschmacktheit lachen
„müssen; so würde mich die unvernünftige
„Satyre, die sklavische, niederträchtige
„Schmeicheley, die schändliche Zurücksez-
„zung der Grundsätze, die man in jeder
„Zeile trifft, mit Unwillen erfüllt haben.
„Wenn man an die vorigen Konnexionen
„des Verfassers denkt, mögen doch seine
„Privatgrundsätze seyn, welche sie wollen,
„wer kann dann ohne Widerwillen seine Be-
„merkungen über den Herzog von B***
„lesen, seinen verächtlichen Ausfall auf einen
„andern ausgezeichneten Mann, dem selbst
„seine heftigsten Feinde (und ich bin keiner
„seiner Freunde) keine Thorheit ode r Nie-
„derträchtigkeit vorgeworfen haben, wie er
„in diesen Zeilen:

„Even*** himſelf miſguided, now is known
„By minds more weack, and wicked than his own."

Jetzt warf er das Buch mit dem größten Widerwillen fort. Doktor Portwell zeigte während dieſer Rezenſion des Gedichts manche Spuren der Unzufriedenheit in ſeinem Geſichte. Seine Betrachtungen aber wurden durch den zurückkehrenden Bedienten unterbrochen, den man nach Le Noir geſchickt hatte, und der jetzt die Nachricht brachte, daß er wegen ſeiner Sachen nach dem Doktor Portwell gefragt, und dann ſogleich das Haus verlaſſen habe.

Nach der Beſchreibung, die man ihm von ſeinem Gaſte gemacht hatte, war dieſe Nachricht dem Doktor gar nicht angenehm, denn er hatte auch einige Sachen von Werth, die man leicht tragen konnte und die jener vielleicht mit unter die ſeinigen eingepackt hatte.

Er verließ daher sogleich die Gesellschaft, um zu Hause nach seinem Eigenthume zu sehn. Niemand in der Gesellschaft bedauerte seine Abwesenheit, und der Graf nahm nun wieder den Faden seiner Geschichte auf, wie man im nächsten Kapitel finden wird.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Grafen de Tournelles.

„Wir waren in dieser Hütte noch nicht lan„ge verborgen gewesen, als uns Le Noir „mit einem Besuche überraschte. Da ich er„staunte, ihn nicht nur wieder zu sehen, son„dern sogar als einen Mann, der in einem „Amte stehe, anzutreffen, erzählte er mir: „daß er im Anfange der Revolution aus „Amerika zurückgekehret sey, daß er das „Zutrauen der herrschenden Parthey gewon„nen habe; daß er jetzt keine Mühe gespart „habe, um mich auszufinden, mit der Ab„sicht mir zu dienen, so viel es in seinen

„Kräften stehe und mich und meiner Fami-
„lie in Sicherheit zu bringen. Er sagte alles
„dies mit einer solchen Offenheit und Ach-
„tung gegen mich, daß ich unmöglich an
„seiner Aufrichtigkeit zweifeln konnte; ich
„freute mich darüber, daß Zeit und Erfah-
„rung ihn von jenen Irrthümern geheilt
„hätten, die ich jetzt auf die Unbesonnenheit
„der Jugend schob, statt daß ich sie sonst in
„der Verderbtheit seiner Natur gesucht hatte.
„Ohne Rückhalt vertraut' ich ihm daher
„mein Vorhaben, wo möglich, Toulon zu
„erreichen, das damals eben den Englischen
„und Spanischen Schiffen seinen Hafen ge-
„öffnet, und sich für den König erklärt
„hatte.

„Er versprach, alles für mich zu thun,
„mir Pferde, Waffen, Kleider, die uns un-
„kenntlich machten, und alles, was wir noch
„auf unsrer Flucht brauchen würden, zu ver-
„schaffen, und uns selbst als eine Schutz-
„wehr durch das Land zu begleiten.

„Ich traute seiner Ehrlichkeit, und gab
„ihm daher Nachricht, wo ich mein Geld,
„Silberzeug und Juwelen verborgen hätte.
„Alles dies belief sich auf einen sehr hohen
„Werth, ich bat ihn aber jetzt nur, mir so
„viel Geld zu bringen, als wir gleich in die-
„sem Augenblicke brauchten, alles übrige
„indeß zu verwahren, bis er es mir einst
„nachschicken könne, wenn ich einen Ort er-
„reicht hätte, wo ich sicher sey.

„Er versprach mir alles, und hielt auch
„dem Scheine nach sein Versprechen genau.
„Er kam in der Nacht mit Pferden und
„Waffen, er gab mir eine Summe Geldes,
„die für die erste Tagereise hinreichte, er rech-
„nete mir vor, wie viel noch übrig bliebe,
„und nannte mir auch den Ort, wo er es der
„größern Sicherheit wegen verwahrt habe.

„Wir traten sogleich unsre Reise an. Die
„Nacht war schön und unser Geist ward

„durch einen schwachen Strahl von Hoff-
„nung gestärkt, da wir einer Lage entron-
„nen waren, aus der wir fast in keine un-
„glückseeligere fallen konnten. Wir hatten
„nun die Aussicht, daß wir uns würden mit
„unsern ehemaligen Feinden vereinigen kön-
„nen, um unser zerstörtes Vaterland wie-
„der aufzurichten. Le Noir begleitete uns,
„und zeigte alle Spuren einer treuen Erge-
„benheit. Ich ward in meiner guten Meinung
„von ihm immer mehr bestärkt und freute mich
„daher sehr über seine Versicherungen, daß,
„sobald er nur mein Eigenthum in Sicher-
„heit gebracht habe, er sogleich die herrschen-
„de Partey verlassen wolle, sich mit uns
„vereinigen, um den Versuch zu machen,
„die Monarchie wieder herzustellen.

„Erlauben Sie mir hier nur ein Wort
„über meine politischen Grundsätze zu sa-
„gen, die, wie ich glaube, zugleich vielen
„meiner edlen Freunde angehören. So sehr

„ich die Wiederherſtellung der königlichen „Würde wünſche, ſo wenig wünſch' ich die „Erneuerung des Despotismus und der „alten verdorbenen Verfaſſung; ſo wenig „wie ich damals glaubte, als man ſich dieſer Verfaſſung widerſetzte, daß das die „Urſache von der Anarchie und den Gräueln „ſeyn würde, von denen Frankreich jetzt zerrüttet wird.

„Ich bitte wegen dieſer Abſchweifung „um Verzeihung. Nachdem wir verſchiedene Meilen geritten waren, führte uns der „Weg durch einen dicken Wald. Das feierliche Dunkel umher dämpfte unſern Muth „und eine Wolke zog ſich vor den Mond. „Jetzt hörten wir den Schall von Pferden, „und bey einem ſchwachen Scheine, der einen „Proſpekt im Walde, der jetzt lichter ward, „erhellte, ſahen wir Waffen ſchimmern und „bemerkten, daß ſie ſich uns näherten.

„Le Noir sagte, wir sollten nicht ver-
„zagt seyn; er ritt ihnen entgegen. Nach
„einigen Minuten kam er in einer anschei-
„nenden Verwirrung zurück. Er sagte, daß
„er diese Leute (die den flüchtigen Royalisten
„nachsetzten) nicht von unsern Grundsätzen
„habe überzeugen können, und daß sie da-
„her entschlossen wären, uns selbst zu exa-
„miniren. Er rieth uns sogleich, uns zu
„zerstreuen, und zu fliehen, als die einzige
„Art, um ihnen aus den Händen zu kommen.

„Zu fliehen waren wir alle entschlossen,
„aber daß wir uns zerstreuet hätten, war
„unmöglich; denn ich konnte meine Tochter
„nicht verlassen und der Chevalier wollte sich
„von keinem von uns trennen. Als wir noch
„zögerten, ergriff Le Noir den Zaum von
„Adelaidens Pferde, und wollte sie dem Trup-
„pe entgegenführen; sie that einen gewal-
„tigen Schrey; der Chevalier galoppirte
„fort ihr beyzustehn, und stieß auf einige von

„den Räubern, die vorgerückt waren. In „demſelben Augenblicke fiel ich zu Boden, „von einem Schlage betäubt, den mir einer „von hinten gegeben hatte.

„Es vergieng einige Zeit, ehe ich mein „Bewuſtſeyn wieder erhielt. Als ich er„wachte, lag ich allein auf der Erde. Ich „erinnerte mich aller Umſtände und ſchloß „nun, daß der Chevalier getödtet ſey, daß „ich auch nur noch lebe, weil man mich für „todt gehalten habe, und daß meine Tochter „jetzt, wenn ſie noch lebendig ſey, den „ſchrecklichſten Beſchimpfungen ausgeſetzt „bleibe.

„Meine Verzweiflung war über alle Be„ſchreibung, ich raſete, riß mir die Haare „aus, ich weinte. — Ich verwünſchte das „grauſame Schickſal, daß mich nach dem „Untergange von allem, was mir theuer „war, aufbehalten hatte. Meine Verzweif-

„lung ward zum Wahnsinne, und ich war „entschlossen, den Tod zu suchen, der mich „vermieden hatte, und mich selbst in die Hän„de meiner blutdürstigen Verfolger zu liefern.

„Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, „hört' ich ein tiefes Aechzen im dicken Gebü„sche dicht neben mir. Ich ging näher, und „beym Licht des Mondes, der jetzt hell „schien, entdeckt ich auf dem Boden einen „armen blutbedeckten Menschen, der mit „den heftigsten Verzuckungen des Schmer„zes da lag. Mein Mitleid trieb mich an, „daß ich einen Versuch machte, ob ich ihm „nicht Linderung schaffen könnte, und als ich „mich noch mehr näherte, nannte er mei„nen Namen. Jetzt erkannte ich ihn. Es „war ein Einwohner aus meinem Dorfe, „und da ich mich erkundigte, wie er in diese „unglückliche Lage gekommen sey, antwor„tete er mit einem Seufzer, sie sey ein „gerechter Lohn für seine Niederträchtigkeit

„und Undankbarkeit, daß er Le Noirs Ver„rätherei unterstützt habe; er hoffe aber noch „so lange zu leben, um mir so viel entdek„ken zu können, daß ich seinen fernern „Streichen zuvorzukommen im Stande sey.

„Er sagte mir nun, daß Le Noir die„se Liebe gegen mich nur erheuchelt habe, um „zu erfahren, wo ich mein Vermögen verbor„gen hätte. Daß er uns der Partey, der „wir begegnet wären, verrathen hätte, und „daß er die schändlichsten Absichten auf mei„ne Tochter habe. Hier riß meine Geduld, „und mein Unwille ward Raserei. Ich bat „ihn dringend mir zu sagen, wo man Adel„heid hingeführt habe, weil ich ich zum Ver„suche entschlossen sey, sie wieder zu befreien, „es möchte für mich auch Folgen haben, wel„che es wolle.

„Als ich noch sprach, ward ich wieder „von einem plötzlichen Geschrey hinter mir

„erſchreckt, dieſem folgten mehrere Flinten-
„ſchüſſe. Drey Reuter ſprengten aus dem
„Walde von einer Rotte zu Fuße verfolgt,
„die die Flüchtlinge eingeholt hatten, weil
„die Pferde in den verworrenen Fußſteigen
„des Waldes nur langſam fortkommen konn-
„ten. Jetzt waren ſie auf dem offenen
„Platze, und die Reuter würden nun ihren
„Verfolgern bald weit voraus geeilt ſeyn,
„wenn nicht eins von den Pferden von einer
„empfangenen Wunde niedergeſtürzt wäre;
„in Fallen zog es ſeinen Reuter mit zu Bo-
„den. Seine Gefährten vernachläßigten
„ſogleich ihre eigene Sicherheit, wandten
„ſich gegen ihre Verfolger, entſchloſſen, das
„Schickſal ihres unglücklichen Freundes zu
„theilen.

„Ich ſah ſogleich, daß die Leute ihren
„zahlreichen Verfolgern nicht würden die
„Spitze bieten können. Ich, als ein ein-
„zelner Mann, konnte ihnen auch nichts
„helfen. Es fiel mir eine Liſt ein, wodurch

„ich vielleicht ſie und mich zugleich retten
„konnte; ich zog meinen Degen, ſtürzte
„ſchnell hervor, rief: Es lebe der König!
„und that, als wenn ich nach Gehülfen rieſe,
„die mir folgen ſollten, um die Rebellen an-
„zugreifen.

„Meine Liſt gelang. Die Rotte zer-
„ſtreute ſich, und ich fand, daß die Flücht-
„linge einige von der Nobleſſe aus der
„Gegend waren, die von dieſem Gleichheits-
„haufen waren gejagt worden. Ich entdeck-
„te ihnen mein Unglück, und die fürchter-
„liche Lage, in der ſich Adelheid befand,
„und ſie entſchloſſen ſich alle edelmüthig,
„mir in der Wiederſuchung meiner Tochter
„beyzuſtehn, oder im Verſuche umzukommen.

„Was meiner Adelheid in der Zwiſchen-
„zeit begegnete, muß ſie Ihnen ſelbſt erzäh-
„len, und ich bin überzeugt, daß ſie es ſehr
„gern thun wird.

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte.

Der Graf hielt hier ein, und die schöne Adelheid fuhr mit einer verlegenen Röthe in der Erzählung fort.

„Mein Erstaunen über den Ueberfall „war so groß, daß ich kaum wußte, was „vorfiel. Aber Le Noir beschwur mich, „still zu schweigen, weil dies uns die einzige „Hoffnung übrig ließe, unsern Verfolgern „zu entfliehn, mit denen er auf eine freund„liche Art umgehen müsse. Ich wußte nicht, „was ich thun, was ich denken sollte; ich fühlte „mich elend, denn ich wußte nicht, was aus mei„nem Vater, was aus dem Chevalier geworden „war; ich sah sie nicht mehr. Aber die Furcht

„vor jener Rotte, denen ich in die Hände
„gefallen war, und (ich gestehe es) immer
„noch das Vertrauen auf Le Noirs Recht-
„schaffenheit machten, daß ich seinem Ra-
„the folgte und stillschweigend fortritt.

„Als wir mit dem Zuge zusammen tra-
„fen; was mußt' ich da hören! — Meine
„Furcht ward beynahe Verzweiflung, so
„schreckliche empörende Erzählungen von Un-
„menschlichkeiten jeder Art mußt' ich anhal-
„ten. Wir nahmen unsern Weg durch den
„dunkeln labyrinthischen Wald, und ohngefehr
„nach einer Stunde bemerkte ich durch die
„Bäume den Schimmer eines Lichtes. Le
„Noir war mir ganz nahe und flüsterte
„mir zu, es sey das einzige Mittel zur Flucht,
„wenn ich mich stelle, als sey ich so ermü-
„det, daß ich nicht weiter könne; es war in
„der That beynahe der Fall. Ich nahm mir
„also vor, seinem Rathe zu folgen, weil ich
„doch in keine schlimmere Hände fallen konnte,

„als die waren, in denen ich mich befand, und „Le Noir brachte unsre Führer dahin, daß sie „mich sollten absteigen, und in dem Hause „ausruhen lassen, aus welchem das Licht „geschienen hatte. Er sagte, er wolle zu„rückbleiben und meine Wache seyn; auch „dies wurde nach einigen Debatten zugege„ben, aber doch bestand man darauf, daß „zwey oder drey von ihrer Parthey zurück „bleiben sollten. Dieser Umstand erleichter„te mehr meine Furcht, als daß er sie ver„größert hätte, denn ich war auf diese Art „nicht mit Le Noir allein, und zugleich „sah ich ein, daß ihm der Zug nicht ganz „traute, auf den wir gestoßen waren.

„Als wir uns dem Orte näherten, von „welchem das Licht geschimmert hatte, hat„te er das Ansehn eines zerstörten Klosters. „Wir mußten halten, weil wir an einem „Graben standen, der das Gebäude umgab. „Einer von den Leuten stieg ab, um den Weg

„auszufinden, und nach einigen Minuten „rief er uns zu, wir sollten ihm folgen; wir ka„men jetzt über an eine kleine Brücke, die nach „einem Thore in einem alten Thurme führ„te, der halb mit Epheu bedeckt war und „auf dessen flimmernden Blättern die „Strahlen des Mondes bebten. Ueber dem „Thore sahen wir ein erleuchtetes Fenster „und dies hatte uns eben hieher geführt. „Man forderte ungestüm Einlaß und das „Licht verschwand; bald nachher hörten „wir, wie sich ein Schlüssel im Thorschlosse „umdrehte, die Flügel öffneten sich mit ei„nem kreischenden Tone und im Thore stand „ein Weib, die eine Fackel in der Hand „hielt.

„Von allen weiblichen Gestalten, die ich „je gesehn habe, schien mir diese die schreck„lichste; sie war das vollkommenste Bild ei„ner Furie. Sie sahe mich mit einem wil„den Lächeln an, als wenn sie sich darüber

„freute, daß sie ein unglückliches Schlacht-
„opfer in ihre Gewalt bekomme. Sie
„wollte mich anreden, schwieg aber plötzlich
„wieder, vielleicht weil man ihr hinter mir
„ein Zeichen gab.“

„Dies überzeugte mich, daß diese fürch-
„terliche Gestalt wenigstens mit meinen
„übrigen Begleitern, wo nicht mit Le Noir
„selbst einverstanden sey; auch das letzte war
„kaum zu bezweifeln. Mein Herz wollte
„springen und ich sank zur Erde. Der weib-
„liche Dämon faßte mich beim Arm, und
„suchte mich mit einer sehr widrigen Stim-
„me zu trösten. Le Noir sagte ihr, daß
„ich vor Ermüdung umkomme, und sie führte
„mich nun in ein gräuliches Zimmer, wo
„man nur die kahlen Wände sah und einige
„von den Würmern zerfressene Stühle; sie
„sagte, ich sollte mich nur ausruhen, sie
„wolle gleich gehn und mir einige Erfrischun-
„gen bringen.

„Mein

„Mein einziger Wunſch war, meine Ge„ſellſchaft aus den Augen zu verlieren, ich „wollte daher weder eſſen noch trinken, ſon„dern bat nur, man möchte mich allein „laſſen. Nach einigen Schwierigkeiten ward „mir dieſe Bitte bewilligt, und ich ſaß nun „in der Stube allein, mit einem Lichte „vor mir.

„Als man die Thür verſchloſſen hatte, „ſtand ich auf und betrachtete die elende „Kammer, in der ich jetzt eingemauert war. „Alles umher war finſter und untröſtlich, „fürchterlich heulte der Wind durch die Spal„ten dieſer und der benachbarten Stube; „dies goß einen Schauder über meinen ganzen „Körper aus und ich hätte die Menſchen bei„nahe zur Hülfe gerufen, die ich eben noch ſo „ängſtlich fortgetrieben hatte. Ich wußte „nicht, was ich thun ſollte, ich nahm das „Licht um das andre Zimmer zu betrachten, „das mit dem zuſammenhing, in welchem ich

„war. Ich öffnete es und war kaum durch „die Thür getreten, als ich auch schon Stim„men in einer lauten und hitzigen Unterre„dung hörte; dieses Geräusch schien von der „entgegengesetzten Seite des Vorzimmers „herzukommen, in welchem ich jetzt stand.

„Meine Neugier ward sehr gereizt. Ich „konnte hier vielleicht die Absicht der Men„schen erfahren, in deren Gewalt ich war. „Ich stellte also mein Licht auf den Boden „und trat im Dunkeln leise auf; ich suchte „die Thür, durch welche die Stimmen ka„men, und fand sie leicht, weil mir Licht „durch eine breite Spalte entgegen schien.

„Ich stand mit stummer Aufmerksamkeit „und horchte auf ihr Gespräch, durch wel„ches ich bald alle die Schrecken erfuhr, die „mich umgaben. Le Noir erzählte dem „Weibe den ganzen Vorfall weitläuftig, zu„gleich mit seiner Verrätherey und seinen

„schändlichen Absichten auf mich, wie Sie „schon gehört haben. Er schloß die fürchter„liche Erzählung mit der Versicherung, daß „mein Vater und der Chevalier im Streite „gefallen wären.

„Mein Bewußtseyn verließ mich, ich stürz„te ohne Bewegung nieder. Das Geräusch, „das ich im Falle machte, führte die Elenden „zu meiner Hülfe herbey. Man erweckte „mich nach vielen Bemühungen aus einem Zu„stande einer ruhigen Unempfindlichkeit zum „Bewußtseyn; ich lebte nur wieder auf, um „zu fühlen, daß ich elend sey. Ich füllte „mit meinem Jammergeschrey das wider„hallende Gebäude. Sie wollten mich trö„sten, aber vergebens, und nun fingen sie „an zu drohen. Plötzlich hört' ich in diesem „fürchterlichen Augenblicke draußen ein ge„waltiges Geräusch. — Das Thor wird auf„gebrochen. — Meine Verfolger rennen fort „und ich bin in der Einsamkeit und im Dun-

„kel allein. Ich höre Degen klirren und mit
„Feuergewehren schießen; ich durchlebte einige
„Minuten einer fürchterlichen Ungewißheit,
„die für meinen Kopf zu schrecklich war, und
„plötzlich finde ich mich mit unaussprechli-
„chem Vergnügen in den Armen meines Va-
„ters und des Chevaliers wieder.

Sechzehntes Kapitel.

Die Erzählung wird fortgesetzt.

Adelheid hielt ein und der Graf fuhr in der Erzählung fort:

„Mein Geschrey und der ungewöhnliche „Ausruf: Es lebe der König! führten „zu unserer Hülfe noch mehrere Reuter her„bey, die auch zu den zerstreuten Royalisten „gehörten, eben so verfolgt waren wie wir „und sich jetzt um uns versammelten, da sie „diesen herzerfreuenden Ausruf hörten.

„Ich freute mich unter den Ankömmlingen „viele meiner Freunde zu finden, mit denen

„ich die Gefahren des Krieges, die Freuden
„der Hauptſtadt und die ruhigen Vergnü-
„gungen des Landlebens getheilt hatte. Aber
„welche Freude, als ich unter ihnen auch den
„Chevalier Florenville fand. Nur der kann
„ſie begreifen, der plötzlich einen geliebten
„Freund wiederfindet, den er für immer
„verlohren gab, und gar in eben dem Au-
„genblicke, in dem er ſeinen Verluſt am bit-
„terſten fühlte, wo er ihm eben erſt von der
„Seite genommen iſt, wo die Zeit keinen der
„Eindrücke geſchwächt hat, oder ihm die Da-
„zwiſchenkunft andrer Begebenheiten ſeinen
„Schmerz wenigſtens erleichtert.

„Ich fragte ſogleich nach meiner Tochter,
„aber von dieſer erfuhr ich nichts. Er war
„eben ſo wie ich im Streite vom Pferde ge-
„ſtürzt, war eben ſo wie ich um Adelheid be-
„ſorgt geweſen, und im Walde umhergeirrt,
„nur von ſeiner Verzweiflung geführt, als
„er meine Stimme gehört hatte. Es be-

„durfte keiner Ueberredung, um ihn mit uns
„zu unserm Unternehmen zu vereinigen, aber
„auch die übrigen nahmen sich meiner Sache
„an. Wir zogen sogleich fort und nahmen
„den Verwundeten als einen Wegweiser mit
„uns; sein Leben machten wir zum Pfande
„seiner Treue.

„Die Schwierigkeit, unsere Geißel mitzu-
„nehmen, machte, daß wir nur langsam
„fortrücken konnten. Nach vielen verdrüß-
„lichen Zufällen und überstandenen Hinder-
„nissen, kamen wir endlich da an, wo meine
„Tochter gefangen war. Wir brachen das
„Thor auf, das uns in seinem halbverfaul-
„ten Zustande nicht große Mühe machte, und
„nach einem schwachen Widerstande der Drin-
„liegenden, die bald den Streit aufhoben,
„da sie unsre Ueberlegenheit sahen, befreyten
„wir endlich Adelheid aus der fürchterlichen
„Lage, die sie Ihnen geschildert hat

„Wir ſahen ein, daß unſer Triumph nur „von kurzer Dauer ſeyn könne, denn ſobald „in der Gegend Lärm gemacht würde, ſo „waren wir von der gröſſern Anzahl über„wältigt; der Tag brach auch überdies ſchon „an. Wir entſchloſſen uns daher, das Ge„bäude ſogleich zu verlaſſen, indem wir un„ſern ermüdeten Wegweiſer der zärtlichen „Sorgfalt der liebenswürdigen Burgdame „überließen.

„Da wir doch zu ſchwach waren, uns wi„derſetzen zu können; ſo hielten wir es für „das Vernünftigſte, daß wir uns theilten. „Ich reiſte weiter, bloß vom Chevalier und „meiner Tochter begleitet.

„Welche Schickſale den andern begegnet „ſind, habe ich nie erfahren. Wir duldeten „unglaubliche Beſchwerden, und ich wun„dere mich, daß ſie Adelheid überſtanden „hat. Endlich, nachdem wir oft den ſchreck-

„lichſten Gefahren ausgeſetzt waren, kamen „wir zu Toulon an und ſchätzten uns glück„lich, unter dem Schutze unſrer edelmüthigen „Bundesgenoſſen zu ſtehn, die es damals „im Beſitze hatten.

„Wir faßten jeßt die kühnſten Hoffnun„gen, wie ſich plötzlich das Glück auf die auf„fallendſte Weiſe wenden würde, wir ſahen „mit vorwitzig ſehnſüchtigen Blicken der Wie„derherſtellung des Friedens und Eigenthums „unter einer vernünftig organiſirten Regie„rung entgegen. Aber ach! wir erwachten „bald von dieſen bezaubernden Träumen! „Es ward eine Macht gegen Toulon abge„ſchickt, die zu ſtark war, als daß ſie durch „alle Anſtrengungen der tapfern Beſatzung „zurückgeſchlagen werden konnte; eine Be„ſatzung, die außer den raſenden, ſich im„mer häufenden Feinden vor den Thoren, „noch mit einem verrätheriſchen, verſtellten „Pöbel innerhalb der Stadt zu kämpfen hatte.

„Der Ausgang ist bekannt. Ich füge nur „noch hinzu, daß ich noch zuletzt durch den „größten Zufall so glücklich war, mein Kind „vom Schauplatze des Schreckens und der „Verwüstung zu entfernen, und es in Si„cherheit an ein Englisches Schiff zu bringen. „Aber ach! wir verlohren den Chevalier. Er „war eine zu große Seele, um an seine ei„gene Sicherheit zu denken, er machte unsre „Flucht sicher und begab sich dann wieder zu „den Englischen Seeleuten, um entweder „mit dem Schiffe vom Lande sich zu entfer„nen, oder es zu verbrennen, ehe er es in „der Gewalt seiner schändlichen Verfolger „lassen wollte Was nachher aus dem edel„müthigen Jünglinge geworden ist. —"

Der Graf hielt ein, Thränen füllten seine Augen, aber er bemerkte den Gram der unglücklichen Adelheid und unterdrückte sogleich den seinigen.

Siebenzehntes Kapitel.

Le Noirs Abentheuer mit einer Anzahl Matroſen.

Es iſt Zeit, daß wir unſerm Helden wieder folgen, der auf der Straße nach London fortgeht. Doktor Portwell war ohne Urſach beſorgt geweſen. Le Noir war nicht einer von jenen unvernünftigen Abentheurern, die ſich dem Zufall aus Narrheit und ohne einen hinreichenden Grund Preis geben. Er wußte, das im gegenwärtigen Falle Ehrlichkeit die beſte Politik war. Denn er konnte dem Doktor nichts entwenden, deſſen Koſtbarkeiten die Folgen der Entdeckung aufgewogen hätten. Die Armuth verſuchte ihn nicht, denn

seine Börse, wie wir schon angemerkt haben, war reichlich gefüllt, und er hatte Empfehlungsschreiben an mehrere Leute in London, deren Grundsätze, wie er glaubte, nicht so wankelmüthig seyn würden, als die von seinem Freunde in Winchester es waren Er setzte seine Reise aber doch zu Fuße fort, weil er glaubte, daß er so die beste Gelegenheit habe, mit einer Bürgerklasse ins Gespräch zu kommen, die sich wahrscheinlicherweise am leichtesten zu seiner Lehre bekehren ließe.

Er war erst wenige Meilen fortgegangen, als ihn ein heftiger Sturm mit Regen und Wind überfiel. Er sah sich gezwungen, ein Obdach in einem kleinen Wirthshause zu suchen.

Seine erste Sorge war, sich in der Küche an ein Feuer zu setzen, um seine Kleider wieder trocken zu machen. Er fand hier eine Menge Menschen versammelt, deren Klei-

dung und Sprache ihm verriethen, daß sie Seeleute waren. Sie waren sehr emsig damit beschäftigt, daß einer nach dem andern Bier aus einem Kruge trank, mit allem Lärmen und Fröhlichkeit, die diesen Söhnen des Neptun eigen ist Mit ihrer gewöhnlichen Gastfreundlichkeit boten sie dem Fremden sogleich den Krug an und er nahm ihn mit einem Danke. Er hatte viel von der gewaltsamen Art gehört, mit der Matrosen oft gezwungen sind, auf den Schiffen des Königs zu dienen, er hatte sich also große Vorstellungen von ihrer daraus folgenden Unzufriedenheit gemacht und wie leicht es ihm seyn müsse, diese Unzufriedenheit durch künstliche Ueberredung noch zu vergrößern.

Er saß und erwartete eine Gelegenheit, um dies einzuleiten, die sich ihm bald von selbst darbot. Ein Matrose wünschte sich selber mit einem derben Fluche Glück, daß er noch dem Preßgange in Portsmouth entwischt sey.

„Ja, (sagte ein anderer) wahrhaftig! „Glück wars. Es wär verflucht gewesen, „wenn wir nach so vielem Kreuze nicht etwas „mit einander hätten jubeln können und un„ser Lumpengeld ausgeben. — Hohl doch der Teufel die Lümmels, sag' ich; kämen sie mir „in den Weg, ich wollt' ihnen die Jacke ein „wenig ausklopfen."

Unser Held rief aus: „Das heißt, wie ein „ächter Engländer gesprochen! Ich bewund„re Euren Muth, — wendet ihn nur einmal „alle an, und Ihr seyd auf einmal frei. Wenn „Ihr Euch widersetzt; so könnt Ihr nicht ge„preßt werden.

„Aber zum Henker ja, Ihr könnt es, (rief „ein andrer) und wenn Ihr Euch widerseth„tet, bis ihr schwarz würdet Ich habe mich „auch widersetzt, bis mir denn alle Glied„maßen so zusammengewalkt wurden, daß „ich mich nicht rühren konnte, und endlich

„kam ich denn doch nach manchem chriſtlichen
„Fluche an Bord.

„Ja, (antwortete Le Noir) das macht,
„weil Ihr Euch nicht vereiniget, und einen
„allgemeinen Plan entwerft. Wenn einige
„Hundert von Euch ſich zuſammenthäten,
„ſo das Land durchſtrichen, und alle übrigen
„an ſich zögen, wer wollte Euch denn noch
„zum dienen zwingen.“

„Das Land durchſtrichen! (rief der Seemann
„aus) ein Landſtreicher werden; ey, gehor-
„ſamen Dank! proſit die Mahlzeit! — hier,
„Herr, dien ich, — aber pflügen und ſäen!
„— Pfuy! — Nein! Mir fehlt nichts, als
„Zeit um mein Geld auszugeben, die Kan-
„ne, ein Mädchen und ein Fidler, und
„denn, Mus jehs ſorgt für Euch ſelbſt; Ihr
„könnt Euch meinetwegen zum Henker
„ſcheren.“

„Und warum seyd Ihr immer noch gegen „die Franzosen so eingenommen? (fragte Le „Noir) Sie wünschen Eure Freunde zu „seyn. — Mit Euch in Friede und Freund„schaft zu leben, und Euch eben so frey zu „machen, wie sie es sind.

„Zum Satan mit der Freyheit! (schrie „Jack) Mich hatten sie mal im Gefängnisse „fest, in einem armseeligen Loch mußt ich „mich zusammen kauren und wilde Bohnen „fressen."

„Wilde Bohnen! (sagte Le Noir) es „war gewiß türkischer Weizen.

„Das ist alles Eins! (sagte Jack) hohl's „der Henker alles durch einander! — Aber „zeitlebens, so oft ich einen von den magern „Hunden begegne, werde ich ihre verfluchten „Fasttage nicht vergessen. Und denn sind „sie auch noch die hundsköpfigsten Narren

auf

„auf Gottes Erdboden. Ich habe keinen ge„funden, der geſunden Menſchenverſtand „hatte. — Was hab' ich hier in der Hand? „Das ſag mir mahl.'

Alle ſchrieen laut: „Zum Henker, einen „Krug!"

„Nu freilich iſt es ein Krug, zum Henker. „Aber wie glaubt ihr, daß ihn die Franzö„ſiſchen Gänſeköpfe nennen? Seht, ſie nen„nen ihn einen Po. Ich war beynahe ban„ge, der fremde Herr wäre ein Franzoſe, „weil er ſo von ihnen ſprach, aber ſo ein „Narr iſt er doch nicht, das einen Po zu „nennen."

„Komm (ſchrie ein andrer und nahm die „Kanne in der Hand) hier iſt Alt-England „mit der ganzen Welt im Kriege, ſag' ich, „denn da mit den hungrigen Franzoſen iſt „nichts anzufangen. — Soll mir's Bram-

„ſegel zu Stücken gehn, wenn ich mich nicht „mit den Spaniern rumſchlagen möchte. — „Bey denen iſt was zu machen.

„Ja (rief ein andrer) und denn die Sacker„mentskeris, die dem Papſte in Rom gehö„ren. Viel zu machen iſt bey ihnen nicht. „Schon ſo ein kahlgeſchorner Pfaffe da, hätte „mich beynahe an den Galgen gebracht, „weil ich meine Pfeife mit einem großen „Lichte anſteckte, das vor einer breiten höl„zernen Puppe ſtand. Ich möchte ſolche un„dankbare Hunde gleich maſſakriren; ganz „von den verdammten Franzoſen wären ſie „aufgefreſſen worden, wenn unſre braven „Dragoner nicht gekommen wären und ſie „vom Papſtthum und der Sklaverey erlöſt „hätten.“

Als das Getränk immer noch herum ging, ward auch die Unterhaltung noch lebhafter, aber mit dieſer ſteigenden Lebhaftigkeit wuchs

zugleich ihre Antipathie gegen die Franzoſen, die noch durch verſchiedene abgeſungene Matroſenlieder vermehret wurde. Nun ſank die Hoffnung unſers Helden. Er war überzeugt, daß dieſe Geſellſchaft in einer Stimmung ſey, in der ſie nicht ſehr auf ſeine Lehre horchen würde; er wollte ihnen auch nicht ſagen, daß er ſelbſt immer die abgeſchmackte Thorheit gehabt habe, einen Krug einen Po zu nennen.

Er ergriff die erſte Gelegenheit, das Haus zu verlaſſen, als der Sturm vorüber war; weil er mitgetrunken hatte, wollte er nun auch einen Theil der Zeche bezahlen, aber die edelmüthigen Matroſen gaben dies nicht zu, ſondern ſagten, ſie hätten Geld genug, und ſie wollten jedermann bewirthen, der heut in dies Haus käme. Er mußte aber noch einen Zug auf den Untergang der Feinde von Alt-England thun, ſowohl zur See, als zu Lande. So ungern er es auch that, ſo mußte er doch in dieſen Wunſch einſtimmen.

Achtzehntes Kapitel.

Ein demokratiſcher Landjunker.

Le Noir wurde nun ſeiner Fußreiſe überdrüßig. Das gemeine Volk auf dem Lande war gar nicht erleuchtet genug, um ſeine Lehren zu begreifen, er war auch müde, da er ſchon weit gegangen war, und entſchloß ſich daher, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, ſeine Reiſe bequemer und zugleich auf eine vornehmere Art fortzuſetzen, ſeine Beredſamkeit nicht mehr an Sanskülotten aus der Provinz zu verſchwenden, ſondern ſich wieder unter die höhern Stände zu miſchen, bis ſich eine Gelegenheit zeigte, wo er ſeine Abſendung dem vernünftigern Volke der Hauptſtadt eröffnen könne.

Obgleich sein Plan eine allgemeine Belehrung war; so glaubte er doch, er würde seine Zeit verschwenden, wenn er sich auf eine gewöhnliche Postkutsche setzte. Er wollte daher in der ersten Stadt Postpferde und einen Vorreiter nehmen.

Dies that er auch zu Alresford und reiste nun zu Pferde weiter. Er war noch nicht weit von der Stadt entfernt, als er Hundegebell und Menschengeschrey durcheinander hörte; in demselben Augenblicke lief ihm ein Hase über den Weg, von einer Kuppel Jagdhunde und vielen Menschen zu Pferde verfolgt.

Unser Abentheuer ward durch diesen neuen Anblick überrascht, er lenkte sein Pferd aus der Straße und folgte den Hunden, welches um so leichter geschehn konnte, da das Land völlig offen und der Hase beynahe eingeholt war. In weniger, als einer Viertelstunde,

hatte er nun die Ehre, beym Tode des Verfolgten zugegen zu seyn.

Nachdem der Triumph vorüber und der Leichnam in die Jagdtasche gethan war, suchten die Jäger nach einem andern Hasen und als sie sich nun nach dem Kreuzwege wandten, gerieth Le Noir in den Zug.

Da er bloß in der Gesellschaft ein Zuhörer war, so war seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf ihre Unterredung gespannt, die sich aber hauptsächlich auf die Vorfälle der Jagd bezog. Die zugegen gewesen waren, ließen sich über die schnelle Verfolgung sehr weitläuftig aus, sie lobten die Hunde besonders, die sich im Nachsetzen am besten gezeigt hatten; die zurückgebliebenen beschrieben die gefährlichen Sprünge, die sie mit den Pferden gemacht hätten, als wenn bloß ihr zu dreistes Reiten Schuld gewesen wäre, daß sie die übrigen nicht eingeholt hätten.

Für alle dieſe Nachrichten intereſſirte ſich Le Noir ſehr wenig. Aber zwey von der Geſellſchaft, der eine der Herr der Jagd, und der andere ein Geiſtlicher, wie er nach ſeiner Kleidung ſchien, verriethen durch die Heftigkeit ihrer Gebehrden, daß ſie in einem wichtigen Streite verwickelt wären.

Le Noir nähertre ſich ihnen ſo ſehr, als es nur die Lebensart erlaubte, er horchte nun ſehr aufmerkſam auf ihr Geſpräch; das erſte, was er vernahm, waren folgende Worte des Geiſtlichen.

„Zum Henker! gnädiger Herr, iſt es da „noch Zeit, von Vernunft zu ſprechen, wenn „die Franzoſen vor unſern Thüren ſtehn?“

„Und wenn ſie innerhalb unſern Thüren „wären (antwortete der Junker) wo wäre „denn das Unglück? Kann es mir nicht gleich „ſeyn, ob eine einbrechende Armee mich

„plündert, ein habsüchtiger Minister mich „aufzehrt, ein bestochenes Parlement mich „verräth, oder ein Hause von unverschämten „Lords und Baronen mir Trotz bietet? Men„schen, die sich durch Rang und Titel ein „närrisches Ansehn geben, das sich durchaus „nicht mit den gleichen Rechten eines freyen „Volks verträgt? Nein, mein Herr, die „Franzosen sind klüger, sie haben ihren Irr„thum eingesehn, und sich des unnützen, „verderblichen Geschmeißes entledigt

„Und Sie wollten also (erwiederte der „Pfarrer) Ihr ganzes Eigenthum dem Sy„stem der Gleichheit aufopfern, um nur nicht „die Kränkung zu erdul.en, daß ein Lord „vor Ihnen aus dem Zimmer gehen darf, „oder vom Wildpret das erste Stück erhält?"

„Kränkung genug (antwortete der zornige Junker) „der armseelige Schlucker, der „Thomas Tinker, widersetzte der sich mir „nicht neulich auf einem Kreuzwege? Er

„konnte nichts gegen meine Beweiſe ſagen,
„aber doch hatte man mehr Achtung vor ihm,
„als vor mir, und das deswegen, weil er
„ein jämmerlicher Baronet iſt. — Hohl doch
„der Teufel ſolche künſtliche Unterſchiede;
„das ſage ich; ſie ſind eine Satyre, auf die
„natürliche Gleichheit der Menſchen. — Das
„ſag' ich. — Schwerenoth! Du Beſtie!
„willſt du mir in Henkers Namen nicht die
„Hunde überreiten! Daß ich dir nicht mit
„der Karbatſche über den Puckel komme!
„Wie können ſich ſolche Schufte unterſtehn,
„in eine Jagd zu reiten, um die Hunde ei-
„nes Edelmanns zu zertreten?"

(Dieſe Worte wurden an einen armen Schneider auf einem ausgehungerten kleinen Klepper gerichtet. Er hatte ein Paar Beinkleider unter dem Arme, die er einem Pächter in der Nachbarſchaft bringen wollte, aber das fröhliche Getöſe hatte ihn verleitet, von ſeinem ordentlichen Wege abzuweichen).

Der Junker fuhr fort: „Was sie da sagen, „daß die Franzosen unser Eigenthum neh„men, und uns die Köpfe herunterschlagen „werden, davor ist mir nicht bange. — Kei„ner wird leiden, der wahre Begriffe von „Freiheit und Gleichheit hat, so wie ich. „Wenn sie aber unsere hochmüthigen Lords „und Baronets am Halse kürzer machen und „unsre Geistlichen hindern, den Zehnten von „unsern Einkünften zu nehmen, — da seh' „ich kein großes Unglück. Das ist alles, wie „ich glaube, was uns die Franzosen thun „würden."

„Man sehe nur, was sie gethan haben „und noch in Flandern und Halland thun!" sagte der Geistliche.

„Lügen! lauter Lügen! (antwortete der „Junker) lauter Erfindungen der Aristokra„ten. So sagte mir ein vernünftiger und „unparteyischer Franzose, den ich neulich

„ſprach. — Ich wollte, er wäre hier, um „das zu bekräftigen, was ich ſage.“

Dies war eine zu ſchöne Einladung für unſern Helden, als daß er ſie hätte ſollen fahren laſſen. Er ritt ſogleich den Disputirenden näher, beugte ſich ehrerbietig und ſagte: „Meine Herren, ob ich gleich nicht die Ehre „habe, von Ihnen gekannt zu ſeyn; ſo nehme ich mir doch die Freyheit, mich Ihnen als ein Franzoſe anzukündigen. Ich „freue mich, daß ein ſo hochachtungswürdiger Mann von der Gleichheit der Menſchen „ſo richtige Begriffe hat und daß er die Abſichten meiner Landsleute ſo wahr beurtheilt. „Da ich völlig von den Operationen unſerer „Armeen in Holland und Flandern unterrichtet bin; ſo kann ich Sie verſichern, daß „man Ihnen ganz wahre Nachrichten gegeben hat, und wenn die Armeen dies Land „hier beſuchten; ſo würden ſie finden, daß „ſie hier eben die Grundſätze der Freundſchaft und Bruderliebe äußern würden.“

Der Junker, der durch diese Hülfe neuen Muth erhielt, fing den Angriff mit erneuerten Kräften an, und je mehr sein Feuer wuchs, je mehr erlosch das seines Gegners. Der Pfarrer von außen mit Flüchen bestürmt, indeß seine Garnison inwendig auch unzuverläßig war (denn er hatte mehr als einen Grund, warum er nicht seinen Gegner ernsthaft aufbringen wollte) gab endlich den Kampf auf, und die Beweise des Junkers trugen den Sieg davon.

Er war darüber so froh und mit seinen Hülfstruppen so zufrieden, daß er Le Noir nach seinem Hause einlud; eine Einladung, die dieser sogleich annahm. Nachdem man ohne Erfolg nach einem andern Hasen gesucht hatte, ritten Le Noir, der Geistliche und noch einige von der Gesellschaft nach dem Hause des Edelmanns, das nicht weit entfernt war.

———

Neunzehntes Kapitel.

Verhör eines Wilddiebes.

Die Gesellschaft saß bey einem reichlichen Mittagsmahle, bey dem zugleich dem Bachus geopfert ward.

Während dieser Ceremonie sprach man, wie gewöhnlich, von der Jagd, dem Ackerbau, man verleumdete, redete über Religion, und riß Zoten, sprach denn wieder von den Auflagen und zuletzt über politische Gegenstände. Hierüber, so wie über das vorige, waren die Meinungen der Gesellschaft getheilt, die Politik aber ward mit großer und allgemeiner Ernsthaftigkeit abgehandelt, da in diese

Unterhaltung sich jedermann einmischen konnte; denn wie Junker Western *) mit Recht beobachtet, ist ein Gespräch über den Zustand der Nation etwas, das jedermann versteht.

Mit einem Gespräche hatte man angefangen, und endigte nun mit einer Rede. Die Weisheit, oder wenigstens der Enthusiasmus des des Junkers war sehr durch große Züge starken Biers beym Essen, und großen Kelchen voll Porter nach Tische, erhöht. Er riß nun das ganze Gespräch allein an sich; eine stumme Aufmerksamkeit auf sein Rednertalent war die Abgabe, die jedermann entrichten mußte, der an seiner Gastfreyheit Theil nehmen wollte. Er ward daher selten von jenen Aristokratischen Geistern besucht, die seine Gleichheitsideen darauf anwandten, daß sie eben so großen Antheil, als er, an der Unterhaltung haben wollten.

*) Tom Jones, Viertes Buch, viertes Kapitel.

Er strengte nun seine Phantasie, oder vielmehr sein Gedächtniß an, um alle jene unsinnigen Gemeinplätze herzusagen, die er je gegen die eingeführte Ordnung und gegen eine eingerichtete Regierung gehört hatte; er verschönerte alles durch seine selbsterfundene schöne Diktion und durch eine schöne Ordnung, in die er alles brachte. Indeß er auf den höchsten Punkt seiner Rede war und mit vieler Energie die Thorheit der Rangordnung auseinander setzte und darauf schalt, auf die Ungerechtigkeit, daß einzelne Stände sich Rechte angemaßt hätten, die die Natur auf alle Menschen verbreitet habe: ward er plötzlich durch einen eintretenden Bedienten unterbrochen, der ihm meldete, daß man eben einen Wilddieb, der einen Hasen gefangen, ergriffen habe.

Ueber diese Nachricht gerieth der Vertheidiger der Gleichheit in Wuth, er befahl, daß man den Verbrecher sogleich vor ihn bringen

ſolle. Es geſchah; ein armes, elendes Geſchopf, von Hunger ausgedörrt und mit allen Merkmahlen des Elendes und Mangels bezeichnet, ward in die Geſellſchaft geführt, vom Hegereiter bewacht, der den Beweis ſeines Verbrechens in den Händen hatte.

Der Edelmann, oder wie ich ſagen ſollte, der Richter, denn dieſem eifrigen Vertheidiger der Geſetze war ihre Verwaltung anvertraut, eine Ehre, auf die er ſich nicht wenig zu gute that, und die er oft dazu anwandte, Ankläger und Richter zugleich zu ſeyn. Er fing nun an, den zitternden Verbrecher zu verhören.

„Du Spitzbube! (rief er) ja, du magſt „dich nun fürchten, denn ich ſeh es dir an „den Augen an, daß du ein Spitzbube biſt. „Wie ins Teufels Namen, — aber zum „Schwernoth! ich will nicht fluchen, — wie „ins Teufels Namen, ſag ich, konnteſt Du „dich

„dich unterſtehen, in den Grenzen meines „Gutes zu ſtehlen? Weißt du denn nicht, „daß dich das Kirchſpiel unterhält? — Daß „du keinen Pfennig haſt, wenn ihn dir nicht „beſſere Leute geben? — Und du unterſtehſt „Dich doch" —

Der Junker ward hier von ſeiner Hitze unterbrochen, der arme Schelm glaubte, daß dies eine gute Gelegenheit ſey, um etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen, er fing alſo an:

„Wenn Ew. Gnaden geruhen wollten" — „Ew. Gnaden werden nicht geruhen (rief „der zornige Richter) Ich will ſolche Spitz„buben den Reſpekt lehren, den ſie ihren „Vorgeſetzten ſchuldig ſind. Ich will dir „zeigen, was es auf ſich hat, wenn man die „Geſetze übertritt.

„Wahrhaftig, Ew. Herrlichkeiten (ſagte

„der Unglückliche) ich that es nicht für mich
„selbst. Ich war immer, wie das ganze
„Kirchspiel weiß, ein arbeitsamer Mann,
„ich habe nie irgend einem Menschen einen
„einzigen Kupferpfennig entwandt, ich bin
„auch dem Kirchspiele nie wegen eines Bissens
„Brodt zur Last gefallen, außer im letzten
„Winter, wo ich mich erkältete, weil ich bis
„an den Knieen im Wasser arbeitete, um
„Ew. Gnaden Fischteich zu reinigen; dies
„zog mir die Flüsse zu. Ich that es auch
„nicht des Gewinnstes wegen, sondern einem
„armen schwangern Weibe zu gefallen, die
„ein Gelüste nach einem Hasen hatte.“

„Seht doch, ein Gelüste nach einem Ha-
„sen! (sagte der Edelmann) das schickt sich
„gut für die Weiber von solchen Kerlen, ein
„Gelüste nach einem Hasen, oder nach ir-
„gend etwas zu haben: nächstens werden sie
„wohl ein Gelüste nach einem von meinen sil-
„bernen Löffeln haben. — Nein, ich sage euch,

„ich werde immer ein wachsames Auge auf
„mein Jagdrevier haben, und ich möchte
„keinen Hasen einbüßen, und wenn ich alle
„Bälge der Bettler im Dorfe damit retten
„könnte. Wir alle haben uns heute lange
„herumgetrieben, wie diese Herrn bezeugen
„können, ohne nur eine einzige Spur anzu-
„treffen, und das bloß deswegen, weil dein
„Weib ein Gelüste nach einem Hasen hat.“

„Mein Weib ein Gelüste nach einem Ha-
„sen? (unterbrach ihn der Verbrecher) Gott
„erhalte Ew. Gnaden, meine Margarethe
„hat das wohl schon mehrmals genossen.
„Sie würde auch lieber ein gut Stück Speck
„essen, als alle Hasen des Kirchspiels. Aber
„davon wissen wir jetzt wenig zu sagen. Als
„der alte Ralph noch hier lebte, da erhielten
„die armen Leute wohl noch manchen Bissen
„im Jägerhause, aber die Tage sind jetzt
„vorbey, die Zeiten sind gewesen.“

Der Junker sah ihn sehr zornig an, aber der Delinquent fuhr fort.

„Nein, gnädiger Herr, nicht für Mar„garethe stellte ich das Garn aus. Für Miß„triß Molly Lavander geschah es, die im „Hause Ew. Gnaden wohnt. (der Junker „sah jetzt gnädiger aus) Sie wollte, daß ich „es thun sollte, sie sagte, sie wollte allen „Schimpf auf sich nehmen, aber wir wuß„ten schon, daß Ew. Gnaden darüber nicht „würden böse werden."

Der Richter fiel ihm in die Rede. „Schon „gut, schon gut, ich will nicht mehr von „deinem dummen Zeuge hören, ich will jetzt „in dieser Gesellschaft nicht die Zeit länger „damit verderben, Richtergeschäfte auszu„üben. Ich will die Sache untersuchen, „wenn ich mehr Zeit habe. Da, führt den

„man in dieſem entarteten Zeitalter nur ſel„ten antrift. Sie haben geſehn wie unhöflich „mich der Mann behandlte, der mich ſo eben „verließ, ich will Ihnen alſo mit Ihrer gü„tigen Erlaubniß den Punkt unſers Streites „ganz kurz auseinander ſetzen, und Sie ſollen „denn ſelbſt ſagen, ob ich nicht vollkommen „Recht hatte.“ Le Noir ſagte, wie be„gierig er ſey, und der Jakobit fing ſo an.

„Mein Herr, dies ganze Jahrhundert „hindurch ſind wir durch glänzenden Vorſpie„gelungen in unaufhörliche Krige verwickelt, „in denen die Siege für uns eben ſo ſchäd„lich ſind als die Niederlagen. Ich er„ſchrecke immer wenn ich die Zeitungen leſe, „ſie mögen nun auch enthalten, was ſie wol„len. Als wir Landrecy einnahmen, fürch„tete ich, daß wir nun geradesweges nach „Paris marſchiren würden, das wäre un„ſer größtes Unglück geweſen; jetzt haben „die Franzoſen Amſterdam eingenommen

„und wir sind gänzlich ruinirt. Diese Deut„schen Allianzen sind unser Verderben. „Nichts kann uns retten, als daß wir un„sern Irrweg wieder zurück gehn, wieder „zu den ersten Grundsätzen zurückkeh„ren — indem, — indem, — zum Ele„ment, — indem, — nun, Sie verstehn „mich doch, mein Herr."

Diese letzten Worte begleitete er mit einem Winke des Auges und einem Drucke der Hand, die mehr sagten als das Ohr vernahm.

Auf diese herzliche Gebehrde antwortete Le Noir „Ja, mein Herr, vollkommen; „ich verstehe Sie vollkommen." Und er war auch würklich davon überzeugt. Aber nichts war verschiedener als was sich jeder bey den Worten dachte, daß man zu den ersten Grundsätzen zurückkehren müsse. Der Jakobit meinte die Ansprüche des Hauses Stu-

art, der Jakobinische Missionair irgend eine eingebildete Epoche der Englischen Geschichte, in der der demokratische Theil reiner repräsentirt und zugleich mächtiger gewesen wäre.

Ein kritischer Leser möchte mir hier vielleicht vorwerfen, daß meine Erzählung unwahrscheinlich würde. Er hält es vielleicht für ganz unmöglich, daß ein Mensch, der nur irgend etwas von der Englischen Geschichte weiß, im Wahne stehn könnte, daß als Volk jemahls in frühern Zeiten an der Regierung mehr Antheil gehabt hätte. Ich müßte meinen Fehler eingestehen, wenn wir nicht eben diese abgeschmackten Behauptungen von jedem Kaffehausredner, von jedem Zeitungsschreiber, von jedem Verfasser von Pamphleten wiederhohlen hörten, die durch eine falsche Darstellung das Gemüth des Volks vergiften wollen, indem sie behaupten, daß die Saxen das System einer gleich-

mäßigen Repräsentation eingeführt hätten, dies sey von den Normannen bestätigt, von den Plantagenets völlig eingerichtet, vom Hause Tudor beschützt, von den Stuarts angegriffen, mit Abänderungen von Oliver Cromwell wieder hergestellt und seitdem verdorben und gefallen, bis es nun endlich die gegenwärtige Regierung völlig zernichtet habe.

„Ich kehre zurück. — Mein Herr (fuhr „der Jakobit fort) Die verfluchte Revolu„tion hat uns nun völlig ruinirt, sie gab un„serer Freyheit und Unabhängigkeit den letz„ten Stoß. — Der verdammte Prinz von „Oranien, dem die Whigs den Schimpfna„men König Wilhelm geben, die Idee, daß „wir uns aus Holland und Deutschland Per„sonen ausbitten, die uns regieren möchten. „— Davon, mein Herr, schreibt sich all unser „Unglück her, der gänzliche Verfall aller „öffentlichen und Privattugenden."

Der

Der Redner hielt ein und unſer Miſſionair hielt dies für eine gute Gelegenheit, ſeine eignen Ideen zu äußern, denn er glaubte jetzt, daß er mit einen ächten Schüler des Thomas Paine rede, da er ſich der beißenden Satyre dieſes Mannes gegen die Narrheit der Engländer erinnerte, daß ſie nach einem Könige nach Holland geſchickt hätten. Er ſetzte alſo folgendermaßen die Unterredung fort:

„Ihre Bemerkung, mein Herr, iſt ſehr „richtig, der Gedanke, daß man den einen „König abſetzt und nach einem andern außer „Landes ſchickt, iſt ohne Zweifel ſehr abge„ſchmackt. (Der Jakobit lächelte ihm Bei„fall zu) Aber genau genommen, wenn Sie „einmal gequält werden ſollen, iſt es nicht ei„nerley, ob es durch einen Einheimiſchen „oder durch einen Fremden geſchieht? — „Warum folgten ſie nicht dem Beiſpiele das vor Ihnen lag, warum kopirten Sie ſich

„nicht selbst? Aus welchem Grunde fürchte„ten Sie sich, Jakob dem zweiten 1688 eben „das zu thun, was sie Karl dem ersten zu „Whitehall 1640 gethan hatten und was wir „zu Paris 1793 seinem Nachkommen tha„ten?“ *)

„Hölle und Teufel! (schrie der wüthen„de Jakobit) spreche ich mit einem Men„schen oder mit einem Teufel? — Du Lä„sterer, Du Böswicht! — Du lästerst den „ehrwürdigen Namen unsers heiligen Mär„tyrers? Schurke!“

Mit der Wuth eines Tigers stürzte er jetzt auf unsern erstarrten Helden. Zum

*) Es scheint nicht allgemein bekannt zu seyn, daß der unglückliche Ludwig der 16 der Nachkomme Karls des ersten war, und daß er daher ein näheres Recht an den Thron von Großbrittannien gehabt hätte, als die jetzige königliche Familie, wenn nicht die Einsetzungsakte gewesen wäre.

Glücke wurden die Kämpfer von eben dem Manne auseinander gebracht, der den Streitenden vorher verlaſſen hatte. Er kam aus dem Hauſe und zwang den Jakobiten fortzugehn, indem er den Jakobiner fragte, was einen ſo heftigen Streit nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft hätte erregen können. Dies veranlaßte das Geſpräch, das man im nächſten Kapitel finden wird.

Zweytes Kapitel.

Gespräch mit einem Whig.

Der Mann mit dem Le Noir jetzt eine Unterredung anfing, war ein eifriger Whig. Da er hörte, daß der Zank aus den gewaltigen Vorurtheilen seines vorigen Gefährten entstanden sey, bekam er für unsern Missionair, als einen Märtirer der Freiheit eine große Vorliebe, und er wünschte sehr mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Le Noir wies dies nicht zurück und beyde deklamirten bald enthusiastische Lobeserhebungen der öffentlichen Freiheit, sie beklagten den Verfall derselben in der ganzen Welt (Frankreich ausgenommen) und vorzüglich in dieser Insel.

Der Englische Politiker war ein groſser Bewunderer des Thomas Paine, deſſen Gründe er für unwiderleglich hielt, er eiferte heftig gegen die Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, daß man allgemeine religiöſe Gebräuche eingeführt habe, denn er war ein Presbyterianer; dadurch gewann er bald Le Noirs Vertrauen, der ihm bald alle ſeine Gedanken ohne Rückhalt entdeckte.

Der Leſer wird ſich ſelbſt die Bemerkungen denken können, denn es waren grade die, die man in jedem Winkel von den klugen Patrioten dieſes aufgeklärten Zeitalters hört. Das Reſultat war, daß die Franzöſiſchen Reformatoren die Engländer ihre Nachbaren in einer edlen Verachtung verjährter und allgemeiner Vorurtheile übertrafen, indem ſie die königliche Würde völlig verachtet, und alle religiöſen Vorurtheile abgelegt hätten, anſtatt den Verſuch zu machen, Einrichtungen die ſich durchaus nicht mit den natür-

lichen Rechten und dem gesunden Menschenverstande vertrügen, zu modificiren.

Hierin führte ihn aber sein Eifer wieder zu weit, — er berührte hier eine unglückliche Saite, denn Religion und König Wilhelm waren zwey Lieblingsgegenstände seines Zuhörers, denn er war zwar ein Whig, aber nicht einer von denen, die jetzt diesen Namen annehmen, sondern einer von der alten Schule. Er feindete nur die jetzigen religiösen Einrichtungen in England an; wäre aber seine eigene Sekte begünstigt worden, so hätte er keine Einwendung dagegengemacht, alle übrigen mit Feuer und Schwerdt auszurotten; die königliche Macht glaubte er nur in den Händen des ältern Zweiges des Hauses Stuart gefährlich. Er hielt es für unmöglich, daß König Wilhelm, oder die beiden ersten Georgs Unrecht haben könnten, und er war nur deswegen mit der jetzigen Regierung unzufrieden, weil der König, König des Volks

und nicht einer Partey ſein will, das er zwiſchen ſeinen Unterthanen nicht den Unterſchied macht, den unmittelbar vorher ſeine Vorgänger gemacht hatten, die viele Menſchen von denen ſie glaubten, daß ſie mit der Regierung unzufrieden wären, wirklich durch Verachtung und Unterdrückung zu dieſer Unzufriedenheit brachten. Dies war in ſeinen Augen ein ſo großer Fehler, daß er mehr als einmal den Argwohn geäußert hatte, der König möchte am Ende wohl ſelbſt ein Jakobit ſeyn.

Zu dieſen abgeſchmackten Vorurtheilen fügte er noch die Nationalvorurtheile des John Bull hinzu. Er nahm es daher ſehr übel, als ein Franzoſe, wie er jetzt hörte, daß Le Noir ſey, ſeine Landsleute auf Koſten der Engländer lobte. Dies ſchien ihm ſo abgeſchmackt, daß er glaubte, nur ein eingebildeter Franzoſe könnte dieſer Dummheit fähig ſeyn.

„Was! (ſchrie der wüthende Whig) „wollt Ihr unſrer ſpotten? Ihr, eine Brut „von denen, die unſer glorreicher Befreyer „vor ſich ſo her von einem Ende von Europa „bis zum andern jagte? *) Ihr wollt ſeinen „Ruhm, ſeinen unſterblichen Namen ſchän„den? — Du, einer von jenen Atheiſtiſchen „Deiſten, Du willſt die Religion verdam„men und von den Engländern verächtlich „ſprechen? — Wer — wer —"

Er war zu zornig, um das auszuſprechen, was er meinte, vielleicht meinte er auch gar nichts und Le Noir wollte dieſe Gelegenheit benutzen, um etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen: indem er ſich aber noch bedachte, denn die unerwartete Wendung des

*) Der Leſer mögte vielleicht lange Zeit nach dieſer Reihe von Siegen des Königs Wilhelm ſuchen; aber der Whig verwechſelte vielleicht London und Steinkink mit Blenheim und Ramilius.

Gespräches hatte ihn zu sehr überrascht, kam sein voriger Jakobitischer Gegner mit zwey oder drey Freunden aus dem Hause, die alle etwas tief ins Glas gekuckt hatten. In eben diesem Augenblick bekam der Whig auch die Sprache wieder, und nannte Le Noir einen Lästerer Gottes und des Königs. Die ganze Gesellschaft ging nun von Worten zu Thaten über und es regnete Schimpfwörter und Koth auf ihn, der Whig und der Jakobit schienen jetzt zu wetteifern wer ihm von beyden das meiste beibringen könnte.

Unser armer Missionair glaubte jetzt, gleich andern Missionairen auf dem besten Wege zu seyn, ein Märtyrer zu werden. Zu seinem Glücke, wie er meynte (und so war es auch, obgleich nicht auf die Art wie er es hofte) ging jetzt ein Mädchen vorüber, die auf einem irdenen Teller einen

Pudding zu einem Bäcker tragen wollte. Er hatte viel von der Menschenliebe und der Empfindsamkeit der Englischen Schönen gehört, er suchte also Schutz bey dieser zarten Nymphe Diese hörte von den Umstehenden, daß er einer von den Franzosen sey, die dem unglücklichen Könige von Frankreich den Kopf abgehauen hätten, und die es mit den übrigen Königen nicht besser machen wollten, und ohne weiter an das Mittagsessen zu denken, warf diese liebenswürdige Royalistinn den ganzen Inhalt des Tellers nach seinm Gesichte. Dies war sein Glück, denn sein lächerliches Aeußere verwandelte nun den Zorn seiner Gegner in Lustigkeit, die dadurch noch größer wurde, daß er besser gekleidet war, als sie selbst; und da der Engli che Pöbel selten bey kaltem Blute einen Mann übel behandelt, die Ursach dazu sey auch welche sie wolle, so thut er es nimmermehr wenn er fröhlich ist. Man ließ jetzt Le Noir nach

einem Wirthshause fliehen, immer noch vom Jauchzen aber nicht mehr vom Zorne des lachenden Haufens verfolgt.

— —

Drittes Kapitel.

Unterhaltung auf einer Landkutsche.

Le Noir hatte nun weiter keine Lust, sich um die politischen Meinungen der Bürger zu Alton zu bekümmern; er reinigte sein Gesicht und seine Kleider, und setzte sich denn ruhig nieder um die Ankunft der Gosporter Kutsche zu erwarten.

Um zwölf Uhr kam die Kutsche die schon besetzt war, in der er aber noch einen Platz bekam; als er einstieg betrachtete er seine Reisegesellschaft. Sie bestand aus einer politischen alten Jungfer, einem Englischen

Bereiter, einem jungen Anwalde vom Lande, einem Seeoffizier und einem simplen Mann, der wie ein Quäker gekleidet war.

Sie schwiegen eine Zeitlang, da ein neuer Reisegefährte ihr Gespräch unterbrochen hatte und er wollte keine Unterhaltung einleiten oder irgend eine Meinung sagen, bis er mit den Gesinnungen seiner Reisegefährten bekannt war.

Die Dame unterbrach das Stillschweigen zuerst. „Ich sehe nicht ein, (sagte sie) „warum nicht auch Frauenzimmer zur See kommandiren könnten, das Geschäft eines Schiffskapitains oder Admirals erfordert nicht große persönliche Bemühungen. — In der Seeschlacht bey Salamis“ —

Der Leser wird sich über diese seltsame Einleitung der Dame wundern, daß sie darauf besteht, daß Weiber Kriegsschiffe komman-

diren sollen und daß sie diese Behauptung durch die Salaminische Seeschlacht unterstützt. Es geschieht aber oft, daß während einer Unterredung jemand von einem besondern Gedanken darinn beschäftigt wird, statt nun der Unterhaltung zu folgen, beschäftigt er sich bloß mit dieser einzelnen Idee. In seinem Kopfe mag die Gedankenfolge sehr regelmäßig seyn; da aber die Unterhaltung indeß einen andern Weg genommen hat, so scheint es oft, wenn eine solche abwesende Person wieder zu sprechen anfängt, als wenn sie im Traume redete. Dies war gerade der Fall mit der Dame. Einige Meilen vor Alton hatte die Gesellschaft über das Seewesen gesprochen, dies veranlaßte ihr Nachdenken; sie war in der alten Geschichte sehr belesen und überzeugt daß Weiber alle diese Dienste verrichten könten, zu denen die Männer gewöhnlich gebraucht werden, wenn sie nicht Muskelkraft erfordern; für diese Paradoxen suchte sie Beyspiele, wodurch sie beweisen kön-

ne, daß Weiber geſchickt wären, Kriegsſchiffe zu kommandiren; jetzt erinnerte ſie ſich der Schlacht bey Salamis, wovon ſie die Beſchreibung in Cuttleburry's Herodot geleſen hatte.

„In der Seeſchlacht bey Salamis (fuhr „die klaſſiſche Amazone fort) war der einzige „Befehlshaber der Perſiſchen Flotte, der ſich „tapfer hielt, ein Frauenzimmer. Artemiſia ward beym Schluſſe des Gefechts von „einem feindlichen Schiffe verfolgt, aber „ſie rannte mit dem Vordertheile ihres „Schiffes gegen die Seite des andern und „ſenkte es ſo in den Grund.

„Ein herrlich Manöver! wahrhaftig! „(rief der Seeoffizier) hätte ich nur kommandirt, ich hätte es der Preußiſchen Schiffskapitainin wohl andeuten wollen. — Gegen die Seite meines Schiffes anzurennen? „— Ich hätte die Hure hinten und vorn ſo

„zusammengewettert, bis sie Wasser gegeben
„hätte. — Aber davon verstehn Weiber
„nichts, jeder mag sich um das bekümmern
„was ihm zukommt und sich nicht in Sachen
„mischen, die nicht für sie gehören.“

Indem er dies sagte, ging eine Ladung von Weizen vorbey, und einer aus der Gesellschaft machte die Anmerkung, daß das Getraide sehr theuer würde.

„Ja (antwortete der Kapitain) und theuer
„wird es bleiben, so lange man das Land
„so, wie bis jetzt, behandelt. Es sind nicht
„zehn Pächter in England, die Menschen-
„verstand haben, oder die ehrlich sind. Ich
„habe ein paar Husen Landes bey Farehamn
„gekauft, die ich selbst bearbeite, ich mache
„immer Experimente, — bis jetzt bin ich
„freilich noch unglücklich gewesen. Der Wei-
„zen den ich im April säete, kam nicht fort,
„aber das trockne Wetter war Schuld; aber
„mit

„mit der Zeit wird es schon gehn, und viel„leicht kann ich dann jährlich von einem „Felde zwey Erndten erhalten.“

„Wahrscheinlich nicht (sagte der Anwald) „die Natur will natürlich behandelt und „nicht durch Kunst gezwungen seyn. Unsre „Manufakturen und nicht unsern Ackerbau „sollten wir zu verbessern suchen. Da könn„te man wirklich durch Fleiß und Thätigkeit „etwas doppeltes hervorbringen. — Alles „an die Webestühle! das ist meine Meinung. „Man sehe nur, wie unsere Hütten mit halb„verhungerten Kindern angefüllt sind, die „ein elendes Leben führen, indem sie dem „Pflnge folgen, oder auf einer verdorrten „Gemeinweide Schaafe hüten. Industrie„häuser müssen allenthalben gebaut werden, „dort bringe man alle arme Kinder hin und „erziehe sie anständig, die Früchte ihrer Ar„beit, selbst in den frühesten Jahren, wer„den schon beträchtlich seyn. Dann würden

„unſere Manufakturen blühen, dann würde „England den anſehnlichſten Handel treiben, „und bald würde ſich der Ackerbau von ſelbſt „verbeſſern, dann würde man nicht mehr die „großen wüſten Strecken gewahr werden, „die jetzt die Hauptſtadt umgeben, jede Hand „würde dann bewegt und jede Hufe Landes „bebaut.“

Nun fing der Bereiter an zu klagen: „Unſer Unglück (ſagte er) entſteht nicht von „ſchlechtem Ackerbau oder durch die Vernach„läſſigung der Manufakturen — Unſre Ge„ſetze ſind Schuld an unſerm Elende und an „der Entvölkerung; unſre verdorbene Legis„latur, unſre ungerechten Gerichtshöfe, die „Beſtechlichkeit der Rechtsgelehrten, vom „Staatsanwald bis zum Chikanenmacher „auf dem Dorfe, der Einfluß der Prärogative „der Richter und partheiiſcher Geſchwornen: „dies ſind die Leiden, unter denen wir ſeuf„zen, und die keiner erleichtern kann, als

„eine gänzliche Reform aller Stände, des „geiſtlichen und weltlichen Standes, der Ci„vil- und Militärperſonen.“

Le Noir glaubte, man könne ihn hier unmöglich mißverſtehn. Alle hatten ihre Unzufriedenheit gezeigt, alle hatten über Beſchwerden geklagt, die gehoben werden müßten, und der letzte Redner hatte ſich beſonders offenherzig und deutlich ausgedrückt. Er trug alſo ſeine Meinung von neuem vor, er durchlief ſeine gewöhnlichen Beweiſe und ſtimmte dann mit jedem in die hergerechneten Unglücksfälle ein, er beklagte den traurigen Verfall dieſes einſt ſo freien und blühenden Landes, und ſchloß dann damit: „daß er die Franzöſiſchen Grundſätze empfohl, die Franzöſiſchen Maasregeln, vorzüglich aber die Ausrottung aller privilegirten Stände und den häufigen Gebrauch der Guillotine.“

Seine Redekunſt hatte aber, wie gewöhnlich, einen ganz andern Erfolg, als den er

erwartete. Jeder in der Gesellschaft hatte nur seinen Verstand zeigen wollen, indem er über Uebel klagte und Mittel zur Verbesserung vorschlug, aber keiner hatte an die Folgen gedacht, die daraus entstehn könnten, wenn man ihre Plane ausführte. Sie erschraken daher über das, was Le Noir darüber sagte. Jeder sah die übrigen stillschweigend an, in der Erwartung, daß einer die Unterhaltung aufnehmen sollte, um dem Fremden entweder beizufallen oder ihn zu widerlegen, als der Mann im einfachen Anzuge, der bisher stillgeschwiegen hatte, auf folgende Weise anfing:

„Meine Freunde, ich habe ihre mannich-
„faltigen Klagen angehört, eben so wie die
„Vorschläge, ihnen abzuhelfen, alles hat
„mich in meiner alten Meinung bestärkt, daß
„ein Mann, der den gemeinen Menschen-
„verstand hat, nie abgeschmackt über irgend
„einen Gegenstand sprechen wird, mit dem

„er genau bekannt iſt, und daß im Gegen-
„theil der gröſste Scharfſinn und die beſte
„Urtheilskraft nur dazu diene, die irre zu
„führen, die über etwas ſprechen, was ſie
„nicht verſtehn.“

„Die ſcharfſinnigen Bemerkungen, die
„ich hörte, haben mich daher mehr unterhal-
„ten als belehrt. Unſre Freundinn würde
„gewiß über jeden Gegenſtand ſehr ſinnreich
„geſprochen haben, mit dem ſie vertrauter
„iſt, als mit Schifsmanövern oder der
„Schlacht bei Saalmis. Wäre aber der
„Kapitain im Schiffe von der Helbinn ange-
„griffen worden, ſo würde er es nicht ſo ab-
„geſchmackt gefunden haben, daß ſie mit
„der Spitze des Schifs gegen ſeine Seite
„rannte, denn es würde ihm ohne Pulver
„und Kugeln ſehr ſchwer geworden ſeyn,
„das Schif hinten und vorn zuſammen zu
„wettern. Was ſeine Verbeſſerungen des
„Ackerbaues betrift, ſo wird er ſelbſt einſe-

„hen, daß ein Mann, der sein ganzes Leben „auf dem Lande zugebracht hat, und dessen „Existenz von dem reichlichsten Ertrage des „Bodens abhängt, daß dieser wahrscheinlich „besser damit umzugehen weiß, als ein Edel„mann, der nur gelegentlich zur Belustigung „einen Krautgarten bearbeitet, und dessen „Talente sich auf einem andern Elemente „entwickelt haben.“

„Wenn mein anderer Freund, den ich „nach einigen Aeusserungen für einen Rechts„gelehrten halte, über diese Wissenschaft ge„redet hätte, so würde er uns vielleicht be„lehrt haben. Sein Eifer für unsre Manu„fakturen führte ihn aber zu weit, wenn er „den Vorschlag thut, daß man die Kinder „der Landleute vom Pfluge und von der „Weide nehmen soll, denn Pflüger und „Schäfer sind der Gesellschaft unentbehrlich, „und Flachs muß gesäet und Schaafe gefüt„tert werden, ehe man Kleider weben und

„keinen spinnen kann. Hätte er die Mate-
„rie gehörig erwägt, so würde er darauf ge-
„fallen seyn, daß wenn man jedes Kind zur
„Manufaktur erziehen wollte, dies die kürz-
„ste Art seyn würde, bald keinen Acker
„in der unbebauten Insel übrig zu behalten."

„Der Herr, der über unsre Regierung
„und die Verwaltung unserer Gesetze gespro-
„chen hat, hat, wenn ich so sagen darf, viel-
„leicht einigen Schein für sich. Aber seine
„Anmerkung über Richter und partheiische
„Geschworne in der jetzigen Krisis, sind nach
„dem, was unter unsern Augen geschehen
„ist, Beweise einer unverzeihlichen Unwissen-
„heit, um mich nicht härter auszudrücken.
„Ich will jedermann von Beobachtungsgeist
„und der freimüthig ist, auffordern, mir in
„den Annalen der Menschen (unsre eigenen
„ausgenommen) Leute zu zeigen, die un-
„ter solchen Umständen des Verdachts der
„Verrätherey angeklagt wurden, und den-
„noch, schuldig oder unschuldig, freygespro-

„chen wurden; ja, daß selbst einer der Rich-
„ter, der die Lossprechung vorzüglich bewürk-
„te, von der Regierung unmittelbar nachher
„ein Zeichen der Gnade erhielt, das sein
„Charakter und seine Fähigkeiten freilich ver-
„dienten *)."

„Unser Freund, der zuletzt sprach, und
„aus dessen Manieren ich schließe, daß er
„aus dem Lande ist, dessen Politik er em-
„pfiehlt: ihm gebe ich zu, daß die Franzo-
„sen ein geistreiches Volk sind; sie haben gut
„getanzt, sie haben sich gut gekleidet, sie ha-
„ben gut gefochten, sie haben sich in den
„schönen und nützlichen Künsten ausgezeich-
„net, sie haben Spitzen und Telegraphen
„erfunden. Aber Gesetze zu geben und die
„Freiheit einzurichten, liegt, nach meiner
„Meinung, ausserhalb ihrer Sphäre. Die
„Freiheitsdosis, die sie genommen haben,

*) Vielleicht eine Anspielung auf das seidne Kleid des Mr. Cibb.

„ſcheint für ihre flüchtigen Köpfe zu ſtark;
„ihr Betragen erinnert mich an einige Wil-
„de, die ich in Penſylvanien vom Brandwein
„begeiſtert ſah. Auf jeden Fall aber woll-
„te ich dem Herrn rathen, mit ſeinen Ideen
„etwas zurückhaltend zu ſeyn. Iſt er ein
„Emigrant, ſo iſt er gegen ein Land undank-
„bar, das ihm gegen ſeine Verfolger einen
„Zufluchtsort anbietet: iſt er aber ein De-
„mokrat, ſo kann er keine gute Abſicht ha-
„ben, dieſe Inſel zu beſuchen, und je eher er
„ſie verläßt, je beſſer iſt es, nicht für uns,
„denn ſeine Lehren werden hier keinen Scha-
„den ſtiften, aber für ihn und für ſeine Si-
„cherheit.“

Nach einem kurzen Stillſchweigen nahm das Geſpräch eine andere Wendung, man kam auf den letzten amerikaniſchen Krieg, und der einfache Mann ſagte: „Ich habe zwar
„nie militäriſche Gegenſtände zu meiner Be-
„ſchäftigung gemacht, denn mein Stand und

„meine Religion verbieten es mir, aber doch „glaube ich genau die Urſachen von den Nie„derlagen angeben zu können, die wir in „dieſem unglücklichen Kriege erduldeten.“ — Und hier hätte der Amerikaniſche Quäker, denn dies war er würklich, durch ſein eignes Beiſpiel vielleicht die Lehre erläutert, die er vorher gegeben hatte, aber ſeine Abhandlung über die Taktik wurde dadurch unterbrochen, daß die Kutſche vor dem Glouceſter Kaffeehauſe in Piccadilly ſtill hielt.

Viertes Kapitel.

Ankunft in London. — Gespräch über eine Landung der Franzosen.

Es war sieben Uhr Abends, als man bey dem Kaffeehause ankam, das mit Leuten angefüllt war, die von hier mit den verschiedenen Posten abgehen wollten, die von diesem Orte der allgemeinen Zusammenkunft nach allen Theilen des westlichen Englands gehn. LeNoir wurde durch das Getümmel so überrascht, daß er beschloß, den Unterredungen um sich her zuzuhören, da er keine bestimmte Absicht hatte.

Horchend saß er mit einer Zeitung in der Hand und einer Tasse Kaffee vor sich, die Gesellschaft veränderte sich nach und nach. Um acht Uhr waren die Kutscher abgegangen, und dies Kaffeehaus war nun, wie alle übrigen, von Müßiggängern und Politikern besetzt.

Nach mehreren tiefsinnigen Betrachtungen über den Französischen Krieg und über die Art, wie er geführt wird, wurde von der Möglichkeit einer Landung die Rede. Jede mögliche Abgeschmacktheit, die nur in den Kopf eines Menschen kommen kann, wurde nun abgehandelt. Einer versicherte, daß wenn fünftausend Mann im nördlichen Schottland landeten, sie von dort ganz England erobern könnten, denn alles würde der Armee zulaufen und die Soldaten die Flucht ergreifen. Ein anderer behauptete mit eben der Zuversicht, daß wenn auch zweyhunderttausend Mann dicht beim Tower landeten —

dieſe von den Kohlenträgern würden todtgeſchlagen werden. Ein andrer gab vor, die Franzoſen würden in Cornwall landen, ſich in der weſtlichen Halbinſel befeſtigen und die Hauptſtadt dadurch aushungern, daß ſie den Fiſchfang zerſtörten Ein Irrländer meinte, daß wir verloren wären, wenn ſie die Inſel Whigt in Beſitz nähmen, denn dieſe liege ſo, daß man keine große Macht anwenden könne, ſie von dort zu vertreiben, und ſie hätten zu Lande mit jedem Theile des Reichs Kommunikation. Ein heftiger Mann, der einmal ein kleines Holländiſches Schiff kommandirt hatte, war ſehr dafür, daß man ihnen die Kehlen abſchneiden müßte, ſo wie ſie landeten, ohne ihnen Zeit zu laſſen, ſich umzuſehn. Ein anderer, der etwas phlegmatiſcher war, aber in der Engliſchen Geſchichte ſehr beleſen, erinnerte ihn an die unglücklichen Folgen der Haſtingiſchen Schlacht, und ſagte dann ſeine Meinung, die gegen alles Fechten war; er war dafür, daß man

das bebaute Land verwüsten und alle Lebensmittel nach den Wallisischen Gebürgen und den Schottischen Hochländern bringen müsse; dadurch müsse die einbrechende Armee verhungern, denn wenn sie auch die Hauptstadt plündern und verbrennen, oder einen ähnlichen unbedeutenden Schaden thun könne, so könne sie sich doch nicht lange mit dem erhalten, was sie in London und den Vorstädten fände.

Le Noir bekam zwar keine große Idee von diesen erleuchteten Staatsmännern, aber er konnte doch seine Meinung über die Wahrscheinlichkeit des Versuchs nicht zurückhalten; dann fügte er einige Winke über die Gewißheit des Erfolgs hinzu. Er hatte das Vergnügen, daß man ihm begierig zuhörte, denn nichts spannt die Aufmerksamkeit eines wahren Engländers so, als eine Auseinandersetzung seines Unglücks und eine Prophezeyhung seines Ruins.

Ein kleiner dicker Mann in einer Stutzperücke, braunem Rocke und rother Weste, war vorzüglich aufmerksam, er verschlang fast jede Sylbe. Dies gefiel unserm Helden sehr, der sich freuete, einen solchen Unterschied zwischen den Dummköpfen der Provinz und den Bewohnern der Hauptstadt zu finden. — Als sich die Gesellschaft nach und nach zerstreuete, rückte der aufmerksame Zuhörer Le Noir näher und redete ihn so an:

„Mein Herr, Sie scheinen von den Ge„genständen über die Sie sprachen, vorzüg„lich unterrichtet, und ich will Sie daher „um eine besondere Gefälligkeit ersuchen.“

Le Noir antwortete mit der größten Höflichkeit, er dürfe nur befehlen worin er ihm dienen könne.

„Also denn, mein Herr (fuhr jener fort) „was ich gern wissen möchte, ist das: die

„Herren, die so fließend über jeden Gegen„stand sprechen, thun es oft nur, um ihren „Verstand zu zeigen, sie behaupten daher „nicht selten etwas, woran sie selbst nicht „glauben. Ich würde Ihnen sehr verbun„den seyn, wenn Sie mir sagten, ob es wirk„lich wahrscheinlich sey, daß die Franzosen „hier landen könnten. Ich würde nicht so „eifrig darnach fragen, wäre ich nicht ganz „besonders dabey interessirt; wenn ich es „zeitig erfahre, so kann das für mich die „wichtigsten Folgen haben "

Das Herz unsers Missionairs klopfte vor Freude. Er glaubte mit einem Manne zu sprechen, der auf diese Landung einen Plan des Aufruhrs gemacht habe, der sich dann mit den Franzosen vereinigen wolle um ihnen in der Hauptstadt durch Brand und Mord beizustehen. Er glaubte in einem Hause zu seyn, dessen Boden mit Piken behängt und dessen Keller mit Pulver angefüllt

angefüllt ſey. Er ſparte daher keine Mühe, den ängſtlichen Frager zu überzeugen, wie wahrſcheinlich es ſey, daß die Franzoſen den Verſuch machen würden, in England zu landen, und ſchloß dann mit der gegenſeitigen Frage, warum ihn dies ſo beſonders intereſſiren könne, wenn er nicht Urſachen habe es zu verſchweigen.

„So hören Sie denn (erwiederte der „Frager) ich habe eine große Summe Gel„des bey meinem Banquier zu liegen, die „ich gern in die Banque thun möchte, und „nur noch auf eine günſtige Gelegenheit war„te. Nach alle dem, was ich immer vom „Unglücke der Nation hörte, glaubte ich, „die Stocks würden ſo niedrig fallen, wie „im Amerikaniſchen Kriege. Das war eine „herrliche Zeit! Das Doppelte gewann ich, „indem ich Stocks aufkaufte; eben dieſer ver„dammte Pitt, der immer ſeinem Syſte„me treu bleibt und jede Woche für das Pu-

„blikum aufkauft, erhöht sie so unvernünftig „hoch, daß nichts daran zu profitiren ist. „Wenn aber erst die Franzosen im Lande „wären, dann würden sie prächtig fallen, „und ich gewönne dann vielleicht zehn pro „Cent.“

Dieser niederträchtige Geiz überraschte Le Noir und machte seiner Geduld ein Ende. Er wandte sich unwillig von seinem Gesellschafter und erkundigte sich beym Aufwärter, wo er sich eine Zeitlang aufhalten könne, bis er eine ordentliche Wohnung gefunden habe. Dieser empfohl ihm ein Badehaus, und nach diesem begab sich jetzt Le Noir.

Fünftes Kapitel.

Abentheuer mit einigen Soldaten.

Auf ſeinem Wege nach Coventgarden, ging er vor einem öffentlichen Hauſe vorbey, und hörte darinnen mehrere Leute, welche ſich ziemlich laut unterhielten. Dies erregte ſeine Neugier und er trat hinein. Das Wirthszimmer war mit Soldaten angefüllt, welche ſich wie gewöhnlich mit Fluchen und Schwören beſchäftigten. Sehr hitzig drückten ſie ihre Unzufriedenheit über den kleinen Sold und ſchweren Dienſt aus, obgleich einige erſt ſeit kurzem enrollirt waren, ein groſſes Handgeld bekommen und noch gar keinen Dienſt gethan hatten.

Dieſer Umſtand fiel ihm auf, er erinnerte ſich, wie viel die allgemeine Unzufriedenheit der Franzöſiſchen Armee zum Fortgange der Revolution beigetragen habe — dieſelbe Unzufriedenheit traute er den engliſchen Soldaten zu; und da er jetzt einen augenſcheinlichen Beweis zu haben glaubte: ſo beſchloß er, dieſe Menſchen noch mehr anzufeuern und der engliſchen Regierung auf dieſe Art einen gewaltigen Stoß beizubringen.

Er ſetzte ſich ſogleich zu ihnen, ließ ſich zu trinken geben und nahm an ihrer Unterhaltung Theil. — Er nahm die Parthei ſeiner neuen Kameraden und tröſtete ſie über ihre harte Lage; aber ſo wie ſein Eifer für ihr Beſtes wuchs, ſo verminderte ſich ihr Jammer. Einer von den Soldaten, welcher beſſer als die übrigen ausſah, war beſonders aufmerkſam, er legte ihm ſehr künſtliche Fragen vor und brachte ihn dahin, daß er ſeine eigne Meinung immer deutlicher aus-

einander setzte. — Als er sich endlich über die großen Vortheile ausließ, die die Soldaten einer Republik vor denen einer Monarchie hätten, und bewies: daß es das Interesse erfordere, sich mit den Franzosen zu vereinigen, wenn sie landen sollten, so sprang der Sergeant, denn dies war der höfliche Zuhörer, plötzlich auf, ergriff ihn bei dem Kragen und erklärte, daß er ihn, als einen Menschen, der gegen den König und die Regierung sey, in Verhaft nehme.

Le Noir erstaunte über diese plötzliche Anklage, er kam auf den Gedanken, daß die Einwohner von London doch wohl nicht um so viel klüger seyn mögten, als die in der Provinz, wie er anfangs geglaubt hatte, er sah ein, daß er selbst in eine unangenehme Lage verwickelt sey. — Da er aber schon an ähnliche Abentheuer gewohnt war, so verlor er nicht die Gegenwart des Geistes, er spielte plötzlich eben so sehr den Patrioten, als er

ſich vorher unzufrieden gezeigt hatte, er erklärte, daß er ſeine Grundſätze nur maskirt habe, um die Treue der engliſchen Armee zu ſondiren, und beſtand darauf, daß er für ſie alle bezahlen wollte, um die Geſundheit des Königs zu trinken.

Ein ſolcher Vorſchlag wird von den Soldaten ſelten abgewieſen, man ließ ihm Ruhe, ob man gleich ſeinen Vorſatz, den Spion zu machen, nicht beſonders billigte. Eine große Bowle Punſch ward herein gebracht und faſt in eben demſelben Augenblicke ausgeleert, eine andre und noch eine ſolche. — Der Sergeant beſtand darauf, ſeiner Seits auch eine zu geben; unſer Miſſionär war gezwungen, ſeinen Patriotismus durch ſo große und ſo oft wiederholte Züge auf des Königs Geſundheit zu beweiſen, daß ſeine eigene ziemlich darunter litt. Er fiel am Ende ohne Bewußtſeyn vom Stuhle und ward im höchſten Rauſche zu Bette gebracht.

Er wachte am Morgen mit verdorbenem Magen und mit Kopfschmerzen auf, denn dem Punsch, welchen er getrunken hatte, ging das in der Qualität ab, was er in der Quantität zu viel hatte.

Er konnte anfangs nicht begreifen, wo er sey, sich auch nicht erinnern, wie er dort hingekommen. Als er aus dem Bette sprang, um sich anzukleiden, erstaunte er noch mehr, als er seine Kleider vermißte und statt deren den Rock und die Weste eines Soldaten fand. — Er klopfte und rief vergebens, und war daher gezwungen, sich in diese neuen Kleider zu werfen; und in diesem Anzuge ging er in das Zimmer hinunter, in welchem er den vorigen Abend zugebracht hatte.

Er fand hier den Sergeanten und einige von den andern Soldaten. Er sagte wie sehr er sich wundere und bestand hitzig darauf, daß man ihm seine Kleider zurückgeben sol-

le. — Kaltblütig antwortete ihm der Sergeant, daß seine Kleider in Sicherheit wären, und man würde sie ihm entweder überliefern oder ihm das daraus gelöste Geld geben, welches er denn nach Gefallen anwenden könne. Jetzt mögte er nur so geschwind als möglich frühstücken, denn es sey schon spät, und Zeit, vor einer Magistratsperson den Eid abzulegen.

Er erstaunte darüber und forderte eine Erklärung, die man ihm sogleich gab. Der Sergeant sagte ihm, daß er eine Guinee als Handgeld bekommen hätte, um dem Könige als Soldat zu dienen. Die ganze Gesellschaft bezeugte, daß sie es beschwören wolle, und der Sergeant fügte hinzu, daß er auch noch sein übriges Handgeld bekommen sollte, sobald er den Eid abgelegt habe.

Da er sich seiner Trunkenheit bewußt war, so war es ihm unmöglich, zu wider-

ſprechen. Nach manchen fruchtloſen Verſuchen, ſich aus dieſer unangenehmen Lage loszuwickeln, war er genöthigt, ſeinen neuen Kameraden zu einer Magiſtratsperſon zu folgen. — Er fürchtete, ſeine ganze Miſſion ſey nun geendigt — und er ſey nun, gleich dem Poſthumus, gezwungen:

„ — Zu fechten gegen die,
„Für die er kam. —"

Er richtete ſich einigermaßen durch die Erinnerung wieder auf, daß er mit dem Manövre des Deſertirens nicht ganz unbekannt ſey. —

Es war ein Glück für ihn, daß man in der Weſtminſterſchen Polizey eine neue Einrichtung gemacht hatte. Man führte ihn vor keinen Richter, welcher zugleich Bürger war, der alles ohne perſönliches Riſiko würde gethan haben; der ihn wahrſcheinlich vereidet

hätte, ohne ihn nur ein einziges Wort zu fragen, sondern man brachte ihn vor eines der neu eingeführten Polizeygerichte. Der Mann, der den Vorsitz hatte, bekleidete eine ansehnliche richterliche Bedienung, und war wegen seiner Geschicklichkeit und Erfahrung und seiner Rechtschaffenheit als Mensch sehr geschätzt. — Er hatte sich zum Theile dadurch empor gehoben, daß er einige Mißbräuche enthüllt hatte, welche bey dem Rekrutiren eingeschlichen waren. In seiner Gegenwart ward der ganze Vorfall untersucht, und das Resultat war, daß man Le Noir freigab. — Der Sergeant ward gezwungen, ihm seine Kleider zurück zu geben, und überdies verpflichtet, sich bey der nächsten Sitzung über diese Gewaltthätigkeit zu rechtfertigen.

Wir müssen hier einhalten, um die Macht des Vorurtheils in Erwägung zu ziehen. — Man sollte meinen, daß ein Fremder, den die Gesetze auf die Art gegen Gewaltthätig-

keit schützten, die von Menschen verübt wur-
den, welche im Dienste der Regierung stan-
den, die diese Gewaltthätigkeit sogar bestraf-
ten, daß dieser mit Empfindung der Dank-
barkeit fortgehen würde. Aber der Fall war
grade umgekehrt. Er dachte an die Wider-
wärtigkeit und vergaß die Wohlthat. Er
ward in seiner Meinung bestärkt, daß in den
Gesetzen und in der Konstitution Englands
viele Mißbräuche wären, weil sie ihn nicht
gegen einen Unfall gesichert hatten, den seine
eigene Thorheit und Unmäßigkeit veran-
laßten.

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über die Polizey von London.

Kaum hatte Le Noir seine eigenen Kleider wieder angezogen, so nahm er seinen Weg nach den Badehäusern, wohin er schon gestern hatte gehen wollen. — Als er einem Kaffeehause vorüberging, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich nach der Debauche, dem unerquicklichen Schlafe und der Unruhe des Morgens, durch warmes Getränk etwas zu erquicken.

Er ging hinein, setzte sich nieder und ließ sich Thee geben. Ein andrer Mann setzte

ſich neben ihn und fing an mit ſich ſelbſt zu brummen. Da es nicht Mode iſt, daß Fremde ſogleich mit einander reden, ſo konnte er ſeinem Nachbar nicht ſogleich die Urſache ſeiner Unzufriedenheit entdecken. Er mußte alſo zu allgemeinen Stoßſeufzern ſeine Zuflucht nehmen, zum Beiſpiele: — Was zum Teufel haben wir für einen Magiſtrat — die Taſchen werden einem ausgeleert, wenn man nur nach einem Buchladen hinſpringt, und keine zwei Schritte kann man gehn ohne von tauſend Bettlern angefallen zu werden. Die Richter müſſen ſich von den Bettlern und Taſchendieben mäſten.

Dieſer abgebrochene Monolog verſammelte die ganze Geſellſchaft um ihn her. Ein jeder hatte etwas zu ſagen über die Unwirkſamkeit der Geſetze, über träge oder beſtochne Magiſtratsperſonen, darüber, daß die Taſchendiebe nicht beſtraft würden, daß ſich die Landſtreicher vermehrten und die Räubereien immer häufiger würden.

Le Noir hörte mit großer Freude zu, denn er fand sich durch diese Gespräche sehr geschmeichelt. Er erzählte sogleich sein neustes Abentheuer und verschönerte es zu seinem Vortheile so sehr als er nur irgend konnte.

Alle hörten seine Geschichte mit Aufmerksamkeit an, und alle waren seiner Meinung. Man kam darinn überein, daß die Polizey von London eine Schande für die Nation sey. Jede Art der Unordnung und jeder Schade ward hier angeknüpft, der Magistrat war nicht wachsam genug, um dem Verbrechen zuvorzukommen, die Constables und Wächter waren im Gegentheil so unverschämt, daß ein honnetter Mensch nicht lustig seyn könnte, ohne der Grobheit dieser Kerls ausgesetzt zu seyn, welches sich mit der englischen Freiheit durchaus nicht verträge.

„Man klagt also darüber (sagte ein Mann, welcher jetzt aus einem entfernten

Winkel des Zimmers kam) daß die Polizey „zu gleicher Zeit zu scharf und zu nachsichtig „sey. — Wir wünschen etwas, welches zu „gleicher Zeit nicht neben einander bestehen „kann — die höchste Ordnung und Zügello„sigkeit zugleich. Oder mit andern Worten: „Jedermann wünscht die Andern auf die „schärfste Art eingeschränkt und sich von al„len Gesetzen entbunden. Man könnte es „würklich leicht dahin bringen, von Herum„läufern und Taschendieben bey Tage, und „von Straßendieben und Spaziergängern „bey Nacht, die Gassen von London zu rei„nigen, zu machen, daß jedermann bey offe„nen Thüren ruhig schliefe, sein Geld in der „Hand trüge, ohne Furcht es zu verlieren. „Aber es entsteht nur der Zweifel, ob das „Volk diesen Vortheil zu einem so hohen „Preise kaufen mögte, der es allein möglich „macht. — Noch nie hat man von Diebstä„len in einem Lager gehört; und der wärm„ste Verehrer der Soldaten wird dies nicht

„blos dem Stande zuschreiben. — Man „führe in der Stadt nur die Disciplin des „Lagers ein, man stelle mit strengen Ordren „Schildwachen in jeden Winkel, man zwinge sie, durch häufige Ronden wachsam zu „seyn, man lasse sie von allen, die sich nähern, die Parole fordern, und alle die ergreifen, die verdächtig sind, und ich gebe „mein Wort, daß man von keinem Diebstahle mehr hören wird. Es wäre also nothwendig, einen Grundsatz in dem Rechten „völlig umzustoßen; und anstatt jedermann „für unschuldig zu halten, bis das Gegentheil bewiesen ist, muß man jeden Angeklagten für schuldig erklären, bis sich seine „Unschuld entdeckt. So viel ich aber begreife, kann dies nicht geschehen, ohne die „Gewalt und die Grobheit der Aufseher noch „zu vermehren, und ihnen das Recht zu geben, sich in noch unbedeutendere Sachen „zu mischen, als die Lustigkeit honnetter Leute ist, wodurch man, wie ich glaube, das

„Ein-

„Einſchmeißen der Laternen und das Schla-
„gen der Wächter meint. — Ich glaube
„auch nicht, daß es angeſehenen Senato-
„ren und ernſten Bürgern angenehm ſeyn
„würde, wenn man ihre Bewegungen auf der
„Straße bewachte, und wenn ſie manchmal
„ohne anſcheinende Urſache ſtill ſtehen, und
„wieder umkehren, man ſie ſogleich wegen
„Räuberei in Verdacht haben wollte, wenn
„ſie vielleicht nichts als ein artiges Dienſt-
„mädchen mit einem niedlichen Fuße und
„weißen Strumpfe verfolgen; oder eine Putz-
„macherinn, welche eine Schachtel mit Bän-
„dern unter dem Arme trägt.“

Er ſchwieg, bezahlte ſeinen Sixpence und ging fort. Jederman ſprach nun über ihn. — Einige hielten ihn für einen Spion, andere für einen methodiſtiſchen Prediger, einige für einen Polizeibedienten; alle aber waren der Meinung, daß er entweder ein

Spitzbube oder Narr sei. Die Meisten thathen ihm die Ehre an, ihm beides zuzutrauen.

Siebentes Kapitel.

Ein Projektmacher und ein Prophet.

Le Noir hüpfte mit einem weit heiterem Gemüthe als sonst, von dem Kaffeehause hinweg, denn er war jetzt überzeugt, eine Anzahl von Männern angetroffen zu haben, welche würklich und auf eine ernsthafte Art unzufrieden wären.

Da es noch früh am Tage war, so beschloß er vorher, eins von seinen Empfehlungsschreiben abzugeben, ehe er sich nach seiner Wohnung verfügte. Er fragte daher nach Herrn Wilton in der Arundelstraße; er fand ihn bald auf und man führte ihn in

ein niedliches Zimmer, das mit eleganten Meubeln angefüllt war, in welchem aber hier und dort viele Bücher und Papiere durch einander geworfen lagen. Man meldete ihn, er zeigte seine Beglaubigungsschreiben, und er ward mit vieler Höflichkeit aufgenommen.

Dieser Herr war das, was man einen politischen Projektmacher nennen könnte. Er besaß eine leichte Fassungsgabe, und mancherlei Kenntnisse, dabei eine warme und reizbare Phantasie; er entwarf daher oft sehr idealische Pläne, ohne auf die Unmöglichkeit sie auszuführen, weitere Rücksicht zu nehmen. Wenn das Feuer seines Enthusiasmus verraucht war, so war er eben so thätig seinen Entwurf zu verbessern, als er es vorher gewesen war, ihn auszuschmücken. Es giengen daher selten einige Tage hin, ohne mit seinem Lieblingssysteme zu wechseln.

Zu der Zeit, als er in Paris mit denen Leuten Bekanntschaften machte, die ihm unsern Helden empfahlen, war das System einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit der Lieblingsgegenstand der Gesellschaften, die er besuchte. Dieser erhabene Gedanke erfüllte seine Einbildungskraft, und er kehrte nach England mit dem festen Entschlusse zurück, alle seine Fähigkeiten anzuwenden, um sein Vaterland mit Frankreich zu vereinigen. Die ganze Welt sollte dann in das Band einer brüderlichen Einigkeit verschlungen, und Krieg und Pfaffenthum von dem Angesichte der Erde verbannt werden.

Dieser Lieblingsentwurf ward bald durch verschiedene andere verdrängt, die eben so interessant und eben so ausführbar waren; diese beschäftigten dann seinen ganzen Scharfsinn und wurden wieder gegen andere ausgetauscht. Jetzt war er in einer tiefen Untersuchung begriffen, um nach ihren natürlichen

und politischen Vorzügen die Gewalt der verschiedenen europäischen Mächte so anzuwenden, daß die französische Republik in ihren Grundvesten erschüttert würde. Als unser Held he eintrat, war er eben damit beschäftigt, der russischen Armee mit einem Hülfsmittel beizuspringen, das sie gegen die Unbequemlichkeit der Hitze während einer Winterkampagne in Frankreich schützen sollte.

Le Noir konnte zu keiner ungelegenern Zeit zu ihm kommen, denn als er den Herrn Wilton die Ursache seiner Gesandschaft entdeckte, fand er diesen völlig gegen sich eingenommen. Als er sich erkundigte: wie das Volk gestimmt war, die Franzosen aufzunehmen, bestürmte ihn sein Freund mit der Beschreibung der Anordnungen, wie er jedermann, Weib und Kinder mit eingerechnet, gegen den Feind als Soldat, Matrose, Tambour oder Lunteträger gebrauchen wolle; wie er darauf bedacht sei, jedes Haus

in ein Fort und jeden Wald in einen Verhau zu verwandeln.

Als er ſich bei dem Herrn Wilton erkundigte: ob es einer furchtbaren Armee unter dem Schutze der holländiſchen Flotte wohl möglich ſei zu landen; ſo fand er, daß dieſe Flotte ſchon in unſerm Beſitze war. Holland und Flandern war durch die vereinigte Macht von Oeſtreich und Preußen ſchon wieder erobert, Lille war belagert, von einer Armee von Ruſſen und Polen, welche Kosciusko kommandirte, der, von ſeinen Wunden wiedergeſtellt, bei der Kaiſerinn in großem Anſehen ſtand. Lord Moira hatte Breſt eingenommen, die franzöſiſche Flotte verbrannt, und war nun an der Spitze von 100000 Royaliſten in vollem Marſche gegen Paris. Toulon und Marſeille war von den Türken eingenommen, die die gebiethende Katharina zu dieſem Dienſte in Requiſition geſetzt hatte.

Le Noir hörte mit Erſtaunen dieſen Träumen zu, er wußte nicht, was er dem Manne antworten ſollte, der in ſo tiefſinnigen Spekulationen verwickelt war, als er durch einen eintretenden Bedienten aus dieſem Dilemma erlöſet wurde, der den Herrn Addlehead meldete. Dieſer Herr Addlehead war ein engliſcher Senator; da er aber in dieſer Lage den Einfluß nicht beſaß, den er gehofft hatte, und in der orientaliſchen Litteratur ſehr bewandert war; ſo wandte er ſeinen Scharfſinn dazu an, die myſtiſchen Bücher der heiligen Schrift zu enthüllen. Er zerbrach ſich den Kopf über den Daniel im alten, und die Offenbarung Johannis im neuen Teſtamente. Er meinte am Ende begeiſtert zu ſeyn, um das zu erklären, was der Apoſtel und der Prophet in der Begeiſterung geſchrieben hatten. Zuletzt ergriff ihn, gleich dem Saul, in der alten Zeit, der Enthuſiasmus und er fing nun ſelber an zu prophezeihen.

Nach gegenseitigen Begrüßungen sprachen die Herren von ihren beiderseitigen Bemühungen; der träumerische Politiker verfolgte Sieg auf Sieg, bis er endlich ganz Frankreich erobert hatte; dann untersuchte er, welches die beste Art seyn würde, um Europa in Zukunft gegen die ehrgeizigen Absichten der Franzosen zu schützen. Der Prophet erschöpfte alle Gefäße des Zorns über sein Vaterland; und unser erschreckte Missionair entwischte grade in dem Augenblicke, als er sein Werk vollenden und dem großen Drachen die Kette abnehmen wollte, um ihn unter uns loszulassen.

Achtes Kapitel.

Eine Scene unter vornehmen Leuten.

Le Noir verließ diese beiden Männer in der Ueberzeugung, daß sie von der englischen Krankheit angesteckt wären. Er erinnerte sich jetzt eines Briefes, den er an einen vornehmen Mann abgeben sollte, welcher eine Stimme in der englischen Gesetzgebung ererbt hatte. Dieser Edelmann war mit seinem politischen Einflusse und der Achtung, welche man seinem Stande in diesem und jedem andern Lande erwies, nicht zufrieden, eben so wenig mit der Gewalt, welche er mit seinen

glorreichen Gefährten theilte, sondern er strebte nach der hohen Würde, der Urheber der Verwirrung und das Haupt einer unvernünftigen Faktion zu werden.

Zu diesem vornehmen Dämagegen ging er hin und fand seine Wohnung unter den prächtigen Gebäuden der Großvenorstraße. Er klopfte an und fragte dreist nach dem Lord, so zutraulich, wie ein Mann, der einer freundlichen Aufnahme gewiß ist. Dieses Zutrauen sank aber durch das trotzige Betragen des Thürhüters etwas, den er endlich nach vielen Schwierigkeiten dahin vermochte, seinen Namen und sein Empfehlungsschreiben durch einen Bedienten hinaufzuschicken.

Er hatte schon eine halbe Stunde unter den Bedienten zubringen müssen, die ihn eben nicht mit großer Ehrerbietung betrachteten, als man ihm sagte, daß der Lord noch nicht angekleidet sei, und daß er wünschte,

Le Noir möchte so lange warten, bis er seine Toilette geendigt habe. Man führte ihn also in ein Vorzimmer, wo er das Vergnügen hatte, noch eine halbe Stunde zu warten, ehe er zu Ihrer Herrlichkeit geführt ward.

Der Lord empfing ihn mit einer kalten Höflichkeit, er erkundigte sich gleichgültig nach seinen Freunden in Paris und hörte seine Antworten ohne Aufmerksamkeit. Sein Auge war mit einem Blatte beschäftigt, das er in der Hand hielt, als ein andrer edler Pair und ein Baronet zu ihm hereingeführt wurden.

Diese angesehenen Leute fingen nun eine politische Unterredung an, die sich vorzüglich auf die Parlamentsdebatten der vorigen Nacht bezog, und in denen Ihr Haus und unser Haus, Mylord und Sir William ganz gegen Le Noirs Erwartung ausserordentlich oft ausgesprochen wurden.

Dieſer hatte nach dem, was er vom Pair gehört hatte, gehofft, daß er eine Rede über die Gleichheit halten, und mit dem einfachen Namen eines Bürgers zufrieden ſeyn würde.

Während dieſes erbaulichen Geſprächs trat ein Mann herein, den Le Noir auf dem Caffeehauſe geſehen hatte und der an der Unterredung über die Landung einen vorzüglichen Antheil genommen hatte. Da ſie hierüber einerley Meinung geweſen und in dem Augenblicke ziemlich vertraut geworden waren, ſo lebte Le Noir bei ſeinem Eintritte wieder auf, er ging auf ihn zu, mit aller der Vertraulichkeit, mit der man einen alten Bekannten begrüßt.

Seine Empfindungen, als er ſah, wie dieſer Gruß erwiedert ward, kann der Leſer am beſten aus eigner Erfahrung beurtheilen, wenn er irgend einmal die Kälte eines Gegengrußes empfunden hat, mit dem uns

ein vertrauter Freund beehrt, wenn dieſer das höchſte Glück der Menſchen genießt, bei einem vornehmen Manne zu ſeyn.

Es giebt keine größere Narrheit, als daß wir Menſchen, die unſers Gleichen ſind, für etwas vornehmer halten, wenn ſie mit Vornehmen in Geſellſchaft ſind. Es iſt natürlich, daß der Arme und Abhängige ſich vor dem Reichthum und vor der Macht beugt. Wenn aber ein reicher Mann, der aus einer angeſehenen Familie ſtammt, ſeine Bekannte, ja ſelbſt ſeine Freunde, mit Kälte und Zurückſetzung behandelt, bloß deswegen, weil er mit einem vornehmen Manne ſpricht; ſo iſt dies etwas ſo abgeſchmacktes, daß man glauben ſollte, es könne gar nicht vorfallen, wenn uns nicht die Erfahrung in jeder Stunde widerlegte. Dieſe verächtliche Eitelkeit iſt ſo allgemein geworden, daß ich überzeugt bin, daß kein Menſch ganz davon frei iſt, wenn gleich jeder dagegen ſpricht. Selbſt die vor-

nehmſten Leute müſſen dieſe Erfahrung machen, denn ſelbſt ein Gemeiner, wenn er mit einem Herzoge oder Premierminiſter geht, wird einen Irländiſchen Lord oder Baronet behandeln als wenn er ſein Schneider wäre.

Le Noir empfand bey dieſer Scene einen heftigen Widerwillen. Er hatte ſo viel von dem hohen Engliſchen Geiſte gehört, er hatte im Voltaire und andern Schriftſtellern geleſen, daß man in dieſem Lande nur wenig auf den Adel Rückſicht nähme; er erſtaunte daher jetzt um ſo mehr, Männer zu finden, die ſich noch überdies für die Ritter der Demokratie ausgaben, die unter ihren Titeln und Würden einen ſo genauen Unterſchied machten; etwas was in ſeinem Vaterlande nie der Fall geweſen war, ſelbſt als die Ariſtokratie auf dem höchſten Gipfel ſtand und der wirkliche Unterſchied unter den Ständen, in bürgerlicher und politiſcher Rückſicht, unendlich war.

Neuntes Kapitel.

Eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten.

Le Noir verließ diese Scene der Unverschämtheit und Thorheit, er begab sich nach dem Temple, um einem jungen Advokaten, Simkins, ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Er fand bald seine Wohnung, die niedlich und mit eleganten Meubeln versehen war. Herr Simkins war ein junger Mann von feinen Manieren, der sich manche Kenntnisse erworben hatte; da aber sein Geist zu flüchtig war, um sich mit dem trocknen Studium der Rechte vertraut zu machen, so beschloß er seinen Ruhm auf einem kürzern Wege zu suchen. Statt also über

stau-

ſtaubichten Folianten zu ſitzen, um die Geſetze des Landes kennen zu lernen, wählte er die bequemere Lektüre, um ausfindig zu machen, wie dieſe Geſetze ſeyn ſollten. Jakobs Diktionair der Geſetze und Blackſtone's Kommentarien waren alles, was er von der engliſchen Jurisprudenz beſaß. — Aber ſeine Bücherbrette waren reichlich mit den politiſchen Werken der philoſophiſchen Geſetzgeber Frankreichs und ihrer gelehrten engliſchen Kommentatoren beſetzt.

Dieſer Mann empfing unſern Helden ſehr höflich und freundſchaftlich, er erkundigte ſich nach ſeinen pariſiſchen Freunden, von denen einige emigrirt waren, und viele durch die Guillotine von der herrſchenden Parthei hingerichtet worden. Er tröſtete ſich mit den Gedanken, daß ſie in einer glorreichen Sache gelitten hätten; er fragte endlich mit dem Ausdrucke eines patriotiſchen Heroismus: Was das Opfer von Tauſenden be-

bedeutete, wenn man es mit dem Ruhme und der Glückseligkeit in Vergleichung stellte, die sie durch ihren Tod ihrem Vaterlande erworben hätten.

Dies war der erste Mensch, den Le Noir in England traf, der vollkommen mit seinen Grundsätzen übereinstimmte. Die Unterhaltung ward daher zu beiderseitiger Zufriedenheit fortgesetzt. Der Engländer gab seinem Freunde die Nachricht, daß er auf diesen Abend in einen Club von Rechtsgelehrten engagirt sei, man habe ihn darin aufgenommen, und komme in jeder Woche zusammen, um über Gesetzgebung und Litteratur zu debattiren. Wenn es seinem Freunde nicht zuwider sei, wolle er ihn dort einführen; dieser Vorschlag wurde sogleich angenommen, die beiden Apostel der Freiheit aßen zusammen, und begaben sich dann zur bestimmten Stunde nach dem Orte der Zusammenkunft.

Diese Gesellschaft bestand aus Studenten, jungen Anwalden, junaen Leuten, die eben bei dem Gerichte angestellt waren, mit einigen praktisirenden Advokaten gemischt, wenn man die so nennen kann, die kaum einmal einen Prozeß geführt hatten. Man hatte die Talente dieser Männer übersehen, sie waren durch jüngere verdrängt; und statt um eines Gewinnstes wegen in der Westminster Halle Reden zu halten, ergriffen sie diese Gelegenheit, ihre Gelehrsamkeit gratis zum Besten der hoffnungsvollen Pflanzen zu entwickeln.

Es entspann sich sogleich ein Streit. — Denn in jeder Gesellschaft, wo die Rechtsgelehrten einen Theil ausmachen, wird die Unterhaltung sogleich ein Streit. Ja selbst wenn nur einer oder zwei, besonders wenn sie jung sind und nichts zu thun haben, sich in gemischter Gesellschaft befinden, so suchen sie das ganze Gespräch auf ein Argument zu

reduziren, jede Meinung muß mit der größten Präzision vorgetragen, und jede Behauptung klar, wie ein Paragraph, aus einander gesetzt werden.

Ein sehr lebhafter Advokat eröffnete die Sitzung; er ereiferte sich mit vieler Beredsamkeit darüber, daß die Konstitution von ihrer ursprünglichen Reinheit abgewichen, daß das Haus der Gemeinen verdorben sei, die Pairs bekämen immer mehr Einfluß und die Krone würde immer ärmer. Er rieth, daß man zu den ersten Prinzipien der Konstitution zurückkehren müsse, denn dies sei das einzige Mittel, diesen gewaltigen und um sich greifenden Uebeln vorzubeugen:

Der Schreiber eines Anwalds versetzte hierauf: daß dies im Grunde nur so viel sagen wolle, daß man zu allen Vorurtheilen zurückkehre, wenn man dahin zurückkäme, was man die alten Grundsätze nenne. Die

Sitzung, Herr Cheſhire nahm den Stuhl des Präſidenten ein.

Die Sitzung ward mit einer geiſtreichen Rede des Präſidenten eröffnet, der alle möglichen Unglücksfälle unſerer Regierung herzählte; der Grund von allen lag, wie er behauptete, in der Ungleichheit der Repräſentation, beſonders aber die Unglücksfälle des Krieges, der hohe Preis der Lebensmittel und die beyſpielloſe Strenge des Winters. Er forderte die Mitglieder auf, ihre Meinung zu ſagen, wie man dieſem Hauptübel abhelfen ſolle, indem er hinzufügte, daß in der Menge der Rathgeber die Sicherheit läge.

Der Vorſchlag des erſten Redners war, daß Jedermann auf der Inſel, Kinder und Narren ausgenommen, das Recht haben ſollte, ſeine Stimme zu geben. Als er eben auseinanderſetzen wollte, auf welche Art dieſe unzähligen Stimme abgegeben werden

sollten, ohne daß Verwirrung und Partheilichkeit entstände, stand Jemand auf und rief:

„Und warum irgend Jemand von dem „Rechte ausschließen, das mit ihm gebohren „wird? Und warum vorzüglich Kinder und „Narren? Unter eben dem Vorwande könn„ten sie auch alle Frauen und Wahnsinnige „ausschließen, und der Himmel weiß, wer „nicht unter die eine oder die andere Rubrik „passen könnte. Wissen wir denn nicht über„dies, daß die sublimsten Wahrheiten von „den Lippen der Thoren und Säuglinge ge„kommen sind? — Und glauben nicht die „Mahomedaner, daß die Narren unmittel„bar vom Himmel begeistert werden?

„Ein anderer Mann erhob sich jetzt und „schlug vor: Frankreich nachzuahmen, das „Volk im Allgemeinen sollte gewisse Perso„nen erwählen, die dann die Repräsentan„ten im Allgemeinen ernennten. In Schott„land, fügte er hinzu (denn er war aus die-

„sem Lande) geschieht jetzt etwas ähnliches, „mehrere Flecken ernennen jeder einen Wahl„mann, und dieser ernennt dann die Repräsentanten.

„Nichts von allem dem, rief ein Irländer, „wir machen die Sachen in Irland besser „und friedfertiger aus, wir suchen erst die „Dinge freundschaftlich in Ordnung zu brin„gen, und wenn das nicht möglich ist, so „bricht einer dem andern den Hals, so lan„ge es geht.

Aber weder die schottische noch friedfertige irländische Wahlmanier schien der Gesellschaft zu gefallen, alle sagten jetzt ihre Meinung durch einander, ohne sich an die Regeln der Gesellschaft oder die Ermahnungen des Präsidenten zu kehren. — Der Wein war freilich während der Sitzung verboten, aber manche Mitglieder hatten doch und eben nicht sparsam eine Herzstärkung von

Wein oder Porter, je nachdem es ihre Finanzen zuließen, zu sich genommen.

Tausend wiedersprechende Systeme der Reform wurden jetzt verwirrt durch einander vorgetragen. Alle in der Theorie abgeschmackt und in der Praxis unausführbar. Der eine war dafür, daß man das Recht der Stimmengebung einschränken, der andre, daß man es erweitern sollte. Dieser wollte die Vermögensumstände, die ein Recht geben, erhöhen, dieser sie vermindern. Einige wollten das Land in größere, andere in kleinere Distrikte abtheilen. Einige schlugen vor, daß der Name jedes Stimmenden, so wie die Person, für die er gestimmt habe, gedruckt und bekannt gemacht würde; andere behaupteten, man müsse durch Ballotiren die Stimme verheimlichen. Kurz, jeder Vorschlag ward gethan, den die Narrheit erfinden und die Unverschämtheit aussprechen kann.

In dieſer Verwirrung von Debatten ſtand der Mann auf, der ſo geſchickt die Rechte der Kinder und Narren vertheidigt hatte; und nach einem langen Kampfe, in welchem ſich viele Köpfe an Ideen erſchöpft hatten, die meiſten aber dumm geworden oder gar eingeſchlafen waren, brachte er es dahin, daß man ihn anhörte, und er fing alſo an:

„Ich habe mit groſſer Aufmerkſamkeit „das Gemüth der Menſchen beobachtet, und „ohne Ausnahme gefunden, daß, wenn das „Volk nicht für ſich ſelbſt handelt, es übel „berathen iſt. Es iſt weit leichter, uns und „andre zu überreden, daß wir zu einem Amte tüchtig ſind, als uns die Mühe zu geben „uns zu einem Amte tüchtig zu machen. „Denn wenn ſich einer, der ein tüchtiges „Mitglied der Geſellſchaft werden will, beſtrebt, alles zu wiſſen, was zu ſeinem „Stande gehört, ſo ſind Tauſende, die den „Leidenſchaften derer ſchmeicheln, die die

„Mittel in Händen haben, sie anzustellen.
„In der kleinen Anzahl der ersten erreicht
„unter zwanzigen nicht einer seinen Endzweck,
„von den letztern verfehlt ihn unter zwan-
„zigen kaum einer. Dies erzeugt in Mo-
„narchien die Günstlinge, in Republiken
„Popularität. Beide Charaktere sind sich
„gleich; und ihr Einfluß wird durch diesel-
„ben Mittel erworben. Statt daß ein Mit-
„glied aus der Grafschaft sich auf sein freies
„Betragen im Parlamente verlassen sollte,
„die künftige Stimme zu erhalten, so besucht
„er jede Gesellschaft, jede Lustparthie, jede
„Versammlung von Kegelspielern in seiner
„Provinz. Wer das Vertrauen seines Für-
„sten gewonnen hat, wird sein Kuppler oder
„Schmeichler, statt ein aufrichtiger Rathge-
„ber zu seyn. In beiden Fällen werden der
„Fürst und das Volk auf gleiche Art betro-
„gen. Der Günstling und der Dämagog
„sind verächtliche Schmarotzer.

„In mehr als einem Orte habe ich ein „Recht eine Stimme zu geben, und ich ha„be es mir zum unveränderlichen Geſetze ge„macht, nie dem Kandidaten meine Stim„me zu geben, der ſich ſehr emſig darum be„wirbt. Es iſt die Pflicht eines jeden Wahl„herrn, einen graden und verſtändigen Mann „zum Repräſentanten auszuſuchen; aber nie„mand wird ſich ſehr um einen Platz bemü„hen, auf dem ſich Mühe und Arbeit nur „durch das Bewußtſeyn belohnen, daß man „ſeine Pflicht gethan habe, wenn es nicht „aus einer abgeſchmackten Eitelkeit geſchieht, „ſeine Talente zu zeigen, oder aus einem „noch ſchlimmern Bewegungsgrunde. Denn „wer die Gewalt mit vieler Begierde ſucht, „der wünſcht auch gewöhnlich ſie zu mis„brauchen. Ich bin daher überzeugt, daß „die Menſchen ihrem Vaterlande im Par„lamente am beſten dienen werden, die ſich „keine Mühe darum geben, gewählt zu „ſeyn.

„Jedermann weiß, daß eine Monarchie „dann am besten regiert wird, wenn ein ge„schickter Fürst sein eigener Minister ist. Ein „Volk aber kann nicht für sich selber handeln, „es muß seine Autorität übertragen. Die „beste Art der Repräsentation ist also die, „die den schönsten Anblick dieser Autorität „giebt, indem sie auf die geschicktesten Per„sonen übertragen ist.

„Jetzt will ich nun des Plans erwähnen, „der mir der beste scheint, diesen Vorsatz „durchzusetzen. Ich möchte die Mitglieder „weder öffentlich noch durch Ballottiren er„wählen lassen, sondern durchs Loos, wie bei „den Soldaten. In diesem Falle wäre es „wenigstens eine Möglichkeit, daß ein Mann „gewählt würde, der es verdiente über unse„re Wohlfahrt zu wachen — unsere theuer„sten Rechte würden dann nicht denen anver„traut, die am wenigsten geschickt sind, sie „zu schützen, ich meine jene Schurken, wel-

„che durch knechtiſche und verächtliche Kün-
„ſte der Popularität unſer Vertrauen kau-
„fen und verrathen.

„Ich weiß, daß Shenſtone die Populari-
„tät vertheidigt, denn er ſagt, ſie entſtehe
„aus einer liebenswürdigen Urſache, indem
„man liebt, damit man geliebt werde —
„aber die Popularität iſt ſelten ein Zweck,
„ſondern nur ein Mittel, einen andern
„Zweck zu erreichen. Ein Mann, der die
„Popularität ſucht, hat das Vergnügen,
„von einer feilen Schönheit geliebt zu ſeyn,
„er benutzt ihre Reize als Werkzeuge ſeiner
„Habſucht und ſeines Ehrgeizes.“

Hier ſchloß er ſeine excentriſche Rede, die mit einem Gemurmel, das halb Beifall, halb Tadel war, aufgenommen ward. Einige ſagten, es wäre Vernunft darinn mit vieler Dummheit oder Ironie — denn das konnten ſie nicht unterſcheiden — gemiſcht; und ſo en-

digte ſich die Debatte über die Parlaments-reform, der aber bald eine Debatte von einer andern Art folgte.

Eilftes Kapitel.

Eine Debatte über die Reform des debattirenden Klubs.

Die öffentlichen Geſchäfte waren jetzt abgethan, und es wurde nun einer Motion erwähnt, die man bei der vorigen Sizzung in Vorſchlag gebracht hatte, nemlich, einen Präſidenten zu wählen, neue Geſetze für den Klub zu entwerfen, und ſie in andere Hände zu geben, als in denen ſie ſich jetzt befanden. Der Mann, der dieſen Vorſchlag that, behauptete, daß ſich Mißbräuche in der Anordnung eingeſchlichen hätten, man habe Geſetze angenommen, die man nicht beobachten könne; um die wenigen Gu-

ten aber bekümmere sich Niemand; die ganze Regierung sei ein Monopol, das sich einige Glieder unter dem Namen einer Komitee angemaßt hätten, mit Ausschluß aller übrigen, die doch gleiche Rechte besäßen. Er schloß mit dem Vorschlage, daß man eine neue Komitee ernennen solle, die den Zustand der Gesellschaft untersuchen und darüber in der nächsten Sizzung Bericht abstatten mögte.

Man widersetzte sich mit Heftigkeit. Einige behaupteten, daß es keine Beschwerden gebe — andere klagten über die Gefahr, daß man eine Gesellschaft erneuern wolle, die bisher ihrem vorgesetzten Zwecke entsprochen habe; wie man den Erfolg dieser Veränderung nicht berechnen könne und wie sie vielleicht am Ende die völlige Auflösung der Gesellschaft nach sich ziehen könne.

Ein Mann, der ein heftiger Demokrat war, stimmte vollkommen mit dem Kläger

überein, daß große Mißbräuche in der Verwaltung der Gesellschaft vorhanden wären; er war aber in Ansehung des vorgeschlagenen Mittels gar nicht seiner Meinung. Er gab den Monopols-Geist der Komitee zu, dieser Geist aber würde auch jede andere Komitee beherrschen. — Nicht diese oder jene Komitee war schlecht, sondern die Komitees an und für sich selbst, und bis sie zernichtet wären, müsse die Unbequemlichkeit da seyn, über die man klage. — Warum sollten sechs Menschen denn klüger seyn als sechzig? Man lasse die ganze Gesellschaft ihre Geschäfte besorgen, man lasse jede Anordnung von Mitgliedern bestätigen, die grade zugegen sind. Mit einer allgemeinen Akklamation ward dieser Vorschlag angenommen und die Gesellschaft ging nun sogleich an ihre Geschäfte. Die Annahme dieses Plans war aber das einzige, worin man einerlei Meinung war; und da diese Annah-

me alle Regeln, welche die Ordnung in ihren Debatten erhielt, aufhob, so wollte jeder sprechen, und keiner Zuhörer seyn. Geschrei und Verwirrung entstand, die nach und nach so zunahmen, bis die Gesellschaft ein zweites Babylon wurde. Denn diejenigen, die ihre Beredsamkeit nicht zu zeigen wagten, wenn das ganze Zimmer ihnen zuhörte, ergriffen diese Gelegenheit da alle sprachen und keiner hörte, um, wenn nicht ihr Rednertalent, doch ihre Lunge in Bewegung zu setzen.

Indessen blieben doch Worte eine Zeitlang die einzigen Beweise; die eifrigsten Streiter, da sie sahen, daß es unmöglich war, eine allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, sagten den Nachbarn ihre Meinung, da diese aber zuweilen in ihren Meinungen abwichen und die ganze Gesellschaft sie nicht in ihren Reden einschränkte, so wurden hitzige Beweise bald in Persönlichkeiten

verwandelt; natürlicher Weiſe kam es von dieſen zu Gewaltthätigkeiten und in kurzer Zeit hatten viele in der Geſellſchaft eine blutige Naſe oder einen zerſchlagenen Kopf aufzuweiſen. Die Tapeten des Zimmers ſo wie Tiſche und Stühle litten ſehr, bis endlich der Beſitzer des Hauſes mit der Wache hereintrat, und die Geſellſchaft nöthigte auseinander zu gehen, indem er den Schwur that, daß er einen reformirenden Klub nie wieder einen Fuß wollte über ſeine Schwelle ſetzen laſſen.

Zwölftes Kapitel.

Lob des Despotismus.

Unser Held und seine Gefährten verließen den Schauplatz der Verwirrung und gingen nach einem benachbarten Kaffeehause, um dort den übrigen Theil des Abends zuzubringen. Auf ihrem Wege trafen sie den paradoxen Mann, der so wortreich im ersten Streite und im letzten so still und unthätig gewesen war.

Ihr Gespräch fiel natürlicher Weise auf die Scene, von der sie eben kamen, und Mr. Simkins bemerkte, daß es der Menge un-

möglich sei, sich selbst zu beherrschen, und lobte eine Versammlung von Repräsentanten, als ihm der Fremde auf folgende Art ins Wort fiel:

„Unmöglich für eine Menge zu herrschen, „mein Herr! Ich sage es ist für zehntausend nicht unmöglicher als für zehn, ja „als für zwei; durch die Natur der Dinge „ist alles dies gleich unmöglich. Es hat vom „Anfange aller Zeiten keine andere Regierung gegeben und es wird in alle Ewigkeit keine andere seyn, als der unumschränkte Wille eines einzigen Mannes."

Da Alle über diese seltsame Behauptung erstaunten, so fuhr der paradoxe Mann also fort: „Ich weiß, daß diese „Lehre neu ist, aber doch bin ich von „ihrer Wahrheit überzeugt, und alle würden davon überzeugt werden, wenn sie „die Sache unpartheiisch untersuchten, und

„ihre Vernunft und Erfahrung zu Rathe „zögen, statt auf ihre Vorurtheile zu hören.

„Es giebt in der That keine andere Re„gierungsform als die monarchische. Eine „Regierung mag nun einen Namen haben „welchen sie will, so wird sie doch immer nur „von einer Person verwaltet. Dies be„zieht sich nicht nur auf die politischen Sy„steme, sondern es liegt in der Natur des „Menschen. Eine Handlung, eine Unter„suchung kann nur von einer Person her„rühren. Alle Umstände des Lebens bestä„tigen das, vom Throne bis zur Hütte hin„ab. Nur findet man diese despotische „Gewalt nicht allezeit da, wo man sie ver„muthet. Gegen Ein Königreich, das der „König beherrscht, findet man hundert, „die vom Minister regiert werden. Für „Eine Familie, wo der Mann das Haupt „ist, findet man wenigstens zehntausend, „wo es das Weib ist. Wie der Despotismus

„in jenen abscheulichen Tyranneyen ausge-
„übt wird, die man Republiken nennt, zei-
„gen die Vorfälle einer jeden öffentlichen Zu-
„sammenkunft hinlänglich.

„Man nehme an, daß sich eine Menge
„unabhängiger Personen versammelt, um
„einen Vorschlag zu thun, oder eine Bill
„einzureichen, sich an den König zu wen-
„den, oder dem Parlamente eine Bittschrift
„zu übergeben. Was fangen sie an? So
„lange sie ein Ganzes ausmachen, geschieht
„nichts. Nach vielem Spektakel und Un-
„sinn wird eine Komitee ernannt, um
„die Sache in Ordnung zu bringen und
„einen Entschluß zu fassen. Sie gehn
„ab, und der Lärmen und Unsinn fängt
„von neuem an. Nun zeigt sich der Des-
„pot. Mr. Plausible wird in den Stuhl
„gesetzt, entweder auf seinen eigenen An-
„trag, oder von einem seiner Satelliten
„dazu aufgefordert; er schreibt, die Ko-

„mitte billigt und die allgemeine Versamm-
„lung bestätigt es. Mit kleinen Unterschie-
„den ist das immer der Fall wie manchmal
„z. B. der sogenannte Despot in den Stuhl
„gesetzt wird, dem der würkliche Despot
„schmeichelt und ihn zugleich regiert, in jeder
„öffentlichen Versammlung, die ich noch er-
„lebte, vom Hause der Gemeinen bis zum
„niedrigsten Klub hinunter.

„Ueber eure Demokraten habe ich auch
„noch eine Bemerkung gemacht; es sind
„gewöhnliche unansehnliche kleine Kerle,
„die man in dem ersten Aufstande mit den
„Füßen zertreten würde, die rüstigen Bursche
„sind immer legale Unterthanen und fried-
„liche Bürger. Es ist betrübt, einen sol-
„chen Mr. Spide reden zu hören, der
„ohne die Kraft eines Wurmes und ohne
„den Verstand eines Pudels ein schönes Weib
„und ein großes Vermögen besitzt, und der
„immer von Gleichheit und den Menschrech-
„ten

„ten ſpricht, als wenn irgend etwas anders,
„als der glückliche Zufall, ihm Schönheit
„und Ueberfluß hätten geben können. Man
„verſetze dieſen Mann in einen Staat (wenn
„ein ſolcher Staat denkbar iſt) wo alle gleich
„ſind, ſo müßte er ſeinen Unterhalt durch Bet-
„teln erwerben; es würde ihm ſelbſt ſchwer
„werden, ein Bettelweib anzutreffen, ſelbſt
„wenn ſie alt und häßlich wäre, die ſich ent-
„ſchlöſſe, ihn zu heirathen.“

Dreizehntes Kapitel.

Begebenheit in einem Kaffeehause.

Sie waren jetzt an das Haus gekommen, in welches sie alle hineingingen, sich niedersetzten und sich die Zeitungen geben ließen. Ihre Aufmerksamkeit ward bald auf einen jungen Mann in Soldatenkleidern gelenkt, der ein Blatt niederwarf, das er eben las, und ausrief: „Es ist doch hart, (er brauchte aber pöbelhaftere Ausdrücke) daß es so zugeht! „Ein Junge, der erst seit zwölf Monaten in „der Armee dient, wird Obristlieutenant, „und ich bekomme nur eine Kompagnie.“

„Mein Herr, (ſagte ein alter Officier, der an einem Nebentiſche ſaß) wenn ſie eine „Kompagnie haben, ſo ſehe ich nicht ein, „daß Sie Urſache haben zu klagen, denn Ihrem Alter nach können Sie noch nicht lange in Dienſten ſeyn. Ich bin nur Kapitain, mein Herr, und diente doch gewiß „ſchon mehrere Jahre in der Armee, noch „ehe ſie geboren waren.“

Bei dieſer Antwort verſtummte der junge Mann auf einen Augenblick, aber ſein flüchtiger Geiſt behielt bald wieder die Oberhand; er tadelte von neuem die Einrichtungen der Armee, beſonders aber die ſchändlichen Wirkungen des Einfluſſes und des Intereſſe, daß Knaben über ältere Officiere geſetzt würden; er nahm zu ſeinem erſten Beiſpiele, als zum überzeugendſten indeſſen von neuem ſeine Zuflucht.

Dieſe Unterhaltung feſſelte die Aufmerkſamkeit unſers Helden und ſeiner Begleiter,

sie stimmten endlich dem jungen Soldaten bei, weil seine Unzufriedenheit mit ihren eigenen Meinungen etwas Verwandtes hatte. Er bekam dadurch Muth, seine Klagen wurden noch heftiger und seine Ausdrücke noch weniger gewählt. Le Noir redete ihn endlich als Bürgersoldat an, klagte über die abgeschmackten militärischen Vorurtheile, und führte die Französische Armee als ein Beispiel an.

In seiner Lobeserhebung auf die Französischen Soldaten erwähnte er mit besondern Beifall der wenigen persönlichen Zuneigung der Gemeinen gegen ihre Officiere. Er lobte sie, daß sie das abgeschmackte militärische Point d'honneur abgeschaft hätten, das so oft Duelle verursachte.

„Ist ein Mann in Wuth gesetzt," sagte er, „so ist ein Mord verzeihlich, denn er

„iſt natürlich *); aber ſein Leben unter be-
„ſtimmten Bedingungen in einem Zweikam-
„pfe zu wagen, mit dem, der mich beleidigt
„hat, iſt eine Abgeſchmacktheit, die ſich durch-
„aus nicht entſchuldigen läßt. Aber dem
„Himmel ſey Dank! die Ritterwelt iſt vor-
„über, unſre Soldaten, wenn ſie durch die
„heiligen Pflichten der Freiheit und Gleich-
„heit in Enthuſiasmus geſetzt ſind, hören
„weder auf den Befehl ih[illegible] Officiere, noch
„werden ſie von Rang und Verdienſten zurück-
„gehalten, keine Thräne einer knieenden
„Schönheit, kein Geſchrey eines weinenden
„Kindes hält ſie zurück, ſie gehn vor —"

„Und zum Teufel, ihrem hölliſchen Mei-
„ſter! (rief der junge Officier) er wird es
„dieſen blutdürſtigen Höllenhunden lohnen.

*) Le Noir iſt hier ein Plagiarius, er hat dieſen abſcheulichen Satz aus einer Abhandlung gegen die Vorurtheile von einem Franzöſiſchen Philoſophen entlehnt.

„Ein Soldat, der seinem kommandirenden „Officier nicht gehorcht, der ein Frauenzim„mer, vorzüglich ein hübsches, schlecht be„handeln kann, ist ein Schurke, den man „aus der Gesellschaft mit den Füßen stoßen „sollte, so gut wie solche Schlingel, die diese „abscheulichen Lehrsätze vertheidigen können.“

Mit diesen Worten sprang der junge Kapitain auf, um diesen Urtheilsspruch auszuüben. Er war stark, der größte Theil der Gesellschaft bestand aus Militairpersonen, die ihm ohne Zweifel beigestanden hätten. Le Noirs Freunde waren neutral und wollten sich in keine Schlägerei mischen, so daß unser Held gewiß mit Gewalt aus dem Zimmer wäre geworfen worden, wenn sich nicht der alte Officier in's Mittel gelegt hätte.

Er sagte, daß er die unanständigen und aufrührerischen Gedanken des Fremden mißbillige, der junge Engländer aber habe dieso

durch ſeine Klagen und unüberlegten Ausdrücke ſelber veranlaßt, der mit ſeinem Range in der Armee ganz ohne Grund unzufrieden ſey. Er fügte hinzu, daß wenn Edelleute ſelber auf die Regierung ſchimpfen, die vielleicht eher Tadel verdient, daß ſie zuviel, als daß ſie zu wenig für ſie gethan hat, ſo haben dieſe kein Recht, über Fremde erzürnt zu ſeyn, die dieſe Unzufriedenheit mißverſtehn, ſie für Geſinnungen des Aufruhrs halten, und nach dieſer Idee ihre eigene Meinung herausſagen.

Dieſe Bemerkung brachte den jungen Krieger natürlich auf, und Le Noir bekam Muth, zu ſeinem Lieblingsgegenſtande zurückzukehren, und ſich über die brüderliche Liebe weitläuftig auszulaſſen, die ſeine Landsleute immer für die Engländer gefühlt hätten, ob ſie gleich von der Engliſchen Regierung ſo ſehr wären beleidigt worden.

„Nein, mein Herr (rief der alte Offi„cier) hierüber kann ich mit Ihnen nicht ei„nerlei Meinung seyn. Ich habe einige Er„fahrung und weiß, wie die Franzosen mit „den Engländern umgehn; ich bin überzeugt, „ihr Haß gegen uns ist eingewurzelt. Unsre „gemeinen Leute spotten und lachen gern „über die Franzosen, das gemeine Volk in „Frankreich schmeichelt den Engländern des „Geldes wegen, das sie ausgeben; daher „schreibt man uns Nationalvorurtheile zu „und den Franzosen eine liberale Humani„tät. Aber wir haben euch nie gehaßt, so „wie ihr uns. In welcher Lage ihr auch „waret, so war immer die Unterdrückung „von England euer Lieblingsplan. Wenn „wir tyrannische Fürsten verjagten, so streng„tet ihr alle eure Kräfte an, um sie und ih„re Regierung wieder einzusetzen. Als wir „unsere aufrührerischen Kolonien nicht be„zwingen konnten, da liefet ihr, gegen die „Grundsätze eurer eigenen Verfassung, die

„Lehren von der Unabhängigkeit in ihre Oh-
„ren; dies Experiment war für euch selbst
„nachtheilig, das wustet ihr; aber ihr
„konntet uns dadurch kränken, und das war
„euch genug.“

„Als uneingeschränkte Monarchie waret
„ihr unsre unversöhnlichen Feinde, als Anar-
„chie seyd ihr unsre unversöhnlichen Fein-
„de. Wie wir uns auch immer gegen einan-
„der verhalten mögen, so betrachtet ihr doch
„stets unser Glück als euer Elend, unsre
„Unterdrückung als euren Triumph. Kein
„Engländer hegt diese Gesinnung gegen euch,
„aber die Ursache davon ist deutlich. Nie-
„mand haßt den Feind, den er verachtet;
„aber selbst ein gleichgültiger Mensch wird
„von denen als ein hassenswürdiger Feind
„betrachtet, die ihn zugleich beneiden und
„fürchten.“

Hiermit schloß der Officier. Der unpar-
theiische Leser mag entscheiden, ob die Ursa-

chen, die er für die verschiedene Art der Erbitterung beider Nationen erzählt, die wahren sind, oder ob sie aus Nationalvorurtheilen herrühren.

Vierzehntes Kapitel.

Der Held trifft auf eine Gesellschaft, die den wahren Geist der Gleichmachung besitzt.

Die drei Freunde trennten sich jetzt, und am Morgen ging unser Abentheurer wie gewöhnlich auf ein Kaffeehaus, um zu frühstücken. Er ging wieder auf ein andres, da neue Gegenstände ihm vorzüglich angenehm zu beobachten waren.

Er wählte jetzt eins, dessen Aeußeres eben nicht sehr empfehlend war; denn er wollte jetzt die Meinungen der niedern Stände sondiren, von denen er glaubte, daß sie in der

Hauptſtadt ſeinem Syſteme geneigter wären. Er hatte jetzt durch Erfahrung gelernt, daß Leute, die ſelbſt nur ein mäßiges Eigenthum beſitzen, nicht ſo närriſch waren, ein Syſtem auszuüben, das ſie närriſch genug waren in der Theorie anzunehmen.

Als er in das Zimmer trat, erſtaunte er darüber, Leute von recht feinem Anſehn um einen Tiſch verſammelt zu finden. Er ſetzte ſich zu ihnen, und mit der gewöhnlichen Redſeligkeit ſeines Vaterlandes machte er den Verſuch, an ihrer Unterhaltung Theil zu nehmen. Er ward überraſcht, daß er hier nicht mit jener Kälte zurückgewieſen ward, die man gewöhnlich bei den Engländern findet, wenn ſie von Fremden angeredet werden.

Dieſe Geſellſchaft zeigte ſich ganz verſchieden, denn ſie nahm ſeine freundſchaftliche Mittheilung mit Vergnügen auf. Hieraus und aus ihren feinen Sitten ſchloß er, daß

ſie einige Zeit auswärts geweſen wären; und darinn irrte er ſich nicht.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Vorfälle des Tages, fing Le Noir an, die politiſchen Meinungen ſeiner Geſellſchaft zu unterſuchen, und fand ſie zu ſeinem unausſprechlichen Vergnügen ganz nach ſeinem Herzen. Die Zerſtörung der Rangordnung und das Gleichmachen des Eigenthums waren Maasregeln, die ſie in ihrer weiteſten Ausdehnung annahmen. Dieſe Leute und unſer Held ſchloſſen ſogleich eine vertraute Freundſchaft und er ward in ihre Geſellſchaft aufgenommen.

Diejenigen Leſer, die mit unſrer Hauptſtadt nicht ſehr bekannt ſind, werden vielleicht erſtaunen, wenn ſie hören, daß dieſe elegante Geſellſchaft aus Taſchendieben beſtand, Leuten, dem bekannten Barrington und andern Herren ähnlich, die ſich gut kleiden,

gute Gesellschaften besuchen, die man an allen öffentlichen Orten trift, die gut leben, in schönen Häusern wohnen, den Handwerkern pünktlich bezahlen und alles durch Beraubung des Publikums.

Gesetzgeber und Magistratepersonen wissen, daß dieser Uebelstand seit lange herrscht, er ist aber nicht so leicht abzuschaffen, als einige hitzige Reformatoren glauben. Tausend annehmliche Plane kann man in der Theorie aufstellen, es ist aber die Frage, ob sie ausgeführt werden können, ohne den englischen Unterthan so einzuschränken, wie es kein Engländer ertragen kann.

Unsre Uhren und Börsen sind freilich etwas werth, aber doch nicht so viel (wenn man sie uns nicht mit Gewalt raubt) daß wir jene Freiheit dafür aufopfern sollten, die jedermann berechtigt, zu thun was er will, wenn er sich nicht gegen positive Gesetze ver-

ſündigt. Dieſe Freiheit gewährt keine andere Form der Geſellſchaft; nur durch die brittiſche Konſtitution iſt ſie möglich.

In dieſer Geſellſchaft brachte Le Noir den Tag und den Abend zu. Man ward einig, daß man nach dem Abendeſſen auf eine Maskerade gehn wolle, die in dieſer Nacht gegeben wurde. Masken und Domino's wurden alſo angeſchafft und man begab ſich nach dem Opernhauſe.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Scene auf der Maskerade und ihre Folgen.

In den ersten Stunden der Nacht fiel nichts merkwürdiges vor, denn es gibt nichts faderes als eine Englische Maskerade vor dem Abendessen, ob es gleich nach dem Essen nichts so wildes und zügelloses giebt.

Kaum war die Gesellschaft daher durch Essen und Trinken fröhlich gemacht, so fingen die andern Freunde unsers Helden an, die Geschicklichkeiten ihres Handwerks auszuüben. Einer machte einen gar kühnen An-

Angriff auf die Uhr eines Officiers, und da der Schneider bei dem Nähen der Tasche mehr auf die Sicherheit des Eigenthums seines Kundmannes, als auf den Vortheil der leichtfingrichten Brüderschaft gesehen hatte, so ward er auf der That ergriffen.

Die ganze Gesellschaft nahm sich sogleich ihres Kameraden an, den aber ein hartnäkkiger Irrländer in Besitz genommen hatte, der sich seinen Raub nicht so schnell abschwatzen, oder seinen Entschluß so leicht erschüttern ließ. Sie nahmen alle ihre Masken ab, und zeigten sich als Gentlemans, um die Gesellschaft zu ihrem Vortheil einzunehmen. Einige sagten, sie wüßten, der Beschuldigte sey ein Officier, sie drohten mit den Folgen einer militairischen Rache; andere nahmen den Karakter von Rechtsgelehrten an und suchten ihn durch die Aussicht eines Prozesses abzuschrecken.

Der Irrländische Officier kehrte sich aber an keine Drohung einer gesetzlichen oder militärischen Rache. Er behauptete, er habe ihn betroffen, indem er seine Tasche habe plündern wollen, nnd wollte ihn festhalten, die Folgen möchten auch seyn welche sie wollten.

Seine Kameraden suchten ihn jetzt mit Gewalt zu befreien, und einige Zuschauer, durch sein und seiner Freunde feines Aeußere hintergangen, traten auf ihre Seite; die Diener der Gerechtigkeit aber waren gerade im Zimmer, sie legten sich also dazwischen, da sie die Gesellschaft gegen solche Freibeuter schützen sollten. Diese erkannten sogleich die ganze Rotte; weil diese berüchtigte Menschen waren, so nahmen sie sie nach einer kleinen Widersetzung alle gefangen, eben so die, die ihnen beigestanden hatten, und alle, unser Held mit eingeschlossen, wurden nach dem runden Hause gebracht.

Siebzehntes Kapitel.

Welches dieſe Geſchichte beſchließt.

Bis zur nächſten Sitzung blieb unſer Abentheurer mit ſeinen Kameraden im Gefängniſſe, und ward mit dieſen zugleich verhört. Sie wurden abgeführt, und verurtheilt, nach Botanybay gebracht zu werden. Le Noir aber hatte nicht die Ehre, ſeine Miſſionsgeſchäfte nach einem ſo entfernten Lande zu verlegen; denn ob ſich gleich zeigte, daß er mit in dem Verbrechen verwickelt war, und noch mehr Umſtände gegen ihn ſprachen, und alles bewies, daß er ein Böſewicht ſey, ſo ward er doch frei gelaſſen.

Es ist aber ein Gesetz gegeben, welches den Gerichten erlaubt, solche Bürger einer benachbarten Nation, die hieher kommen, um dasselbe System hier auszubreiten, das sie dort errichtet haben, fortzuschaffen. Es waren überflüssige Beweise vorhanden, daß Le Noir sehr fleißig dahin gearbeitet hatte; er ward also gezwungen, das Königreich zu verlassen. Wenn er will, so mag er nun seinen Landsleuten erzählen, wie freiwillig sich das Volk in diesem Lande unter der Sklaverei beugt; wie tyrannisch unsre Gesetze sind, wie schlecht sie verwaltet werden, und wie dumm und phlegmatisch diejenigen sind, die sich ihnen unterwerfen.

Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst.

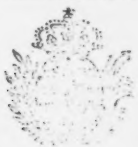
Herausgegeben von

Ludwig Tieck.

Berlin. Landes-Bibl.

Hamburg,
bey Friedrich Perthes.
1799.

21 J...b.



Ich übergebe theils mit Zutrauen, theils mit Ängstlichkeit dieſe Blätter dem Publikum. Ein Theil dieſer Aufſätze iſt ein Vermächtniß meines verſtorbenen Freundes W. H. Wackenroder, wovon er die letztern erſt kurz vor ſeiner Krankheit ausgearbeitet und mir mitgetheilt hat, ſie ſollten eine Fortſetzung des Buchs: »Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders« ſeyn, darum trifft der Leſer hier den Namen Joſeph Berglinger, ſo wie im Ganzen den Ton jenes Buches

wieder-an. Für die Aufſätze über die Muſik hatte mein Freund eine beſondre Vorliebe, und er wünſchte immer recht ſehr, mit der ihm eigenthümlichen ſchönen Lebhaftigkeit, ſie gedruckt zu ſehn. Ich kann erſt jetzt ſeinen Wunſch erfüllen, und der Leſer wird mir für die Mittheilung dieſer Aufſätze danken, in denen man eine noch kühnere Vorſtellungsart und eine ausgearbeitetere Sprache antreffen wird. Sein Stil iſt in dieſen Aufſäzzen gedrungener und kräftiger, in ſeinen Bildern muß man oft das Seltſame, Kühne und Wahre bewundern, und jeder fühlende Leſer wird mit mir die ſchöne Hoffnung beklagen, die die deutſche Literatur durch ſeinen frühen Tod verloren hat.

Mit vieler Schüchternheit habe ich die Blätter hinzugefügt, die von mei-

ner Hand ſind. Alle dieſe Vorſtellungen ſind in Geſprächen mit meinem Freunde entſtanden, und wir hatten beſchloſſen, aus den einzelnen Aufſätzen gewiſſermaßen ein Ganzes zu bilden; — aber da ich nunmehr bei der Ausarbeitung ſelbſt ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand vermißt habe, ſo hat mir auch der Muth gefehlt, der mich in ſeiner Geſellſchaft beſeelt haben würde.

Von Wackenroder iſt in der erſten Abtheilung die erſte und fünfte Nummer geſchrieben, unter Berglingers Aufſätzen gehören mir die vier letzten an. Einen unvollendeten Aufſatz meines Freundes über Rubens habe ich zurückgelaſſen, ſo wie eine Cantate, mit der er ſelber unzufrieden war.

— Von jeher war es ſein Wunſch, für die Kunſt leben zu können, ſeine

schönste Hoffnung war, einst unter den Künstlern genannt zu werden; wenn ihm auch das letztere versagt wird, so wird ihn doch gewiß Niemand, der ihn kannte, nur einigen Sinn für seine edle und liebenswürdige Originalität hatte, und der seine innige Liebe für alle Kunst achtete, jemals vergessen können.

Erster Abschnitt.

I.

Schilderung

wie die alten deutschen Künstler gelebt haben:

wobei zu Exempeln angeführt werden

Albrecht Dürer,

nebst seinem Vater Albrecht Dürer dem Alten.

Es ist eine schöne Sache, einen längst verstorbenen Künstler aus seinen hinterbliebenen Werken sich im Geiste neu zu erschaffen, und aus allen den verschiedenen leuchtenden Strahlen den Brennpunkt zu finden, wohin sie zurückführen, oder vielmehr den himmli-

ſchen Stern, von welchem ſie ausgingen. Dann haben wir die Weltſeele aller ſeiner Schöpfungen vor uns, — ein Gedicht unſerer Einbildungskraft, wovon das wirkliche Leben des Mannes völlig ausgeſchieden iſt.

Noch faſt ſchöner iſt es aber, wenn wir in Gedanken dieſes ſchimmernde Geiſterweſen mit Fleiſch und Bein bekleiden, — wenn wir ihn uns als einen unſers Gleichen, als unſern Freund und Bruder vorſtellen können, und wie auch er ein Glied der großen Menſchenkette war, an äußerer Beſchaffenheit allen ſeinen geringeren Brüdern ähnlich. Dann iſt uns der Gedanke gegenwärtig, wie doch auch dieſe ſchönſte Menſchenſeele zuerſt aus dem Ey der albernen Kindheit hervorgehen mußte, — wie Vater und Mutter ein Kind zur Welt gebracht, ohne ein Wort von ſeinem künftigen hohen Geiſte zu wiſſen. Wir denken

uns den herrlichen Künſtler in allen Scenen des Lebens: wir ſehen ihn als Jüngling, wie er den alten Vater verehrt und liebt, — als Mann, wie er mit Bruder, Schweſter und Verwandten Freundſchaft hält, wie er ein Weib nimmt und ſelbſt Vater wird, — kurz, wie auch er von der Geburt bis zum Tode alle die Schickſale erfährt, welche dem Menſchengeſchlechte eigen ſind.

Beſonders rührend, erquickend und lehrreich wird mir nun dieſe Betrachtung, wenn ein ſolcher Künſtler, obwohl er einen außerordentlichen Geiſt und ſeltene Geſchicklichkeit beſaß, dennoch ſein Leben, als ein ganz ſchlichter und einfältiger Mann, auf diejenige Art durchführte, die in den vorigen Jahrhunderten bey unſern deutſchen Vorfahren allgemein üblich war, und die ich hier, weil ſie meinem Herzen ſo inniglich wohlgefällt, mit Wenigem ſchildern will.

In vorigen Zeiten war es nämlich Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben erst recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sey, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspuhlen, woraus kein Gewebe wird. Die Religion war bey allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst geringgeachtete Begebenheit einen tiefen Sinn;

ſie war ihnen eine Wundertinctur, worin ſie alle Dinge der Welt auflöſen konnten; ſie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges, harmoniſches Licht über alle verworrenen Schickſale ihres Daſeyns, — ein Geſchenk, welches wohl das koſtbarſte für ſterbliche Weſen genannt werden mag. Ihr ſanfter Firniß brach der grellen Farbe wilder Ausgelaſſenheit die ſcharfe Spitze ab, — aber er warf auch über die trockne, ſchwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer. — — So führten die Menſchen die Stunden ihres Lebens langſam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtſeyn der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; ſie trieben die Arbeit des Lebens treu und ämſig, und hielten ſie rein von Fehlern, weil ſie es nicht über ihr Gewiſſen bringen konnten, ein ſo löbliches und ehrenvolles

Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtſinn zu ſchänden. Sie thaten das Rechte, nicht um eines Lohns willen, ſondern bloß aus dem nie erlöſchenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunſt verſtanden, die erſten Fäden ihres Daſeyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeiſter ſie von der Werkſtatt rief, gaben ſie, aufgelöſ't in heilige Gedanken, ſich und ihr ganzes Tagewerk, mit fröhlicher Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die PERSONALIA des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgeſetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche urſprünglich die Bedeutung eines Zeugniſſes von der treu und redlich vollendeten Lebensarbeit hatte, und der Jugend zum Vorbilde diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte

das vollendete Tagewerk alsdann zu ſeinem großen, geheimnißvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abſcheidenden Leben baut Er, jenſeit jenes blauen Firmaments, eine neue, glänzendere Welt, näher um ſeinen Thron herum, wo jedes Gute ſeinen Platz finden wird. — —

So waren die Menſchen in vorigen frommen Zeiten beſchaffen. Warum muß ich ſagen: ſie waren? Warum, — wenn ein ſterbliches Weſen alſo fragen darf, — warum haſt Du die Welt entarten laſſen, allgütiger Himmel?

Wehe den thörichten neuen Weiſen, welche, aus innerer Armuth und Krankheit des Geiſtes, die Menſchenwelt als einen nichtswürdigen Inſektenhaufen anſehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der Tauſend wimmelnden Leben auf dieſer Erde zu einem trägen, mürriſchen

Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse muthwillig zu zerdrükken und zerquetschen streben. Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben ist. — Ein großer Unterschied ist es, ob man sein Gewerbe selbst verachtet, oder ob man bescheiden seine Arbeit gering anschlägt, sein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigner Freude zu treiben scheint. — Freilich sind wir nur Tropfen im Ocean; freilich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Daseyn dem Tode in die Arme: allein unser Geist übersteiget doch die engen Schranken, in ihm wohnen ja die unnennbaren, uns selber unbegreiflichen Kräfte, welche den Him-

mel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewigkeit in den engen Raum zwiſchen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig ſind. — Unſer Leben iſt eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum andern hinübergeſchlagen: ſo lange wir darauf gehen, ſehen wir das ganze himmliſche Firmament im Waſſer ſich ſpiegeln. —

In jenen Zeiten unſrer deutſchen Vorfahren aber, — denn vorzüglich auf den ſtillen, ernſten Character unſrer vaterländiſchen Nation iſt jene Schilderung gegründet, — als die Menſchen bey aller Fröhlichkeit doch fromm, ernſthaft und langſam das Thurmgebäude des Lebens aus aufeinandergeſetzten Stunden und Tagen aufbauten; welche unter den damaligen Menſchen können unſrer zurückſehenden Einbildungskraft wohl ein herrlicheres und wertheres Bild darbieten, als die Künſtler, die alſo lebten? Denn

Ihnen mußte ja ihre Kunst, — denn auch diese trieben sie nicht vornehm als Liebhaberey und um der Langenweile willen, (wie jetzt zu geschehen pflegt,) sondern mit ämsigem Fleiße, wie ein Handwerk, — sie mußte ihnen, ohne daß sie es selber wußten, ein geheimnißvolles Sinnbild ihres Lebens seyn. Ja, beydes, ihre Kunst und ihr Leben, war bey ihnen in ein Werk eines Gusses zusammengeschmolzen, und in dieser innigen, stärkenden Vereinigung ging ihr Daseyn einen desto festeren und sicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch. In ruhiger, bescheidener Stille, ohne viel scharfsinniger Worte, mahlten oder bildeten sie ihre Menschenfiguren, und gaben ihnen treulich dieselbe Natur, die das geheimnißvoll-wunderbare lebendige Original ihnen zeigte: und eben so bildeten sie ihr Leben ganz folgsam nach den vortrefli-

chen Himmelslehren der Religion. Sie dachten aber keinesweges an ſpitzfindige Fragen, warum der Menſchenkörper gerade ſo und nicht anders geſtaltet ſey, oder zu welchem Zwecke ſie ihn nachahmten, und eben ſo wenig konnte es ihnen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, warum die Religion da ſey, oder nach der Beſtimmung, wozu ſie ſelber geſchaffen wären. Nirgends fanden ſie Zweifel und Räthſel; ſie verrichteten ihre Handlungen, wie ſie ihnen natürlich und nothwendig ſchienen, und fügten ihre Lebenszeit ganz unbefangen aus lauter richtigen, regelrechten Handlungen zuſammen, eben ſo wie ſie an ihren gemahlten Figuren die gehörigen Knochen und Muskeln, woraus der menſchliche Körper nun einmal gebaut iſt, an einanderſetzten.

Es iſt mir eine große Herzensfreude, wenn ich dieſe treuen Arbeiter, in der Kunſt

wir im Leben, welche die deutſche Vorzeit, und vor allem jenes fruchtbare ſechszehnte Jahrhundert, hervorgebracht hat, mit geſammelten Gedanken betrachte. Um aber ein paar Exempel anzuführen, ſo will ich meine vorige allgemeine Abſchilderung durch etliche ganz einzelne Züge aus der Geſchichte meines lieben Albrecht Dürers, und ſeines Vaters, welcher der Goldſchmidt Albrecht Dürer der Alte iſt, erläutern. Denn wenn gleich dieſe kleinen Züge an ſich unbedeutend ſcheinen möchten, ſo denke ich doch, daß man, nach dem voraus von mir entworfenen, vieliagenden Gemählde, den richtigen Sinn derſelben und ihre wahre Bedeutung beſſer verſtehen wird.

In dem Werke des edlen Joachim von Sandrart, (in welchem derſelbe mit lobenswürdigem Eifer gern das ganze Gebiet der Kunſt mit beyden Händen umfaſſen wollen,) finden

finden wir in dem Leben Albrecht Dürers einen kleinen Aufſatz von dieſem Künſtler ſelbſt eingerückt, worin er, ihm ſelber und ſeinen Nachkommen zum Angedenken, einige Nachrichten von ſeinem Leben und von ſeiner Familie, mit wenigen aber treuen und frommen Worten, aufgezeichnet hat. Es war damals nicht ungewöhnlich, ſeinem vollbrachten Lebenslaufe durch genaue Aufzeichnung wieder nachzudenken und ihn zu prüfen; und niemals ſonderte man ſich in ſolcher Beſchreibung von allen übrigen Menſchen ab, vielmehr betrachtete man ſich immer nur als ein Mitglied und Mitbruder des großen Menſchengeſchlechts, indem man ſein ganzes Geſchlechtsregiſter durchführte, und ſich beſcheiden ſeinen gehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des alten ehrwürdigen Stammbaums anwies, nicht aber ſich allein zum Hauptſtamme der Welt

machte. Die lieblich verſchlungene Kette der Verwandtſchaft war ein heiliges Band: mehrere Blutsfreunde machten gleichſam ein einziges, getheiltes Leben aus, und ein jeglicher fühlte ſich deſto reicher an Lebenskraft, in je mehr andern Herzen das gleiche uräterliche Blut ſchlug: — die ganze Verwandtſchaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Inbegriff der Menſchheit. Die alten Verfahren, die der Himmel zu Werkzeugen beſtimmt hatte, der fruchtbaren Nachkommenſchaft das Leben, und mittelbar alle Güter des Lebens, (ich meyne Tugend und göttliche Geſinnung,) zu ſchenken, wurden, aus einem ſchönen, natürlichen Inſtinkte, nicht anders als mit dankbarer Ehrfurcht genannt. Der Sohn horchte in der Jugend ſeinem alten Vater wißbegierig zu, wenn dieſer von ſeinen oder ſeines Vaters Schickſalen erzählte; er nahm alles eifrig in

ſein Gedächtniß auf, als wären es wichtige Glaubensartikel, denn auch er ſollte das Werk des Lebens durchführen, das ſeine Vorfahren ſchon ſo ruhmwürdig vollendet hatten.

Dies ſind die Gedanken, welche bey mir aufſteigen, wenn ich des Albrecht Dürers Bericht von ſeinem Vater und ſeinen Vorfahren leſe, welchen er mit folgenden Eingangsworten anhebt:

»Ich Albrecht Dürer der jüngere hab zuſammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er her ſey, wie er herkommen und blieben und geendet ſeliglich: Gott ſey ihm und uns gnädig. Amen.«

Alsdann erzählt er: ſeines Vaters Vater, genannt Antoni Dürer, ſey als Knabe in ein Städtlein in Ungarn gekommen zu einem Goldſchmidt, und habe allda das Hand-

Werk erlernt. Dann habe er sich verheyrathet mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabeth, mit dieser habe er vier Kinder gezeuget, und der erste Sohn, Albrecht Dürer, sey sein lieber Vater gewesen, und sey auch ein Goldschmidt worden. Dieser sein lieber Vater habe sich nachher lange Zeit in Niederlanden bey den großen Künstlern aufgehalten, und im Jahre 1455 sey er nach Nürnberg gekommen, gerade an demselben Tage, als Philipp Pirkhaimer auf der Vesten Hochzeit gehalten, und ein großer Tanz unter der großen Linden angestellt gewesen.

Das ganze Wesen seines Vaters spricht Albrecht Dürer gleich anfangs gar kräftig und bündig in zweyen Worten aus, wenn er sagt: er sey gewesen ein künstlicher und reiner Mann. Und am Ende fügt er folgende Züge hinzu, die uns ihn ganz lebhaft vor Augen schildern. Es habe sich der-

ſelbe mit Weib und Kindern von ſeiner Hände Arbeit nothdürftig ernährt, und ſein Leben unter mancherley Mühe, Anfechtung und Beſchwerden hingebracht. Bey allen, die ihn gekannt, habe er ein gut Lob gehabt, denn er ſey ein gottesfürchtiger Mann geweſen, geduldig, ſanftmüthig, ehrbar, und immer voll Dankbarkeit gegen Gott. Übrigens ſey er von wenig Worten geweſen, habe allzeit in der Stille und Einſamkeit fortgelebt, und ſich gar wenig weltlicher Freuden bedient. Sein höchſtes Begehren ſey dahin gegangen, ſeine Kinder zur Ehre Gottes aufzuziehen, darum habe er großen Fleiß auf ſie gewandt, und täglich von der Liebe Gottes zu ihnen geſprochen. Endlich, in der Krankheit, da er ſeinen Tod vor Augen geſehen, habe er ſich willig drein gegeben, habe ſeinen Kindern befohlen göttlich zu leben, und ſey chriſtlich verſchieden, im

15ozten Jahre, vor Mitternacht nach St. Matthäus-Abend.

Ein solches stilles, abhängiges Leben führen, da man in keiner Stunde vergißt, daß man nichts anders ist als ein Arbeiter Gottes, dies heißt den sichersten Weg zur Glückseligkeit gehn. Wer aber keinen Gott verehrt, das heißt mit andern Worten, wer sich selber zum Gott und Regierer des Weltalls machen will, der befindet sich in einer unglückseligen Verrückung, und genießt nur die traurige, falsche Glückseligkeit eines thörichten, wahnsinnigen Bettlers, der sich ein Kayser in der Krone dünkt. —

Noch finden wir an dem oben gedachten Orte ein von dem alten Dürer hinterlassenes Verzeichniß aller seiner Kinder, an der Zahl achtzehn, welche er eigenhändig, nach Vornamen und nach Tag und Stunde der Geburt, in ein eigen Buch sorgfältig

Aufgezeichnet hat. Dieſer gute Bürger und Goldſchmidt zu Nürnberg, Dürer der Alte, mag während ſeines Lebens gewiß oftmals vielfältige gute Gedanken in ſeinem Kopfe hervorgebracht haben; allein viel davon aufzuſchreiben iſt ihm wohl nicht eingefallen, ja es möchte ihm dies vielleicht ſeltſam vorgekommen ſeyn: weit natürlicher war es ihm, über alle Kinder, die der Himmel ihm geſchenkt hatte, ein genaues Regiſter zu führen. Von allen dieſen achtzehn Kindern aber gedenken wir jetzt, nach ein paar Jahrhunderten, keines als nur des geliebten Albrechts, und alle übrigen ſind der Vergeſſenheit übergeben, wovon freilich der Vater bey der Geburt nichts ahnden konnte, ihn vielmehr, ohne Auszeichnung, mit ähnlichen Worten als die andern, alſo aufführt:

»Item, nach Chriſti Geburt 1471 Jahr, in der ſechsten Stunde am Sankt Pru-

Acntien Tag, an einem Freytag in der Kreuzwochen gebahr mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, der ward genannt Albrecht nach mir.«

Nachdem unſer Albrecht Dürer der jüngere dies Regiſter von allen ſeinen Geſchwiſtern aus ſeines Vaters Buch eingerückt, ſo ſetzt er hinzu: »Nun ſind dieſe meine Geſchwiſter, meines lieben Vaters Kinder, faſt alle geſtorben, etliche in der Jugend, die andern ſo ſie erwachſen waren; nur wir drey Brüder leben noch, ſo lange Gott will, nämlich ich Albrecht, desgleichen mein Bruder Hans und mein Bruder Andreas.« — So lange Gott will! Ein ſchöner Wahlſpruch! Ein kindliches Gefühl, daß wir Menſchen uns von Gott, in den theuren Banden ſeiner Liebe hängend, ſo lange unter den Blumengerüchen dieſer grünen Erde hin und her wiegen laſſen, als es ihm gut dünkt daß uns dienlich ſey.

Ihm, unſerm werthen Albrecht Dürer, hat er ein 57jähriges Alter dienlich gehalten; dabey hat er ihm aber auch gütig verliehen, in der Kunſt ein weit größerer Mann als ſein Vater zu werden. Anfangs lernte dieſer ihn zum Goldſchmidtgewerbe an, und wollte die großväterliche Kunſt auf den Enkel verpflanzen. Denn wenn in den vorigen Zeiten Deutſchlands die Kunſt einmal dem Stamme eines Geſchlechts eingeimpft war, ſo wurden gemeiniglich auch die nachſchießenden Zweige veredelt, und das Band der Blutsfreundſchaft ward gleichſam vergoldet durch dieſe erbliche Tugend der Kunſt, wovon uns mehrere edle Künſtlerfamilien, entſproſſen aus den blühenden alten Städten des ſüdlichen Deutſchlands, ein Beyſpiel abgeben. — Der junge Albrecht übte ſich alſo unter ſeines Vaters Anweiſung in der Goldſchmidtarbeit, und kam, (wie Sandrart er-

zählt,) ſo weit, daß er die ſieben Fälle des Leidens Chriſti in getriebener Arbeit verfertigte. Damals war es jedem, ohne ſich zu beſinnen, das nächſte und natürlichſte, ſich durch heilige Gegenſtände zur Kunſt einzuweihen, und für die erlangte erſte jugendliche Geſchicklichkeit dem Himmel durch eine Vorſtellung, die ihm wohlgefällig wäre, ſich dankbar zu beweiſen. — Dürer aber trug innerlich weit größere Luſt zur Mahlerey, und obwohl der Vater ihn gar gern auch zum Sohne ſeiner Kunſt behalten hätte, ſo gab er doch nach, und, — ſpricht Albrecht Dürer, — »im Jahre 1486 am St. Andreas Tag verſprach mich mein Vater in die Lehrjahr' zu Michael Wohlgemuth, drey Jahr lang ihm zu dienen; in der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von ſeinen Knechten leiden mußte; und da ich ausgedient hatte, ſchickt' mich mein Va-

ker hinweg, und blieb ich vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert.« In dieſem einfachen Tone zählt er die Umſtände ſeines Lebens her: ohne ſich zur Rechten oder Linken umzuſehen, geht er ſeinen geraden Weg fort, und thut, als wenn alles, was ihm begegnet, ſo und nicht anders ſeyn müßte.

In ſeinen Gemählden, Kupferblättern und Holzſtichen, welche zum großen Theil geiſtliche Vorſtellungen enthalten, zeigt unſer Dürer eine treue, handwerksmäßige Amſigkeit. Das Gemüth, welches ihm das Streben nach dieſer in ſeinen Linien ausgeführten Vollendung, das man ſo offen und unverſtellt in ſeinen Werken erblickt, einflößte, und welches ihn trieb, den beſten und richtigſten Proportionen des menſchlichen Körpers ſorgfältig nachzuſpüren, und ſie in einem Buche aufzubewahren, welches nachher

An allen Sprachen überſetzt, allen zeichnenden Völkern zum Canon diente: dies war eben daſſelbe Gemüth, welches ihn auch im Leben und Handeln überall das Rechte und Gute ſo verfolgen hieß. Obgleich aber die Poſaune der Fama in den beſten Ländern Europa's, (nämlich außer dem deutſchen Reiche in Italien, Frankreich, Spanien, Holland und England,) weit und breit ſeinen Namen ausrief und verherrlichte, ſo daß er ſowohl von den berühmteſten Mahlern damaliger Zeit, als von Kayſern und Königen, der größten Ehren genoß, welches ſeinem Vater, dem ehrlichen Goldſchmidt, keineswegs begegnet war; ſo wich der theure Mann doch in der Art zu leben gar nicht von dieſem ab, ſondern ſetzte den Pilgerſtab ſeiner irrdiſchen Wanderſchaft eben ſo Schritt vor Schritt, ſtill und bedächtig fort, und war ein künſtlicher und reiner Mann.

.... Aus ſolchen Beyſpielen wird man erſehen, daß wo Kunſt und Religion ſich vereinigen, aus ihren zuſammenfließenden Strömen der ſchönſte Lebensſtrom ſich ergießt.

So wie aber dieſe zwey großen göttlichen Weſen, die Religion und die Kunſt, die beſten Führerinnen des Menſchen für ſein äußeres, wirkliches Leben ſind, ſo ſind auch für das innere, geiſtige Leben des menſchlichen Gemüths ihre Schätze die allerreichhaltigſten und köſtlichſten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es iſt mir eine ſehr bedeutende und geheimnißvolle Vorſtellung, wenn ich ſie zweyen magiſchen Hohlſpiegeln vergleiche, die mir alle Dinge der Welt ſinnbildlich abſpiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich den wahren Geiſt aller Dinge erkennen und verſtehen lerne. —

II.

Eine Erzählung,

aus einem italieniſchen Buche überſetzt.

—Ich war auf dem gewohnten Gange nach dem Walde begriffen, und ich freute mich ſchon im voraus, daß nun das Gemählde der heiligen Familie vollendet ſeyn würde. Es war mir verdrießlich, daß der Mahler ſo lange zögerte, daß er immer noch nicht meinen dringenden Bitten nachgab, zu endigen. Alle Geſtalten, die mir begegneten, einzelne Geſpräche, die ich unterwegs hörte, nichts ging mich an, denn nichts davon hatte Bezug auf mein Gemählde; die ganze auſſenliegende Welt war mir jetzt nur ein Anhang, höchſtens eine Erklärung zur Kunſt, meiner liebſten Beſchäftigung. Einige alte arme Leute gingen vorbey, aber es war kei-

ner darunter, der zu einem Joſeph getaugt hätte, kein Mädchen hatte Spuren vom Geſichte der Madonna, zwey Alte ſahen mich an, als ob ſie ſich nicht unterſtänden, ein Allmoſen zu begehren, aber erſt lange nachher fiel es mir ein, daß ich ſie mit einer Kleinigkeit hätte fröhlich machen können.

Es war ein heiterer Tag, die Sonne ſchien in die Dunkelheit ſparſam hinein, nur an einzelnen Stellen ſah ich die lichte Bläue des Himmels. Ich dachte: O, wie beglückt iſt dieſer Mahler, der hier in der Einſamkeit, zwiſchen ſchönen Felſen, zwiſchen hohen Bäumen ſeinen Genius erwarten darf, dem keine andre der kleinlichen menſchlichen Beſchäftigungen nahe tritt, der nur ſeiner Kunſt lebt, nur für ſie Aug' und Seele hat. Er iſt der glücklichſte unter den Menſchen, denn die Entzückungen, die uns nur auf Augenblicke beſuchen, ſind in ſeinem kleinen Hauſe

einheimiſch, die hohen Götter ſitzen neben ihm, geheimnißreiche Ahndung, zärtliche Erinnerung ſpielen unſichtbar um ihn, Zauberkräfte lenken ſeine Hand, und unter ihm entſteht die wundervolle Schöpfung, die er ſchon vorher kennt, befreundet tritt ſie aus dem Schatten heraus, der ſie unſichtbar zurückhält.

Unter dieſen Gedanken hatte ich mich der Wohnung genähert, die abſeits im Holze lag. Auf einem freyen weitem Platze ſtand das Haus, hohe Felſen erhoben ſich hinter ſeinem Rücken, von dem Tannen herunterrauſchten und krauſes Gebüſch ſich im Winde oben rührte.

Ich klopfte an die Hütte. Die beyden Kinder des Mahlers waren zu Hauſe, er ſelbſt war nach der Stadt gegangen, um einzukaufen. Ich ſetzte mich nieder, das Gemählde ſtand auf der Staffeley, aber es

war ganz vollendet. Es übertraf meine Erwartung, meine Augen wurden auf den ſchönen Geſtalten feſtgehalten: die Kinder ſpielten um mich her, aber ich gab nicht ſonderlich Acht darauf, ſie erzählten mir dann von ihrer kürzlich geſtorbenen Mutter, ſie wieſen auf die Madonna, ihr ſey ſie ähnlich geweſen, ſie glaubten ſie noch vor ſich zu ſehen. Wie herrlich iſt dieſe Wendung des Kopfs! rief ich aus, wie überdacht, wie neu! Wie wohl iſt alles angeordnet! Nichts überflüſſiges, und doch, welche herrliche Fülle!

Das Gemählde ward mir immer lieber, ich ſah es in Gedanken ſchon in meinem Zimmer hängen, meine entzückten Freunde davor verſammelt. Alle übrigen Bilder, die in der Mahlerſtube umherſtanden, waren in meinen Augen gegen dieſes unſcheinbar, keine Geſtalt war ſo innig beſeelt, ſo durch und durch mit Leben und Geiſt ange-

füllt, wie auf der Tafel, die ich ſchon als die meinige betrachtete. Die Kinder beſchauten indeſſen den fremden Mann, ſie verwunderten ſich über jede meiner Bewegungen. Ihnen waren die Gemählde, die Farben alltäglich, ſie wußten ſich daran nichts Sonderliches, aber mein Kleid, mein Hut, dieſe Gegenſtände waren ihnen dafür deſto merkwürdiger.

Nun kam der Alte mit einem Korbe voll Eßwaaren aus der Stadt, er war böſe, daß er die alte Frau aus dem benachbarten Dorfe noch nicht antraf, die für ihn und ſeine Kinder kochen mußte. Er theilte den Kindern einige Früchte aus, er ſchnitt ihnen etwas Brod, und ſie ſprangen damit vor die Thür hinaus, lärmten und verloren ſich bald in das Gebüſch.

Ich freue mich, fing ich an, daß Ihr das Bild fertig gemacht habt. Es iſt über

die Maaßen wohl gerathen, ich will es noch heute abholen laſſen.

Der alte Mann betrachtete es aufmerkſam, er ſagte mit einem Seufzer: Ja, es iſt nun fertig, ich weiß nicht, wenn ich wieder ein ſolches werde mahlen können; laßt es aber bis morgen ſtehn, wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, daß ich es bis dahin noch betrachten kann.

Ich war zu eifrig, ich wollte es durchaus noch abholen laſſen, der Mahler mußte ſich endlich darin finden. Ich fing nun an, das Geld aufzuzählen, als der Mahler plötzlich ſagte: Ich habe es mir ſeitdem überlegt, ich kann es Euch unmöglich für denſelben geringen Preis laſſen, für den Ihr das letzte bekommen habt.

Ich verwunderte mich darüber, ich fragte ihn, warum er bei mir gerade anfangen wolle, ſeine Sachen theurer zu halten, aber

er ließ ſich dadurch nicht irre machen. Ich ſagte, daß ihm das Gemählde wahrſcheinlich ſtehn bleiben würde, wenn er ſeinem Eigenſinne folgte, da ich es beſtellt habe, und es kein andrer nachher kaufen würde, wie es ihm ſchon mit ſo manchen gegangen. Er antwortete aber ganz kurz: die Summe ſey klein, ich möchte ſie verdoppeln, es ſey nicht zu viel, übrigens möchte ich ihn nicht weiter qualen.

Es verdroß mich, daß der Mahler gar keine Rückſicht auf meine Einwendungen nahm, ich verließ ihn ſtillſchweigend, und er blieb nachdenkend auf ſeinem Seſſel vor meinem Bilde ſitzen. Ich begriff es nicht, wie ein Menſch, der von der Armuth gedrückt ſey, ſo hartnäckig ſeyn könnte, wie er in ſeinem Starrſinne ſo weit gehe, daß er von ſeiner Arbeit keinen Nutzen ſchöpfe.

Ich ſtrich im Felde umher, um meinen

Verdruß über diesen Vorfall zu zerstreuen. Als ich so herumging, stieß ich auf eine Heerde Schafe, die friedlich im stillen Thale weidete. Ein alter Schäfer saß auf einem kleinen Hügel, in sich vertieft, und ich bemerkte, daß er sorgsam an einem Stocke schnitzelte. Als ich näher trat und ihn grüßte, sah er auf, wobey er mir sehr freundlich dankte. Ich fragte ihn nach seiner Arbeit, und er antwortete lächelnd: Seht, mein Herr, jetzt bin ich mit einem kleinen Kunststücke fertig, woran ich beynahe ein halbes Jahr ununterbrochen geschnitzt habe. Es fügt sich wohl, daß reiche und vornehme Herren sich meine unbedeutenden Sachen gefallen lassen und sie mir abkaufen, um mir mein Leben zu erleichtern, und deshalben bin ich auf solche Erfindungen gerathen.

Ich besah den Stock, als Knopf war ein Delphin ausgearbeitet, mit recht guter

Proportion, auf dem ein Mann saß, der auf einer Zitter spielte. Ich merkte, daß es den Arion vorstellen solle. Am künstlichsten war es, daß der Fisch unten, wo er sich an den Stock schloß, ganz fein abgesondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geschicklichkeit zugleich besessen habe, die Figuren und alle Biegungen so genau auszuhölen, und doch so frey und dezist dabey zu arbeiten, es rührte mich, daß das mühselige Kunststück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten solle.

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermuthet ein Lied von diesem Delphin und Arion angetroffen, das ihm seither immer so im Sinne gelegen, daß er die Geschichte fast wider seinen Willen habe schnitzen müssen. Es ist recht wunderbar und schön, sagte er, wie der Mann auf den un-

ruhigen Wogen ſitzt, und ihn der Fiſch durch ſeinen Geſang ſo liebgewinnt, daß er ihn ſogar ſicher an's Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weiſe ich wohl das Meer machen könnte, ſo daß man auch die Noth und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte anmachen wollen, ſo wäre es doch nachher nicht ſo künſtlich geweſen, wie jetzt der Stock durch den feinen Schwanz des Fiſches mit dem obern Bilde verbunden iſt.

Er rief einen jungen Burſchen, ſeinen Enkel, der mit dem Hunde ſpielte, und befahl ihm das alte Lied abzuſingen, worauf jener in einer einfachen Weiſe dieſe Worte ſang:

„Arion ſchifft auf Meereswogen
Nach ſeiner theuren Heimath zu.

Er wird vom Winde fortgezogen
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leyer nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meereswellen hingebettet
Ist Freude nun ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge Saitenſpiel,
In der Fluth
Wachſt mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdroſſen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genoſſen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, naſſer Fluth begräbt.

Es klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden ſanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo ſie ſchliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beſchwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fischer springen,
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresveſten nicht vernahm.

Arion ſieht mit trunknen Blicken
Lautſingend in das Seegewühl,
Er ſitzet auf eines Delphin's Rücken,
Schlägt lächelnd noch ſein Saitenſpiel.

Des Fiſches Sinn zum Dienſt gezwungen,
Er naht ſich ſchon der Felſenbank,
Er landet, hat den Preis errungen
Und ſingt dem Fährmann ſeinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem naſſen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern
Bezwingt ihn nicht Gefahr, nicht Noth.

Der Knabe ſang das Lied mit einem ſehr einfachen Ausdrucke, indem er ſtets die kunſtreiche Arbeit ſeines Großvaters betrachtete. Ich fragte den Hirten, wie viel er für ſein Kunſtſtück verlange, und der geringe

Preis, den er forderte, ſetzte mich in Erſtaunen. Ich gab ihm mehr als er wollte, und er war außer ſich vor Freuden; aber noch einmal nahm er mir den Stock aus der Hand, und betrachtete ihn genau. Er weinte faſt, indem er ſagte: Ich habe ſo lange an dieſer Figur geſchnitzt, und muß ſie nun in fremde Hände geben, es iſt vielleicht meine letzte Arbeit, denn ich bin alt, und die Finger fangen mir an zu zittern, ich kann nichts ſo Künſtliches wieder zu Stande bringen. So lange ich mich darauf geübt habe, ſind viele Sachen von mir geſchnitten, aber noch nichts habe ich bisher mit dieſem Eifer getrieben; es iſt mein beſtes Werk.

Er führte mich, ich nahm Abſchied und begab mich auf den Weg zur Stadt. Je näher ich dem Thore kam, je mehr fiel es mir auf, je wunderlicher kam ich mir vor,

daß ich mit einem so langen Stabe einherschritt. Ich dachte daran, wie es allen Einwohnern der Stadt, allen meinen Bekannten auffallen müsse, wenn ich mit dem langen Holze durch die Gassen zöge, an dem oben ein großes schweres Bild sich zeigte. Dem ist leicht vorzubeugen, dachte ich bey mir selber, und schon hatte ich meine Faust angelegt, den bunten Knopf herunterzubrechen, um ihn in die Tasche zu stecken, und den übrigen Theil des Stocks dann im Felde fortzuwerfen.

Ich hielt wieder ein. Wie viele mühevolle Stunden, sagte ich, hast Du, Alter, darauf verwandt, um den künstlichen Fisch mit dem Stocke zusammenzuhängen, Dir wäre es leichter gewesen, ihn für sich zu schneiden, und wie grausam müßte es Dir dünken, daß ich jetzt aus falscher Scham die schwerste Aufgabe Deines mühseligen Werks durchaus vernichten will.

Ich warf mir meine Barbarey vor, und war mit dieſen Gedanken ſchon in's Thor gekommen, ohne es zu bemerken. Es ängſtete mich gar nicht, daß die Leute mich aufmerkſam betrachteten, wohlbehalten und unverletzt ſetzte ich in meinem Zimmer den Stock unter andern Kunſtſachen nieder. Die Arbeit nahm ſich zwar nun nicht mehr ſo gut aus, als im freyen Felde, aber innigſt rührte mich immer noch der unermüdliche Fleiß, dieſe Liebe, die ſich dem lebloſen Holze, der undankbaren Materie ſo viele Tage hindurch angeſchloſſen hatte.

Indem ich das Werk noch betrachtete, fiel mir der Mahler wieder in die Gedanken. Es gereuete mich nun recht herzlich, daß ich ſo unfreundlich von ihm gegangen war. Ihm war die Bildung ſeiner Hand und ſeiner Phantaſie auch ſo befreundet, die er nun für eine Nichtswürdigkeit einem

Fremden auf immer überlaſſen ſollte. Ich ſchämte mich, zu ihm zu gehn und meine Reue zu bekennen, aber da ſtanden die Geſtalten der armen Kinder vor meinen Augen, ich ſah die dürftige Wohnung, den bekümmerten Künſtler, der, von der ganzen Welt verlaſſen, die Bäume und benachbarten Felſen als ſeine Freunde anredete. Armer Correggio! ſeufzte ich laut, auch Dein Lebenswandel ging verloren, wie magſt Du Dich nach einem Freunde geſehnt haben! Wie einſam iſt der Künſtler, den man nur wie eine ſchätzbare Maſchine behandelt, die die Kunſtwerke hervorgiebt, die wir lieben, den Urheber ſelbſt aber vernachläſſigen. Es iſt ein gemeiner, verdammlicher Eigennutz.

Ich ſchalt meine Schaam, die mich an dem Tage faſt zweymal zum Barbaren gemacht hatte; noch vor Sonnenuntergang ging ich nach dem Walde hinaus. Als ich

vor dem Hauſe ſtand, hörte ich den Alten drinnen muſiciren; es war eine wehmüthige Melodie, die er ſpielte, er ſang dazu:

Von aller Welt verlaſſen,
Biſt Du Madonna nah',
Wenn Menſch und Welt mich haſſen
Siehſt Du mir freundlich da,
So bin ich nicht verlaſſen
Wenn ich Dein Auge ſah.

Mein Herz klopfte, ich riß die Thür auf, und fand ihn vor ſeinem Gemählde ſitzen. Ich fiel ihm weinend um den Hals, und er wußte erſt nicht, was er aus mir machen ſollte. Mein ſteinernes Herz, rief ich aus, hat ſich erweicht, verzeiht mir das Unrecht, das ich Euch heute Morgen that.

Ich gab ihm für ſein Bild weit mehr, als er gefordert, als er erwartet hatte, er dankte mir mit wenigen Worten. Ihr ſeyd, fuhr ich fort, mein Wohlthäter, nicht ich der Eurige, ich gebe, was Ihr von jedem

erhalten könnt, Ihr ſchenkt mir die koſtbarſten, innerſten Schätze Eures Herzens.

Der Mahler ſagte: Wenn Ihr das Bild abholen laßt, ſo erlaubt mir nur, daß ich manchmal, wenn es Euch nicht ſtört, oder Ihr nicht zu Hauſe ſeyd, in Eure Wohnung kommen darf, um es zu betrachten. Eine unbezwingbare Wehmuth nagt an meinem Herzen, alle meine Kräfte erliegen, und dies Bild iſt vielleicht das letzte, das meine Hände erſchaffen haben. Dazu ſo trägt die Madonna die Bildung meiner geſtorbenen Gattin, des einzigen Weſens, das mich auf Erden jemals wahrhaftig geliebt hat: ich habe lange daran gearbeitet, meine beſte Kunſt, mein herzlichſter Fleiß iſt in dieſem Gemählde aufbewahrt.

Ich umarmte ihn wieder: wie herzensarm, wie verlaſſen, wie gekränkt und einſam ſchien mir nun derſelbe Mann, den ich

am Morgen noch glaubte beneiden zu können! — Er wurde von dieſem Tage mein Freund, wir ergötzten uns oft, indem wir vor ſeinem Bilde Hand in Hand ſaßen.

Aber er hatte Recht. Nach einem halben Jahre war er geſtorben, er hatte mancherley angefangen, aber nichts vollendet. Seine übrigen Arbeiten wurden in einer Verſteigerung ausgeboten, ich habe vieles an mich gehandelt.

Mitleidige Menſchen nahmen die Kinder zu ſich; auch ich unterſtütze ſie. Ein Tagelöhner wohnt mit ſeiner Familie nun in der Hütte, wo ſonſt die Kunſt einheimiſch war, wo ſonſt freundliche Geſichter von der Leinwand blickten. Oft gehe ich vorüber, und höre einzelne Reden der Einwohner, oft ſeh' ich auch den alten Hirten noch. — Niemals kann ich an dieſen Vorfall ohne heftige Rührung denken.

III.

Rafael's Bildniß.

Schon oft habe ich Dich angeredet, in Gedanken und laut, Du theures Angeſicht, alle meine Sorgen, meinen Jammer habe ich Dir in ſchönen abergläubiſchen Stunden geklagt, und dann ſchauteſt Du mich an, als wenn Du mich kennteſt, als wenn Du mich beſſer verſtändeſt, als meine Freunde, die mich umgeben.

Innig hat mich ſchon von meiner Kindheit der Klang Deines Namens ergötzt. Was iſt es, das meine Seele zu Dir Unbekannten, der mir ſo befreundet iſt, hinzieht? Immer red' ich zu Dir, wie gegenwärtig, vertraulich bin ich in Deiner Nähe, alles, was ich denke, alles, was mir begegnet, erzähl' ich Dir, wie von einem lieben Her-

zensfreunde nehme ich am Abend Abſchied von Dir, und lege mich zur Ruhe.

Kennſt Du mich? Weißt Du von mir? Immer ſchwank' ich, und zittre, Dir zu begegnen, und dann biſt Du wieder nahe an meiner Bruſt.

Nicht als Künſtler biſt Du mir bloß gegenwärtig, nicht Bewunderung und Liebe allein zieht mich mächtig zu Dir hin, eine wunderſeltſame unausſprechliche Seligkeit ſtrömt von Dir aus, und faßt mich wie mit Wellen ein, daß Du es biſt, Du allein. Dein Name, Deine Geſtalt, die ich mir einbilde, Dein hoher Sinn, der Dich regierte, das alles, was einzig Dich allein vor allen herrlich macht, und was ich immer nicht nennen kann, dies iſt, was die glänzenden, unzerreißlichen Ketten um mich windet, was mich wie auf Engelſchwingen zwiſchen Himmel und Erde hält, wo ich Dich immer un-

erreichbar oben sehe und nicht zurück zur Erde kann, und Du mit mitleidiger Freundschaft mein Händestrecken, mein inbrünstiges Ringen siehst.

Oft tadle ich mich dann, und wie ein Gewissensvorwurf befällt mich die Ängstlichkeit, daß ich die Kunst und Dich, dies eitle menschliche Spielwerk zu himmlisch, zu begeistert anschaue, daß die großen Apostel, die heiligen Märtyrer der Kirche wohl um ihren Herrn, den Welterlöser mit dieser Anbetung, die das ganze Herz in zitternder, unendlich seliger Freude auflöst, gedacht, und sich nahe gewünscht haben mögen. Denn es ist wahr, wenn ich an andre große Namen denke, an alte Helden, an alte Dichter und Propheten, und Du fällst dann plötzlich wie eine glänzende Erscheinung in mein Gedächtniß hinein, so ist alles übrige dunkel und ohne Farbe, ich war oft erfreut und

erhabenen Gemüths, aber plötzlich fühl' ich dann, daß ich irrte, und daß Du meine ganze Seele regierst.

Seh' ich dann umher und betrachte die übrigen Menschen und die unlebendige aber freundliche Natur, so muß ich mich über mich selber verwundern. Denn Dein Othem vom Himmel herab, o Allgütiger, der die Natur bis in die innersten Tiefen durchdringt, der das liebliche Leben in Creatur und Baum erregt, der in den Seelen zittert, daß sie verehren und anbeten und sich selber lieben, dieser Dein Geist erschüttert mich vor allen übrigen gewaltsamer, ein ewiges Entzücken der Wonne bewegt und zerstört und erhält Baum und Zweig meines Daseyns, Liebe zu Dir und brüderliche Freundschaft, mein Rafael Sanzius ist das Geräusch aller seiner Blätter.

Ich mag Dich jetzt mit Worten nicht

nennen, Du, den alle Gedanken meynen, zu dem die Geister streben, wenn sie es gleich nicht wissen und merken, Du letzter Urquell, groſses Meer, Unendlichkeit des Lebens! Aber Du verzeihst es mir gewiß, wenn ich mit meiner höchsten Liebe ein inwohnendes Bild meiner Seele umfange, wenn ich vor der allerliebsten Gestalt demüthig knie, wenn ich ihr einen menschlichen Namen gebe, und gern gestehe, daß ich das Entsetzen des Gefühls, mit dem ich Dich nur denken kann, fürchte, daß ich das Zermalmen des Entzückens, die Last der Wonne, die mich im Tempel wohl zuweilen faßt und niederdrückt, nur in seltenen, geheimnißreichen Stunden zu suchen wage. Du bist es jaddoch, den wir mit allen Entzückungen meynen, und daß ich es kindlich und doch kühnlich sage, so hast Du Deinen Sohn in die Welt geschickt, um unsre Liebe, unsre

Huldigung verkleidet zu empfangen, und es freut Dich auch, Dich in tauſend andern Vorſtellungen verehrt zu ſehn, und darum erregſt Du in den Seelen guter Menſchen die Bilder wohl ſelbſt, in denen ſie Dich anbeten.

Darum will ich auch an Dir, mein Raſael, immer feſter hangen. Ich ſehe Dein ganzes Leben und Wirken vor mir, meine Stunden ſind mir faſt nur geſchenkt, mich der Deinigen zu erinnern. Ich verwundere mich immer von neuem, wie Du wohl magſt in das gewöhnliche Leben hineingeſchaut haben, wie Dir alle Ärmlichkeiten, alle wilden Verwirrungen, alles kleinliche Intereſſe vorgekommen iſt. Wie Du mitleidig gelächelt haſt, und Dir an Deinen Brüdern doch nichts fremd und nichts verächtlich war.

Wenn ich in trüben Stunden verzagen will, und die Welt mir unglückſelig dünkt,

wenn nichts mich dann aufrichtet, und ich mich aller Freunde erinnere, die ich verlor, wenn meine Seele sich in Bangigkeit zusammenkrümmt, und ich ohne Hoffnung die Arme nach einem Troste ausstrecke: dann rufe ich Deinen Namen Rafael aus, wie den eines Schutzgeistes, nach Dir schreye ich dann um Hülfe, und milder Sonnenschein verbreitet sich über die dunkle Erde, die Blumen, die süßen Frühlingsverkünder keimen hervor, Du schickst ein Heer von Engelsgestalten in mein empörtes Gemüth, und alle Wellen legen sich wieder zur Ruhe nieder. Mit dem Frieden, der mich beseliget, umfange ich dann zuerst Dich selbst. Mit allen Kräften strebe ich zu Dir hinan, ich möchte Dich mit meinen innigsten Gedanken in meine Sphäre ziehn, ich weine, daß Du in der Ferne bleibst. Zuweilen glaub' ich und hoffe, Du müßtest gewiß sichtbar aus

der leeren Luft heraustreten, daß ich Dich faſſen, feſthalten und Dir alles ſagen könnte. Vielleicht daß Du mich in dieſen Minuten der Begeiſterung umſchwebſt, und Deine Geiſterhand mein armes dürſtendes Herz berührt. Ich glaube, daß es ſo iſt und ſo ſeyn muß, daß unſre Liebe die verwandten Geiſter aus ihrer ſeligen Ruhe hinunterzieht. So bewahrt mich Deine Gegenwart vor dem irrdiſchen Thun und Treiben.

Wie der Abendwind durch die Harfenſaiten geht, ſo daß ſie leiſe und doch vernehmlich klingen, rührend und wehmüthig ohne Melodie, ſo fliegt Dein Geiſt im kühlen Gehölz, am murmelnden Bache oft meiner Seele vorüber, und ich faſſe dann nicht, und weiß nicht, welche plötzliche Erquickung wie ein goldener Funke durch meinen Buſen geht. Neue Lebensluſt ſtrömt, ein reiner friſcher Quell durch mein Gemüth, er rieſelt

fort, und nimmt auf ſeinen Wogen alle Geſtalten der Sorge mit ſich, all' trübe Vergangenheit und eine kryſtallene Zukunft wird der Lethe, der mir den Becher der Vergeſſenheit ermunternd giebt.

Wunderbar haſt Du mich durch Deine Kunſt an Dich geriſſen, und ſeitdem lieb' ich jedes neue Wort, das ich von Dir erfahren kann. Wie groß erſcheinen mir die Menſchen, die, voll der Noth ihrer Mitbrüder gerührt, ihre Haabe, ihr Beſitzthum nicht achten, ſondern alles gern dahingeben, um die Thränen der Dürftigkeit zu trocknen, um den Hunger, den Durſt der Unglückſeligen zu ſtillen! O, wie betrübt iſt es, in das Elend, in die irrdiſche Noth hineinzuſchauen, wie Vielen jedes andre Glück mangelt, und der Biſſen Brod ihr einziges, ihr höchſtes Glück iſt! So wie ſich dort die Hungrigen verſammeln, ſo ſtehn, Du größ-

ter Rafael, die edleren Seelen um Dich, und flehen Dich um milde Gabe an, ihre herzliche Sehnſucht, ihre ſchönſten Wünſche ſollſt Du erfüllen und befriedigen, ſie ahnden, ſie möchten es erhaſchen, das überirdiſche Gefühl, die ſchönſten Augenblicke, die ſchon dem Himmelsleben angehören. Und Du, Unbegreiflicher, ſtehſt nun mit reichem Segen da, und giebſt und gießeſt die goldene Schaale aus. Du magſt nichts ſparen, nichts zurückbehalten, immer größere Wunder thun ſich auf, immer lieblicher, immer gedrängter fahren die Engel herunter, und das Schlagen ihrer Flügel weht in feinen, melodiſchen Kreiſen. Unſchuldig ſtehſt Du in Deiner Herrlichkeit, unbefangen, als empfingſt, nicht als ſchenkteſt Du. In allen Richtungen ſendeſt Du Deine Strahlen aus, die Mahlerkunſt haſt Du gewürdigt, Dich in ihr zu offenbaren, Dein unſterbliches

Weſen und ſie zugleich zu verklären. Alles, wonach Du ſtrebſt, iſt neu und ſchön und groß, aber Du ſcheinſt es nicht zu wiſſen, Du überläſſeſt Dich dem Gefühl, Du wirkſt ohne Stolz das Göttlichſte aus, und verwunderſt Dich nicht über Deine Schöpfung. Wo Deine geſegnete Hand verweilt, entſteht eine neue Welt, eine unbekannte, geheimnißreiche Schönheit. In Dir ſelber glücklich, öffneſt Du voll Liebe die Arme, und empfängſt jeden, der Dich ſucht, mit Himmelsſpeiſe, mit Troſt und Beruhigung und Wonne.

Wie bin ich zu ſchwach, Dich zu lobpreiſen! Wie unglückſelig dünken mir diejenigen zu ſeyn, die Deine geweihten Hallen nur wie gemahlte Wände beſuchen, die Dich mit den übrigen nennen, Dich mit billiger Zunge loben und Dich noch lieber meiſtern möchten!

Darum bleibe auch jegliche Vergleichung von Dir Rafael fern. Nur ſey es mir vergönnt, Deinen großen Bruder Buonarotti zu nennen. Er will nicht tröſten und beruhigen, er ſtrebt mit fortgeſetzten Schritten nach einem und demſelben Ziele, das er erreicht, ihm iſt die Kunſt ſein Höchſtes, ſein Letztes, und er hat gewiß über Dein wunderbares, unergründliches, von oben bewegtes Gemüth gelächelt.

Nur noch einen Mann unterſtehe ich mich in Deiner Gegenwart auszuſprechen, den lieben teutſchen Albrecht Dürer. Sein ſchönes Gemüth trieb ihn oft an, ſeinen Mienſchen, die er auf ſeine Weiſe liebte, das zu ſchenken, was Du ihnen glorreich verleihſt: aber man ſieht es ſeinen Gaben an, daß er ſelber zu den Bittenden gehörte, die Erdenſorgen wohnen verborgen in ſeinen Bildern, ſeine trüben Tage, ſeine Kunſtſachen ſind

wie ein Feſt, daß ein Unglückſeliger anſtellt.

Durch alle Zeiten, Rafael, werde geprieſen, und erwecke einſt einen würdigen Schüler, der das lauter und deutlicher verkündigen möge, was ich hier mit unbeholfener Zunge habe ſagen wollen. —

IV.

Das jüngſte Gericht,

von

Michael Angelo.

Schon oft hatte ich mir vorgeſetzt, etwas über das erhabene Werk dieſes großen Mannes zu ſagen, aber immer hat mich der Muth dazu wieder verlaſſen. Jetzt will ich es wagen, und nicht ohne ſonderlichen Antrieb fange ich meine Worte an.

Wenn Du, geliebter Leſer, Stunden kennſt, in denen die Natur wie mit einer freundlichen Glorie umzogen iſt, in denen die Bäume wie größere Blumen vor Dir ſtehn, und eine weihende Liebe ihre Mutterarme eng um die Erde ſchließt, wenn Du Dich dann erhaben und beſeligt fühlſt, und

alles in einen ſüßen Klang zerrinnt, ein Wiederhall vom Himmel herunter: dann geh' in die Hallen, die Rafael's Geiſt ausgeſchmückt hat, dann biſt Du begeiſtert, die Worte zu vernehmen, die er Dir ſagt.

Oft aber verſtummt die Poeſie, vom Berge herab ſieht das Auge den regen, ewigen Gang der Gewäſſer, er[illegible] ſteht der Wald und rauſcht, hinter ihm entwickelt ſich das Gefilde, dahinter das unabſehbare Meer, zur Seite gethürmte Felſen, der Himmel voll arbeitender Wolken, ein Heereszug, der auf eilender Wanderung begriffen iſt: die Adler fliegen aus den Neſtern, der Sturm läßt ſich hören, wie ein ferner Donner vom Meer herüber; dann ſcheint die Welt mit allen Kräften zu ringen, kein Theil im Stilleſtande und unbeſeelt. Aufgerichtet in Majeſtät ſteht die Natur vor uns, unſer Auge haftet auf keinen Blumen, auf keinem ſchö-

nen

nen einzelnen Baume, ſondern wir ſehn die Kräfte der Welt ſich mächtig offenbaren, alles wird zu einem großen Bilde, zu einer geheimnißvollen Allegorie, und mit dieſer Empfindung tritt dann, geliebter Leſer, vor Michael Angelo's großes Gericht.

Was hat man nicht getadelt, und was gelobt! Aber bey Dir, großer Buonarotti, muß man durchaus alles Vergleichen unterlaſſen, man muß in Deiner Gegenwart die Liebe zu Rafael durchaus vergeſſen, denn die Erinnerung jener zartmenſchlichen und himmliſchen Bilder darf in Dein großes Gemählde nicht hineinleuchten.

Michael Angelo und Dante ſind die Verkündiger, die Verherrlicher der katholiſchen Religion, wenn Du in ihnen Geſchichte und Begebenheit ſuchſt, ſo trittſt Du mit unbilliger Erwartung an ihre Werke. Dante ſingt in prophetiſchen, wunderbar verſchlun-

genen Terzinen ſeine Dichtung, nirgend ein Stilleſtand, nirgend wo die Pracht der gewaltigen Verſe aufhörte, immer tiefer wirſt Du in die geheimnißreiche Allegorie hineingeführt, hier findeſt Du keine Nebenſachen, keinen Ruheplatz, auf dem der Dichter ſtille ſteht, alle Kräfte ſpannen ſich zum großen magiſchen Eindruck, aller Reiz iſt vernachläſſigt, die Erhabenheit nimmt Dich in Empfang, die Wunder des Chriſtenthums, die myſtiſchen Geheimniſſe verſchlingen Dich in ihren unbegreiflichen Zirkeln, und nehmen Dich mit ſich fort.

Eben ſolche Beſchaffenheit hat es mit dem Gedicht des Buonarotti. Tritt mit dem heiligen Schauer in die Seſtina hinein, und die erhabenen prophetiſchen Terzinen werden Dich anreden, Dein Geiſt wird himmelwärts fortgeführt, kein Stilleſtand, keine Nebenſache, kein Ruhepunkt, auf den das Auge

haften könnte. Die ganze Welt, Vergangenheit und Zukunft ſind hier in eine übermenſchlich kühne Dichtung zuſammengedrängt. Die Erſchaffung der Welt mit ihren großen Figuren, Gott Vater, Adam und Eva, Engel, der Verluſt des Paradieſes, die Prophetenzeit, die furchtbaren Geſtalten, der entſetzliche Heſekiel, der unbegreiflich hohe Jeſaias, die Sybillen, und nun das zukünftige hohe Gericht, die furchtbare Vertilgung der Erde, die Wiedergebährung der Todten, das Ende der Zeiten.

In den ewigen Bildern ſpiegelt ſich Angelo's Größe, ſeine wilde Grazie, ſeine furchtbare Schönheit. Alle Geſtalten ſind größer als die irrdiſchen, alle bezeichnet der kühne Stempel, der ſie von allen übrigen Bildern auf immer abſondert, aber nirgend liegt ſo der tiefe allegoriſche Sinn verborgen, das Geheimniß der Religion, das im

jüngſten Gerichte webt. Die Zukunft thut ſich auf, alle Bilder, alle Kraft und Anſtrengung iſt gleichſam zu matt, zu gewöhnlich, Buonarotti ergreift hier das Mächtigſte, das Ungeheuerſte, ſein Gemählde iſt der Schluß aller Dichtung, aller religiöſen Bilder, das Ende der Zeiten.

Darum iſt es klein, mit dem großen Meiſter über den gewählten Gegenſtand zu rechten, ungeziemend, bey dieſem Bilde über Handlung zu ſprechen, und wenigſtens unbillig, wenn nicht ungerecht, die Symmetrie der Gruppen zu tadeln.

Wenn Dein Auge alles mit einem Blicke hier überſchauen könnte, ſo wäre es nicht dieſer große allmächtige Gegenſtand, es könnte dann keine Offenbarung der Zukunft ſeyn, die Symmetrie der Gruppen aber macht die Überſicht nach einiger Zeit möglich, in ihnen liegt zugleich das Geheimniß

der Allegorie, darum kann und ſoll das Bild auch keine Handlung darſtellen, die in einem einzigen Augenblicke vorgeht.

In allen Kunſtwerken Michael Angelo's iſt das Streben zur Allegorie, dieſes kalte große Ideal, von allem Reiz des Zufälligen und den Nebenſachen entblößt, anzutreffen, in dieſem großen Werke aber, eine ſeiner letzten Arbeiten, ſtrebt alles hauptſächlich darnach hin, alles erhält nur durch die Allegorie Bedeutung und Würde. Von allem Irrdiſchen entkleidet, ſowohl Figuren als Gegenſtand der Bildung, verlieren ſich die gewöhnlichen Bedeutungen vom Schicklichen und Unſchicklichen gänzlich.

Oben in Wolken ſieht man Engel, die mit aller Anſtrengung das Kreuz, die Marterſäule aufrichten wollen. Man tadle hier nicht, und ſpreche von Unwahrſcheinlichkeit, daß das Kreuz, das ein Einziger trug, jetzt

der Macht vieler Engel zu ſchwer iſt; denn eben hier hat Angelo einen großen Sinn hineinlegen wollen. Die Sünden des Menſchengeſchlechts, die Martern des Erlöſers geben ihm dieſe Schwere, es wird immer wieder niedergezogen, bis die Glorie des Allmächtigen vollendet iſt, bis alle Seligen heraufgeſchwebt, alle Sünder hinuntergeſtürzt ſind, kann die Säule, das heilige Kreuz nicht aufgerichtet werden.

Chriſtus ſpricht das Urtheil, ſeine ſanfte Mutter erſchrickt, ſie verbirgt ſich und ſchmiegt ſich an ihn, der Erlöſer iſt in heftiger Bewegung, ſo eben ſteht er auf, und das entſetzliche Urtheil ertönt aus ſeinem Munde. Die Heiligen neben ihm, männliche und weibliche, ſind in ihrer Seligkeit ruhig, ſie ſind ſich ihres Glücks bewußt, aber doch ergreift ſie der gewaltige Augenblick; Adam iſt unter der Verſammlung, einige Apoſtel

erkennt man, die Märtyrer. Unter ihnen ſieht man die Engel des Gerichts, die mit aller Macht in die Poſaunen ſtoßen, um die Todten zum ewigen Leben aufzurufen: Schauder und Entſetzen ergreift den Beſchauer, die wildeſte Erhabenheit iſt in ihnen dargeſtellt, ſie dürfen, ſie können nicht zierlich ſeyn, Schönheit und Grazie würden dies Gemählde vernichten. Zur Seiten ſchweben ſelige Seelen auf, einigen entfällt das Leichentuch, die Sünden halten ſie ſchwer zurück, aber ſie ſtreben und ringen mit vollem Andrange nach der Höhe. Die Allegorie regiert alle Figuren des Gemähldes, und alle Geſtalten der Seligen ſind noch von der ſchweren, irrdiſchen Sünde belaſtet. Darum muß eine Geſtalt von Heiligen mit Roſenkränzen in die Höhe gezogen werden: das Gebet wirkt, die Sünden ſind ihr vergeben. Wer keinen Sinn dafür hat, wie wunder-

ſam die Allegorie oft das Gemeine in das Erhabene verwandeln kann, wird dieſen Umſtand ſeines Tadels vorzüglich würdig finden. Gegenüber die Verdammten, von böſen Engeln in den Abgrund hinuntergeriſſen. Entſetzen und kalte Verzweiflung, das Wildeſte und Gräulichſte iſt hier mit einer Kraft der Phantaſie dargeſtellt, daß man den großen Sterblichen nicht genug bewundern kann, der dieſen Stoff mit der Ruhe beherrſchte, und alles zu ſeinem erhabenen Zwecke hinausführte.

Unten erſtehn die Todten. In wunderlichen Stellungen kriechen ſie aus der Erde, und ſehn das Gericht; viele erſchrecken, andre ſind noch Gerippe, einige geſtaltet, aber noch betäubt. Der alte Fährmann Charon iſt unter ihnen, und treibt manche in ſeinen Kahn, der gräuliche Minos vollzieht das Urtheil. Man werfe nicht ein, daß hier

Mythologie der Griechen mit chriſtlicher Lehre vermiſcht ſey, denn dieſe Bilder ſind nicht katholiſch, und dürfen die Wirkung des Ganzen nicht ſtören; Michael Angelo iſt es nicht allein, der die ehemaligen Götter der griechiſchen Nation einführt, manche Gedichte und Traditionen thun es auch, ſie treten aber hier als Teufel auf, und der Sinn iſt, daß die Geſtalten, die die abgöttiſchen Heiden verehrten, böſe, verdammte Geiſter waren, die ſich verſtellten, und ſo lange auf ihren Thronen herrſchten, bis Chriſtus ihr Reich zertrümmerte. Nun kommen ſie im jüngſten Gerichte wieder, noch kenntlich, aber doch in einer andern furchtbaren, ihrer wahren Geſtalt.

So iſt mir dieſes große Gemählde immer erſchienen. Man ſage nicht, daß der Mahler die Stellungen gewählt, um ſeine Kenntniß des menſchlichen Körpers, ſeine

Gelehrſamkeit in den Muskeln zu zeigen, ſondern alles muß drängen und ſtreben, die höchſte Kraft auszudrücken. Entſetzen, Furcht, Verzweiflung, Angſt und Hoffnung beſeelen jedwede Geſtalt, jegliches Glied, ſelbſt die Ruhe und das hohe Bewußtſeyn der Heiligen und Patriarchen iſt Anſtrengung und Kampf.

Es iſt ſüß, die Herrlichkeit der Religion lebend aus den Händen des menſchenfreundlichen Sanzins zu empfangen, ſeine Paſſion zu ſehn, in der die Größe ſich ſo lieblich ſpiegelt: — aber hier, vor Angelo's gewaltigem Mauergemählde bebt Liebe und Hoffnung zurück, das Ende der Zeiten iſt da, alle heiligen Geſchichten, die frühen Zeiten derſelben ſind nur Einleitung und Vorbereitung zu dieſem Augenblick, nach ſeiner Verfließung kann die Phantaſie nichts erſinnen und erfinden, die ſterbende Zeit regt ſich mit

allen Muskeln im fürchterlichen Kampfe, die Religion spricht das ernste, unwiderrufliche Urtheil. —

Ich habe mit diesen Worten den gewaltigen Buonarotti nur gegen einige Unbilligkeiten rechtfertigen wollen, indem man diese hohen Gestalten zu oft wie irgend eine andre Historie beurtheilt; wenn ich irrte, so irrte ich doch aus besserm Willen, als diejenigen kältern Menschen thun, die zu gern das Erhabene schmälern, um einem andern Liebling desto ruhiger Recht widerfahren zu lassen; oder wir irrten vielmehr aus gleichen Gründen, aus verzeihlicher Vorliebe, und Gott und die Kunst mag uns verzeihen.

V.

Die Peterskirche.

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geiſt erhebt ſich in heiliger Trunkenheit, wenn ich Deine unermeßliche Pracht anſtaune! Du erweckeſt mit Deiner ſtummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und läſſeſt das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat geſammelt an Deiner ſteinernen Größe, und auf zahlloſen Menſchenleben biſt Du emporgeſtiegen zu dieſer Höhe! —

In nackten Steinbrüchen iſt euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelſen abgezwungen, unbekümmert,

was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur ſein Eiſen, ſein Werkzeug war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einſt zum letztenmale in die Hand nahm und ſtarb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als dieſe Steine, einen feſt auf den andern zu ſchichten für einen geringen Lohn, iſt darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, deſſen Geſchäft es war, dieſe Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht ſtolz ſeyn mochte auf einen ſchönen Säulenknauf, der ſich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat ſein Auge geſchloſſen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtſam betrachtet, nach dem letztenmale da er ihn mit Freuden anſah.

Eine ganze Reihe von Meiſtern der

Baukunſt ſind an der Schöpfung dieſes Koloſſes vorübergegangen: ſie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felſen zu ſchönen Geſtalten zuſammenzauberten, und der eine größeſte der Meiſter war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Geſetz vorſchrieb, die Laſt der Mauern kühn zu beſteigen, und ſich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armſelige kleine Metallſtücke, die ſie von ihren todten, ſtillen Schatzkammern in die Welt ſtreuten, wie durch electriſche Funken aus der ſchlafenden Kraft der groben Hände, der ſchlafenden Kunſt der Steinarbeiter den ſchönträumenden Geiſtern der Architecten,

eine vereinigte, ſichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieſer bedeutungsloſen Metallſtücke, ein ſo geiſtreiches Wunderwerk von ſo unerſchöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menſchliche Würde eintauſchten: — auch dieſe ſind längſt von ihrem glänzenden Stuhle aufgeſtanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land geſetzt, wohin die Millionen, die ſie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen ſind.

Wie mannichfache menſchliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben ſind an deiner Schöpfung zerſchellt! Und du ſtehſt, ein unſterblicher Bau, ſtützeſt dich auf deinen ſtarken Mauern, und ſiehſt unerſchrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tauſend einzelnen Steine der Felſen, die unförmlichen Maſſen, die verſtümmelten Gliedern glichen, haben ſich zu ſchlanken Säulen vereinigt, deren erhabene Geſtalt das Auge mit liebevollen Blicken umſchlingt, oder zur Kuppel, an deren ſanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufſchwebt. Verſchwunden ſind die unzähligen verſtümmelten Glieder: es ſteht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beym Bau der Welt von Rieſen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerſchmelzten Felſen in ungeheuren Formen gegoſſen. — Und die erſtaunenswürdige Wirklichkeit dieſes unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erſchreckt, worauf beruht ſie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federſtrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangſt in deinem Daſeyn, und haſt nichts mehr an dir von deinem Urſprunge.

Urſprunge. Menſchen erſchufen dich, und du biſt höherer Natur als das Geſchlecht deiner Schöpfer, läſſeſt die ſterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknien unter deinem Dohme, und umhüllſt ſie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern ſpricht.

Wohl dem vergänglichen Menſchen, daß er Unvergänglichkeit zu ſchaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er ſelber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunſt treibt die ſterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel, hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verſchließt göttliche Kräfte. — Die Menſchen ſind nur die Pforten, durch welche ſeit der Erſchaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangten, und in der Religion

und dauernden Kunst uns sichtbar: erscheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke ist es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majestätisch, mit Felsen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine sehr edle Kunst, die, alle menschliche Gestalt und Sprache verachtend, denen die sämmtlichen übrigen Künste dienstbar sind, allein darauf stolz ist, ein mächtiggroßes, sinnliches Bild der schönen Regelmäßigkeit, der Festigkeit und Zweckmäßigkeit, dieser Angeborgenden, und allgemeinen Ur- und Musterbilder in der menschlichen Seele, vor unser Auge zu stellen. Ihre Werke sind (gleich der harmonischen Wissenschaft der Weisheit in der Seele des Weisen,) ein fest in sich verbundener schöner Zusammenhang von tragenden und getragenen Massen, von kühn hinan-

ſtrebenden Säulen und Wänden, und von ſchützenden, ruhig ſchwebenden und herabſehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel ſtehn ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; ſie laſſen ſich nicht, wie die Werke der andern Künſte, mit Händen regieren, das Geſchlecht, das ſie hervorbrachte, geht in ſie hinein, fühlt ſich von ihnen umſchloſſen, und ſie ſind die edlen Gefäſſe, die alle andre Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die edelſte Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können ſie gröſſeres bewahren und umſchließen, als das Streben des Menſchen nach der Gottheit? O, da müſſen ſich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, ſo weit ſie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umſpannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütterlichen Schooß

zu ſammeln, auf daß die einſam umherirrende Andacht von Tauſenden, unter dieſer Wölbung verſammelt und von der ewigen Umarmung dieſer heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zuſammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahlloſe Mengen der Vergangenheit haben dieſe heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahlloſe der Zukunft erwarten ſie ſehnlich in ihre Arme zu ſchließen.

Ich höre ſie wohl, die vernünftigen Weiſen, die ſpotten und ſprechen: »Was ſoll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeſchmückten Raume betet der Menſch ſo fromm, — und viele Dürftige, nebſt Witwen und Wayſen, hätten wir geſpeiſet und gekleidet von dieſen ſteinernen Schätzen.« — Ich weiß es wohl, daß man der Kunſt und auch der Religion es bitter verarget, wenn ſie in reicher, königlicher

Pracht ſich vor der Welt erheben. Es mögen dies ſehr feſtgegründete Gedanken der menſchlichen Vernunft ſeyn, aber doch ſind es nicht die Gedanken der ſchaffenden Vorſicht.

Nach einem durch menſchliche Vernunft berechneten Gleichmaaße und einer ſtrengen, geiſtigen Ordnung der Dinge, wollen die Weiſen unſre Erde neu erſchaffen. Aber was iſt die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns ſichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was ſind wir? — — Jenes gewaltſame Auf- und Niederwallen der irrdiſchen Dinge, — daß ſich das Hohe zum Hohen geſellt, und die Flächen und Tiefen verwahrloſt vergehen, — erſcheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsſchlag, das furchtbare, unverſtändliche Athemholen des Erdgeſchöpfs-

Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daseyn bringen will, so bleibt ihr Streben immer irrdisch, und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irrdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur, recht im irrdischen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirrdischen Überflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indeß endlose Wüsteneyen unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Drum schweige, menschlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! selbst dieses Wunder der Welt, wie verschwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieser Erde! — Es schrumpft zusammen, wenn das Auge sich eine kurze Spanne entfernt, und ist nicht

da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und ſelbſt Tauſende, die es ſehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

VI.

Wateau's Gemählde.

Oft hör' ich die Bewunderer der groſſen Meiſter von dieſem Künſtler mit einer gewiſſen Verachtung ſprechen, und jedesmal thut es mir weh, weil ich mich an ſeinen Gemählden oft ſo innig ergötzt habe. Ich geſtehe, daß keine Heiligkeit, keine Gröſſe um dieſe Gebilde eines fröhlichen Gemüths ſtrahlt, daß keine Begeiſterung, kein Streben nach dem Himmel aus dieſer gemahlten, leichten Tanzmuſik ſpricht. Aber niemals habe ich ſo hart ſeyn können, mich vor dem Lieblichſten aus unſerm gewöhnlichen Leben zu verſchlieſſen, das Reizendſte der Exiſtenz von tauſend und tauſend Menſchen nicht zu fühlen.

Denn ſo wie Rafael in der heiligen Geſchichte waltet, wie er uns Engel und den Erlöſer offenbart, und ſeine himmliſchen Entzückungen durch das ſanfte Werk ſeiner Hände verkündet, wie ein Himmelsothem und Geſang der Cherubim durch ſeine Dichtungen weht und klingt, ſo nahm dieſer Künſtler, dem Ohr und Geiſt für Himmelstöne verſchloſſen war, die gewöhnlichſte Menſchheit gern und liebevoll in ſich auf. Man verzeihe mir, daß ich dieſe beyden Namen neben einander nenne. Soll es unerlaubt ſeyn, die gewöhnlichen Ergötzungen, die heitern Stunden des friſchen, ſinnlichen Genuſſes, die zierlichen, leichten Geſtalten aufzufaſſen und verſchönert darzuſtellen? — Mich dünkt, der Geiſt des Menſchen iſt wunderbar reich, er umfaßt die Gegenſtände, die an beyden Enden ruhn, mit ſeinen Armen ohne Anſtrengung, das Getrennteſte

liegt immer nicht ſo fern, als wir im erſten Augenblicke wähnen.

So, geliebter Leſer, dringen Klänge irrdiſch zu Dir empor, wenn Tanzmuſik Deinen Fuß beflügelt, und Du unwillkührlich und lächelnd den Tönen innerlich nachgehſt, ſo führen ſie Dich in ein Land voll flüchtiger Geſtalten, das Dir ganz nahe liegt, dann kommen froh durchlebte Augenblicke in Dein Gemüth zurück, dann tritt vor Watteau's Gemählde.

Hier ſiehſt Du das trauliche Geſchwätz der Liebe, die angenehmen Abentheuer, das Begegnen der glänzenden Augen. Bunte, flatternde Gewänder, tolle und poſſierliche Masken ſind in allgemeiner Fröhlichkeit geſellt, das Seltſamſte der Geſtalten kühn unter die gewöhnlichen Figuren gemiſcht Tänze drehen ſich herum, eine angenehme Verwirrung nimmt den Blick gefangen. Dort hor-

chen Liebende auf die Töne der Zitter, die ein friſcher Jüngling aus dem Inſtrumente lächelnd ſchlägt, abſeits ſitzen Schönen gleichgültig, vorüber wandeln im gleichgültigen Geſpräch durch die Gartenſchatten zwey ſchöne Männer: ſie ſehn nur eben nach den Mädchen hin. So wie im Leben ſich Verbindungen leiſe knüpfen, ſich unmerklich Vorfälle entwickeln, ſo auch hier; man glaubt in andern Blättern diejenigen verſchlungen, in Armen verſtrickt, wiederzufinden, die hier ſo gleichgültig neben einander vorübergehn.

In andern Geſchichten ſieht man des Mädchens und des Jünglings Sehnſucht, im dunkeln ſchönen Gebüſch lauſcht die muthwillige Horcherin. Wagen mit geputzten Geſtalten kommen, andre gehn zurück. Wirſt Du auch hier nicht die große magnetiſche Anziehung des Idealiſchen gewahr, ſo mußt Du doch dieſe Bilder eben ſo wie das wirk-

liche Leben achten, und Dich ihrer eben ſo erfreun.

Sonderbar iſt es mir immer vorgekommen, daß der Künſtler, der dieſe Gebilde um ſich herſpringen und tanzen ließ, ſelber verdroſſen und menſchenfeindlich war. Er zog ſich ganz in ſeine eigne Farbenwelt zurück, ſeine Phantaſie ward heiter und fröhlich, ſo wie er den Pinſel ergriff. Ich habe ihm innerlich ſchon oft für ſeine Romanzen, für ſeine Tanzlieder Dank geſagt, für ſeine allerliebſten Weingeſänge; ich habe oft nach Betrachtung ſeiner Gemählde die Regung des Lebens um mich lieblicher gefühlt. Aber aus gröſſern Urſachen iſt es auch wohl gut, wenn wir das Hohe der Kunſt innigſt fühlen, und mit dem Geiſte des Erhabenen geläutert werden, zuweilen wieder durch luſtige Geiſter in die nähere Umgebung rückgerufen zu ſeyn.

VII.

Über die Kinderfiguren auf den Raſaelſchen Bildern.

Wie wundervoll und ſchön iſt es, ſich oft mit allen Gedanken in der nächſten Gegenwart zu verlieren, und das Treiben des geheimnißvollen Lebens ſo recht eigentlich zu merken und zu ſpüren! Wir werden uns dann ſelbſt zurückgegeben, und treffen ſüße Gefühle und Ahndungen wieder an, die uns vielleicht ſchon ſeit der Kindheit verließen.

So geht es uns zu mancher Zeit, wenn wir die unmündige Menſchheit betrachten, wenn wir unſern Blick einmal recht eigentlich auf dieſe verſchloſſenen Knospen heften, in deren unbefangenem Lächeln, in ihren ſüßen heitern Augen, die jammervolle Zukunft ſchläft; die ſich ſo innig genießen, und

nichts weiter zu wiſſen ſtreben. Wenn wir der Kinder holdſeliges Angeſicht betrachten, ſo vergeſſen wir gern und leicht die Verwikkelungen der Welt, das Auge vertieft ſich in den wunderbaren reinen Zügen, und wie Propheten einer ſchönen Zukunft, wie zarte Pflanzen, die unerklärlich aus der längſtentflohenen goldenen Zeit zurückgekommen ſind, ſtehn die Kinder um uns. Wir wiſſen uns nicht darin zu finden, daß dieſe Geſtalten mit uns um den Bronn des Lebens ſizzen, und noch nichts thun, als ſich ſelber darin beſchauen. Wir ſehn mit ihnen hinab, und können uns nicht genug darüber verwundern, daß das das Leben ſey. So kömmt denn in unſre Seele die Erinnerung der himmelſüßen Unſchuld, immer tiefer, ernſter und heiterer ſchauen wir in das ſpiegelnde Gewäſſer hinab, und glauben am Ende nichts wahrzunehmen als uns, und

über unſerm Haupte die lichten Wolken, wie im Begriff, als Glorie herunterzuſteigen und uns mit Strahlen zu umflechten.

Wie durch den dichten Wald oft wunderliche Töne laufen, die wir niemals finden, ſo giebt es ſeine Seelen von Gedanken, wie ich ſie nennen möchte, die niemals in uns wohnhaft werden, die uns nur wie aus der Ferne grüßen und locken, wir wenden Sinn und Geiſt darnach, und haſchen und erringen ſie nie, oft gewahren wir ſie nur wie ein fortſchwebendes Gebilde, wie unſtäte Erinnerung. Je älter ſich der Menſch in ſeine irrdiſche Hülle hineinlebt, um ſo mehr gewöhnt er ſich an alle Erſcheinungen in und außer ihm, er zieht ſich immer mehr in das Dunkelſte des Erdenlebens zurück, und meint dann, er bewohne die Klarheit; es flimmert und blitzt nur ſelten mehr in ſeine Seele von oben hinein, und wenn er

auch die wunderseltsamen, heilverkündenden Lichter gewahrt, so hält er sie nur allzugern für Täuschung.

Dieser Aetherschimmer, diese Erinnerungen der Engelswelt leben und regen sich noch hell und frisch im Kindergeiste. der dunkle Schatten der Erdgegenstände ist noch nicht verfinsternd in den Glanz hineingerückt, die irrdischen Geschäfte, die hiesigen Leidenschaften und Entwürfe, diese träge Liebe und dieser wilde Haß, alles liegt noch weit zurück, wie eine unkenntliche Verzerrung: und darum stehn die Kindlein wie große Propheten unter uns, die uns in verklärter Sprache predigen, die wir nicht verstehn. Zu oft suchen wir mühsam im Kindesantlitz den künftigen Mann, aber schöner und erfreulicher ist es, im Manne die Spuren seiner Kindheit aufzusuchen, und die Glücklichsten sind die zu nennen, in denen der Stempel

ſich am wenigſten verwiſcht hat. Denn ſind die Menſchen nicht verdorbene, ungerathene Kinder? ſie ſind nicht vorwärts- ſondern zurückgegangen; das Kind iſt die ſchöne Menſchheit ſelbſt.

Dieſe Kinder, wie ich ſie hier beſchrieben habe, haſt Du, o Rafael! uns dargeſtellt. Du haſt es nicht der Mühe werth gehalten, das eigentliche unverſtändige Kindiſche nachzuahmen, wie die Geſchicklichkeit andrer Mahler gethan hat, und man hat Dich nur zu oft darum getadelt. Ich ſpreche hier nicht vom Erlöſer, von den Engeln, die unſre Anbetung auf ſeinen Bildern fordern, auch in fröhlichen Aufzügen, auf Inſtrumenten ſpielend, im Scherzen hingegeben, finden wir auf ſeinen Bildern Kinder, die mit ihrer Weisheit, mit ihrem hohen, geheimnißvollen Ernſt die umſtehenden Greiſe beſchämen, zu denen wir gleichſam hinauf-

blicken, um Rath zu fragen, wie das irrdische Leben zu führen sey. — Sie sind so wahrhaft ernst und erhaben, weil sie den Ernst, die Erhabenheit noch nicht kennen, die wir Erwachsenen nur immer so zu nennen pflegen; weil sie dem Quell des Glanzes noch so nahe stehn, der immer dunkler sich entfernt, je mehr das Leben in die Jahre rückt.

Alle Welt braucht den Ausdruck kindisch, und tadelt stets damit. — O Rafael, welchen erhabenen Wink hast Du uns gegeben! wie groß sprichst Du dies Wort aus und unterweisest uns! Aber sie haben Dich so wenig wie den Erlöser gehört, der auch wie Du zu uns sagte: »Lasset die Kindlein zu mir kommmen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes;« und wieder: »Wahrlich, ich sage Euch, wenn

Ihr nicht werdet, wie dieſer einer, ſo werdet Ihr nicht das Reich Gottes ſchauen!«

Mit dieſen großen Worten will ich am liebſten meine Betrachtung ſchließen.

VIII.

Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz.

Viele werden es mir übel deuten und mitleidig lächeln, daß ich immer wieder auf Rafael zurückkomme, und mich in meinen Worten über ihn nicht mehr zu mäßigen trachte. Sie werden mich tadeln, daß ich stets von ihm so ohne alle Einschränkung spreche, nicht eine billige Begeisterung abmesse, und auch den übrigen ihr Recht widerfahren lasse. Ohne daß ich seinen Namen suche, fällt er mir bey, wenn von der Kunst der Mahlerey die Rede ist; er dient mir zum festen Maaßstabe alles Großen und Schönen, zum erläuternden Bilde.

Wer vom Erhabenen gerühret wird, wem sich die Wunder des Schönen aufschließen,

deſſen ganze Seele wird durch den Enthuſiasmus feſt hinein verwachſen, und ihm wird es unmöglich ſeyn, ſich mit kalten, abgemeſſenen Lobſprüchen zu begnügen. Können wir denn die Göttlichkeit der Kunſt, das Höchſte, was die menſchliche Seele hervorbringen kann, nach der Elle des Kaufmanns meſſen, oder nach Goldgewichten abwägen? Die wahre Schöne, die Größe der Kunſt iſt unergründlich, ſie zieht unſer Herz, wo wir ſie wahrnehmen, magnetiſch an ſich, wir fühlen bis in die innerſten Tiefen unſre ewige Verwandtſchaft, es zuckt wie mit Blizesſchlägen durch unſern Geiſt, wir erkennen das Göttliche, und ringen im ſchönſten Kampfe darnach, wir ſtreben ein Zeichen von uns zu geben, eine Vergeltung, ein Band, das unzerreißbar die verwandte Erhabenheit an uns ketten ſoll, und ſo ergießt ſich unſre Sprache in begeiſterter Rede, weil wir der-

malen noch durch Organe uns kund geben müssen, und die Kraft der Seele nicht unmittelbar zu den goldenen Aetherbildern emporsteigen kann.

Der Enthusiasmus (von dem falschen, erheuchelten darf ich hier nicht sprechen) ist kein Lobpreisen des fremden Geistes, sondern ein schönes Bekenntniß unsrer eignen Größe, von der ächten Kunst sollte nie ohne Enthusiasmus gesprochen werden. Auf ähnliche Weise, wenn wir die Naturkräfte um uns her wirken fühlen, wenn die wohlthätige, majestätische Sonne aufgeht, und rings die Geister schaffend durch die tausendfältigen Naturen dringen, und wir vom Berge her, vom Thal herauf das verwandte Leben, die freundlichen Kräfte vernehmen und fühlen, uns im Einklange mit der sichtbaren und unsichtbaren Welt, so sprechen wir gern diese Wonne aus, wir möchten ein Andenken an

das hohe Bewußtſeyn unſrer ſelbſt ſtiften, und ſo entſteht das Gebet, der Gedanke an Gott. Wem das glühende Gefühl einmal ſo weit den Buſen dehnt, wer wird da noch ſeine Worte meiſtern und zählen, wer denkt daran, in ſeinem Hymnus auf den Höchſten ſich zu mäßigen, und Creaturen außer jenem ihr Recht widerfahren zu laſſen?

Ich komme von meiner Vergleichung, die mir nicht ſo kühn dünkt, als ſie den meiſten erſcheinen wird, zurück. Gar viele Leute meynen immer, ihr eignes Verdienſt, oder ein andres, das ſie meiſt ſelbſt nicht deutlich denken, werde geſchmälert, wenn man irgend eins als das Höchſte, Vortreffliche, Vollendetſte lobpreiſt. Als wenn nicht jedes Große und Schöne in einer eignen Welt, in eignen Elementen lebte, ſich durch ſich ſelbſt ernährt und erhält. Keine feindſelige Gewalt kann hier hereinbrechen

und zerſtören, ewig begründet wie die Welt, auf ſich ſelber ruhend, undurchdringlich, bewegt ſich jede Schönheit in ihren eignen Kreiſen, und jeder, der es verſuchte, nicht wagte zu verfolgen, erſcheint ſo albern und mitleidswürdig, nicht haſſenswerth, als der es unternimmt, mit ſchwacher Zunge Gott zu läſtern. Es iſt kein Wageſtück, es iſt ein Verkennen ſeiner ſelbſt.

Aber ſie fühlen es, die meiſten, wie ſie zu irrdiſcher Buſen nicht dafür gebaut iſt, die glorreiche Flamme des Enthuſiasmus zu beherbergen. Sie erſchrecken vor dem Gefühl, wenn ſie es nur aus der Ferne auf ſich zukommen ſehn, denn die Thorheiten, die Albernheiten, ihre gemeine Freude iſt im Begriff zu entſchwinden, alles, was ihnen werth iſt, wovor ſie eine heilige, ehrende Furcht hegen, will ſie verlaſſen, das Glück der Häuslichkeit, ihr kleiner Stolz auf ihre

Vortrefflichkeit. Ein Waſſer, das ſie nur als Quell dulden, breitet ſich in ein großes, glänzendes Meer aus, und will ſie und all' ihr Wiſſen verſchlingen. Da retten ſie ſich gern und ihre Armuth, und geſtehn lieber ihre Dürftigkeit, daß ſie zu ſchwach ſind, den Gott zu beherbergen, daß es ihnen leid thue, daß er ſich nicht mit der kläglichen Ehre und Genugthuung begnügen wolle, die ſie ihren andern Götzen mit Selbſtzufriedenheit gern bringen. Darum verläſtern ſie die Begeiſterung, weil ſie ihnen Verfolgung dünkt, ſie holen die Bilder ihrer Lieblinge, ihrer Künſtler, die vor dem Angeſichte der hohen Kunſt vernichtet werden, und ſtellen ſie als Mauern und Schanzen um ſich her. Die Feinde wollen unſern Gottesdienſt zerſtören! unſer Heiligſtes uns entreißen! ſo entſteht ein Geſchrey, und alle verſammelt der blinde Lärm, denn niemand achtet ihrer,

die Kunſt fährt mit ihren Lieblingen auf einem Triumphwagen vorüber, und lächelt über die Waffenrüſtungen, über die vermeintliche Noth, über den eingebildeten Religionskrieg der Ohnmächtigen.

Andre ſind, die ſich überaus weiſe dünken, weil ſie an ſich ſelbſt blutarme Erfahrungen gemacht haben. Sie führen ein Leben, wie einen Traum; es fängt an, es endet ohne Urſache und hat keinen Mittelpunkt. Sie werden hin- und hergetrieben, bald von Laune, bald von kleinlicher Leidenſchaft regiert. Sie hören von der Größe, von den Heroen, von der Poeſie, und meynen, alles ſey dieſelbe Thorheit, die ſie treiben, nur daß ſie dergleichen Schwachheit noch an ſich ſelber nicht erlebt haben. Es fügt ſich wohl, daß eine Liebhaberey an Gemählden, an Dichtern, den erſten beſten, die ſich finden, ſie berührt: ſie kommen in leidenſchafte

liche Hitze, ſie zanken, ſtreiten, und meynen ſie bewundern, ſie tauſchen dieſe Thorheit ohne Bedauern gegen eine andre, die ihnen die Welle auf dem Lebensſtrome entgegenbringt. Unter ewigen unſtäten Abwechſelungen führen ſie ihr Daſeyn, jeder erſcheint ihnen ein Thor, der ſich ein edles, feſtes Ziel ſetzen will, dem er trotz Wind und Wogen muthig entgegenrudert. Sie lächeln der Begeiſterung, und ſind verſichert und ſchwören, daß dieſe Aufwallung noch heute und ſpäteſtens morgen vorübergehn werde, daß man heute dieſes hitzig lobe, und morgen das, was man in dieſer Stunde verachte. Dieſe rechnen uns immer ihr Ungefühl für Billigkeit und Mäßigkeit an: ſie meynen die Welt und alles darin von gar vielen Seiten zu betrachten, wenn ſie ſich mit blinden Augen dem ſpielenden Zufalle überlaſſen, und bald hier, bald dort in einer leeren Gegenwart mit allen ihren Wünſchen ankern.

Was soll ich aber von jenen sagen, die mir immer am verdrüßlichsten gefallen sind und die meiste Langeweile erregt haben? — Die als Knaben mit unnützer Hitze und wilder Eitelkeit über Kunst und Wissen fielen, und alles wie Blumen pflückten und rissen, um sich damit zu putzen; die als Jünglinge noch Knaben blieben, und sich bald muthlos dem Eigennutze, der Sorge für ihre dürftige Wohlfahrt überließen, die sie ihr Schicksal, ihr Verhängniß nannten? — Immer tiefer in das Leben hineingelebt, fällt es wie Mauern hinter jedem ihrer Schritte, den sie zurückgelegt haben; sie sehn auch nur vorwärts, ihrem Gewinne, ihren Titeln, ihrer Ehrerbietung entgegen, die ihnen andre bezeigen, immer enger wird ihr Weg zu beiden Seiten, immer mehr schrumpft ihr Herz zusammen, und das, woran sie leiden, ist ihr Stolz, ihre Krankheit ist ihr Glück, die

ſie Erfahrung und Weisheit nennen. Sie billigen mit einſchränkendem Bedauern die Begeiſterung, weil ſie ſie für das Jünglingsfeuer halten, an dem ſie ſich als Kinder auch verbrannten, um ſich nachher deſto mehr davor zu hüten: ſie behandeln den Enthuſiaſten gern wie einen jüngern unmündigen Bruder, und ſagen ihm, wie mit den Jahren alles, alles ſchwindet, und wie er dann das eigentliche Leben, die eigentliche Wahrheit kennen lernt. So unterweiſ't der Schmetterling den Adler, und will, daß er ſich doch auch einmal, wie er gethan, einſpinnen ſoll, und dem Fluge und der tändelnden Jugend ein Ende machen.

So wahr iſt es, daß viele in der Unerfahrenheit der Jugend noch am beſten ſind, daß die Klugheit der Jahre ſie erſt mit dem dichteſten Nebel überhängt, und daß ſie dann den Glanz der Sonne läugnen.

Wie aber lobst Du, Unmündiger, Deine ſchwachen Götter, wenn Du alle preiſeſt? Nenne das Wort Toleranz nicht, denn Du verſtehſt es nicht: Du verfolgſt, entwürdigſt das Höchſte, um nur das Unbedeutende, Flache und Schlechte dulden zu können, Du verdammſt den Heiland und bitteſt für den Schächer.

Tolerant und duldend iſt der, der die Kunſt mit wahrem Enthuſiasmus liebt, er will, daß alles nach ſeinem Maaße in ſeinem Kreiſe ein eignes Leben führe, ſogar das Alberne und Abgeſchmackte, nur will er nicht, daß man das Gemeine an ſeine Götter reihe; ertragen will er alles, lieben und anbeten aber nur das Höchſte.

IX.

Die Farben.

So oft ich in die wunderbare Welt hineinblicke, und mir vorſtelle, ich ſchaute ſie zum erſtenmale an, ſo verwundre ich mich jedesmal über die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen, über die verſchiedenartigen Gebehrden, die jedes andre Weſen unter den übrigen macht. Wie alles lebendige und lebloſe, Creatur, Fels, Baum, Geſträuch, ſich mannigfaltig bewegt und rühret, wie es in andrer Organiſation da ſteht und das wirkende Leben in ihm Zweige und Blätter hervortreibt, oder in Gliedern, in Floſſen, in Flügeln auseinanderſtrebt. Die Pflanzenwelt und das Steinreich hängt mit Seel' und Leib unmittelbar mit der alles erzeugenden Erde zuſammen. Die Menſchen und

des Thiergeſchlechts machen einen für ſich beſtehenden Staat, ſie erzeugen ſich in ununterbrochener Folge durch ſich ſelbſt, ſie rufen nur die übrige Natur in ihrer Exiſtenz zur Hülfe.

Aber noch ſeltſamer fällt es mir auf, wenn ich die unterſchiedlichen Farben betrachte, wodurch alle Gegenſtände noch mehr getrennt, und denn gleichſam wieder verwandt und befreundet werden. Ein unbegreiflich geiſtiges Weſen zieht ſich als freundliche Zugabe über alle ſichtbaren Gegenſtände, es iſt nicht die Sache ſelbſt und doch unzertrennlich. Wie wunderſchön und bunt ſteht nun der grüne Wald mit ſeinen Bäumen, mit ſeinen heimlichen Blumen, mit ſeinen lebendigen Creaturen und gefärbten Vögeln da! — Der Sonnenſchein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet ſich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalm.

Dabey

Dabey kein ſtummes, einſames Schweigen: der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als eben ſo viele Zungen an, der Baum ſchüttelt ſich vor Freude, und wie in einer Harfe regen ſich und rauſchen unſichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Geſängen angefriſcht, tauſend Klänge und Stimmen iren und verwirren ſich durch einander und eifern mit Geſangesheftigkeit; das Wild verſchweigt nicht ſeine Luſt, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie ſtille Seufzer des Entzückens auf der niedern Erde fortrollen, — welcher Geiſt, welche Freundſchaft rührt die unſichtbaren, verborgenen Springfedern an, daß alles ſich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Geſang und Klang ergießt?

Wie ſoll ich aber den Glanz des Abend-, des Morgenrothes beſchreiben! Wie den

räthſelhaften Mondſchimmer und die wiederſpiegelnden Gluthen in Bach und Strom! Um Schmetterlinge, um Blumen ſpinnt ſich der rothe, blanke Glanz, und bleibt feſt, die Traube, die Kirſche werden vom weichen Abendroth beſühlt und beſpiegelt, und in dem grünen Laube hängen grell die rothen Früchte. Beym Steigen, beym Sinken der Sonne, beym Schimmer des Mondes iſt die Natur in einer raſchen, unwillkührlichen Entzückung, in der ſie noch freygebiger iſt, noch weniger ſpart, und wie ein Pfau in ſtolzer Pracht allen Schmuck mit inniger Freude rauſchend aus einanderſchlägt. Unter den Thorn der Natur kann ich nichts als das Schmettern und Flöten der Nachtigall damit vergleichen, die einem Echo gegenüber ſingt.

So ſpreitet die ganze Natur dem Sonnenglanze Netze entgegen, um die funkelnd

den Schimmer feſtzuhalten und aufzufangen. So erſcheint mir die Tulpe als vergängliche Moſaik von flimmernden Abendſtrahlen, die Früchte ſaugen den Schein in ſich, und bewahren ihn fröhlich auf, ſo lange die Zeit es ihnen gönnt: wie die Bienen den Honig ſuchen, ſo wiegen ſich Schmetterlinge in den lauen Lüften, und ſtehlen von der Sonne manchen Kuß, bis ſie mit Himmelblau, mit Purpurroth und goldenen Streifen erglänzen. So ſpielt die Natur mit ſich ſelbſt in ewig reger, bewegter Klarheit. Wenn Wolken über die Sonne ziehn, dann entfliehn alle flammenden Lichter, der Glanz in Bäumen und Blumen erliſcht, die Farben ſtehn matter: Schatten und Schwärze vertilgen und dämpfen das Jauchzen, die triumphierende Freude der brennenden Welt.

Aber dennoch regiert gleichſam in den unterſten, geheimſten Tiefen der Erde eine

andre, unſichtbare Sonne. Wie ein furchtbarer Pluto waltet und belebt ſie in ihrem grauſen Orkus. Da erglänzen die Kryſtalle, ſie läßt ſeltne Strahlen an die Gold- und Silbererze anflimmern, mit ſparſamen Schimmer ſchmückt ſie ihr unergründliches, unzugängliches Reich aus. Die abgelegenen Brunnen rieſeln unterirdiſch eine Todtenmelodie. Der Menſch holt aus den Schlünden die Edelſteine heraus, und macht ihnen aus ihrem Sarge Platz, daß die oberirdiſche Sonne ſie beſcheinen kann, dann funkeln und glänzen ſie mit tauſend Strahlen, und nehmen oft ſein thörichtes Herz gefangen. Die Gold- und Silbererze werden ausgeſchmolzen und polirt, und nachgeahmte Sonnen rund daraus geprägt; oft fühlt er ſich nach dieſen mit allen Sinnen hingezogen, vergißt das Morgen- und Abendroth, die Natur, den grünenden Wald, der Vögelein

Geſang und ſie mit ihrem verführenden Klang, ihrer Syrenenſtimme ſind ihm Geſang und Sonnenpracht, er ſtellt ſie mit ihrem Funkelſchein zu ſeinen Götzen auf, und lebloſe Metallſtücke behandeln ihn wie ihren gedungenen Sklaven.

Die Muſik hat das Schönſte der Naturtöne geſammelt und veredelt, ſie hat ſich Inſtrumente gebaut, aus Metall und Holz, und der Menſch kann nun willkührlich eine Schaar von ſingenden Geiſtern erregen, ſo oft er will; die Kunſt beherrſcht das große, wunderbare Gebiet. Die wollüſtige Phantaſie hofft, einſt einen noch höhern überirrdiſchen Geſang der Sphären anzutreffen, gegen den alle hieſige Kunſt roh und unbeholfen iſt.

Die Mahlerey hat aus Pflanzen, aus Thieren und Steinen die Farben an ſich ſelbſt erbeutet, und ahmt nun und verſchö-

nett Geſtalt und Färbung der wirklichen Natur. Die Künſtler haben große und wunderbare Werke erſchaffen; allein der Mahler kann auch wie der Muſiker hoffen, vielleicht einſt die großen, erhabenen Urbilder zu ſeinen Bildungen anzutreffen, die ſich körperlos in den ſchönſten Formen bewegen.

Farbe iſt freundliche Zugabe zu den Formen in der Natur, die Töne ſind wieder Begleitung der ſpielenden Farbe. Die Mannigfaltigkeit in Blumen und Geſträuchen iſt eine willkühliche Muſik im ſchönen Wechſel, in lieber Wiederholung: die Geſänge der Vögel, der Klang der Gewäſſer, das Geſchrey der Thiere iſt gleichſam wieder ein Baum- und Blumengarten: die lieblichſte Freundſchaft und Liebe ſchlingt ſich in glänzenden Feſſeln um alle Geſtalten, Farben und Töne unzertrennlich. Eins zieht das

andre magnetiſch und unwiderſtehlich an ſich.

Die menſchliche Kunſt trennt Sculptur, Mahlerey und Muſik, jede beſteht für ſich, und wandelt ihren Weg. Aber immer iſt es mir vorgekommen, als wenn die Muſik für ſich in einer abgeſchloſſenen Welt leben könnte, nicht aber ſo die Mahlerey: zu jeder ſchönen Darſtellung mit Farben giebt es gewiß ein verbrüdertes Tonſtück, das mit dem Gemählde gemeinſchaftlich nur Eine Seele hat. Wenn dann die Melodie erklingt, ſo zucken gewiß noch neue Lebensſtrahlen in dem Bilde auf, eine gewaltigere Kunſt ſpricht uns aus der Leinwand an, und Ton und Linie und Farbe dringen in einander, und vermiſchen ſich mit inbrünſtiger Freundſchaft in Eins. Dann hätten wir wohl die Kunſt als Gegenſtück zur Natur, als höchſt verſchönerte Natur, von un-

ſerer reinſten und höchſten Empfindung eingefaßt, vor uns. Darum geſchieht es wohl, daß in Kirchen zuweilen ſelbſt unbedeutende Bilder ſo wunderſam in uns hineinſprechen, und wie mit einer lebendigen Seele zu uns hinathmen, verwandte Töne verſcheuchen den todten Stillſtand, und erregen in allen Linien und Farbenpunkten ein Gewimmel von Leben. Die Sculptur will nur die Formen ausdrücken, ſie verſchmäht Farbe und Sprache, ſie iſt zu idealiſch, um etwas mehr zu wollen, als ſie ſelber iſt. Die Muſik iſt der letzte Geiſterhauch, das feinſte Element, aus dem die verborgenſten Seelenträume, wie aus einem unſichtbaren Bache ihre Nahrung ziehn; ſie ſpielt um den Menſchen, will nichts und alles, ſie iſt ein Organ, feiner als die Sprache, vielleicht zarter als ſeine Gedanken, der Geiſt kann ſie nicht mehr als Mittel, als Organ brauchen, ſondern ſie iſt Sache

ſelbſt, darum lebt ſie und ſchwingt ſich in ihren eignen Zauberkreiſen. Die Mahlerey aber ſteht zu unſchuldig und faſt verlaſſen in der Mitte. Sie geht darauf aus, uns als Form zu täuſchen, ſie will das Geräuſch, das Geſpräch der belebten Welt nachahmen, ſie ſtrebt, lebendig ſich zu rühren, alle Kraft iſt angeregt, aber doch iſt ſie unmächtig und ruft die Muſik um Hülfe, um ihr ein groſſes Leben, Bewegung und Kraft zu leihen. Darum iſt es ſo ſchwer, ja faſt unmöglich, ein Gemählde zu beſchreiben, die Worte bleiben todt, und erklären ſelbſt in der Gegenwart nichts: ſobald die Beſchreibung ächt poetiſch iſt, ſo erklärt ſie oft, und ruft ein neues Entzücken, ein fröhliches Verſtändniß aus dem Bilde hervor, weil ſie wie Muſik wirkt, und durch Bilder und glänzende Geſtalten und Worte die verwandte Muſik der Töne erſetzt.

Wer läugnet es, daß ſie auch an ſich große Zwecke erfüllt? Sogar eine einzelne Blume in der Natur, ein einzelnes abgeriſſenes Blumenblatt kann uns entzücken. Es iſt nicht ſonderbar, daß wir an der bloßen Farbe ein Wohlgefallen äußern. In den abgeſonderten Farben ſprechen die verſchiedenen Naturgeiſter, wie die Himmelsgeiſter in den verſchiedenen Tönen der Inſtrumente. Wir können nicht ausſprechen, wie uns jede Farbe bewegt und rührt, denn die Farben ſelber ſprechen in zarterer Mundart zu uns: Es iſt der Weltgeiſt, der ſich daran freut, ſich auf tauſend Wegen zu verſtehn zu geben und doch zugleich zu verbergen; die abgeſonderten Farben ſind ſeine einzelnen Laute, wir horchen aufmerkſam darauf hin, wir merken wohl, daß wir etwas vernehmen, doch können wir keinem andern, uns ſelber nicht Kunde davon brin-

gen; aber eine geheime magiſche Freude durchſtrömt uns, wir glauben uns ſelbſt zu erkennen, und uns einer alten, unendlich ſeligen Geiſterfreundſchaft zu erinnern.

X.

Die Ewigkeit der Kunst.

Es geschieht nicht selten, daß Leute unsern Enthusiasmus dadurch zu hemmen suchen, daß sie uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge vor die Augen stellen. Vielen Gemüthern ist es eigen, daß ihre Phantasie schon unwillkührlich die Bilder von Tod und Ewigkeit erweckt, um der etwanigen Begeisterung ein bestimmtes Ziel zu setzen. Auf diese Geschicklichkeit setzen sie einen hohen Werth, und meinen, daß nur das sogenannte Unvergängliche und Unsterbliche ihrer Anbetung würdig sey.

Wenn wir die Zahl der Gestirne betrachten und erwägen, den Lauf der Zeit, die schon über so manche Vergangenheit hinübergeschritten ist, wenn wir uns dann in

die bodenloſe Tiefe der Ewigkeit verlieren, ſo erzittert der Menſch oft in ſich ſelber, und ſagt zu ſich: Wie kannſt Du den Preis dieſer kleinen Gegenwart ſo hoch anſchlagen, da ſie ſich wie ein unbemerkter Punkt in dem unermeßlichen Ocean verläuft? Was kann Deine innige Verehrung verdienen, da Du nicht ſicher biſt, ob nicht blinde Vergeſſenheit alle Deine Götter einmal verſchlingt?

Wenn nun vor dem Bilde eines Helden, eines großen Künſtlers unſre Seele in wollüſtigen Schauern zittert, wenn wir gleichſam die ganze Welt und alle ihre Menſchen in dieſen Einen Moment, in dieſe Eine Anbetung zuſammenpreſſen möchten, und wie das innerſte Rad eines Uhrwerks allen übrigen Seelen denſelben Schwung mittheilen wollten: ſo lächelt ein andrer oft wehmüthig und mit ſtiller Größe über unſern lautſchallenden Hymnus, und zeigt auf die tiefen

Abgründe der Vergangenheit, auf die unbekannte ewige Zukunft, wir ſcheuen ihn wie thörichte Kinder, und er möchte uns gar zu gern wieder das Gefühl der allgemeinen Unbedeutenheit mittheilen.

Wem möchteſt Du uns dadurch alles Große und Edle alltäglich machen, durch den ſchwarzen Schatten des Todes ſtrebſt Du allen Glanz zu verlöſchen. Du bildeſt Dir ein, die bloße Vorſtellung der Vernichtung, das blinde Ungeheuer Zeit dürften über unſere höchſte und reinſte Liebe triumphiren, unbekannten Götzenbildern müſſe alles ſich neigen, und deſto furchtbarer ſey die Gewalt, je räthſelhafter und unverſtändlicher ſie ſey.

Wenn wir in reicher, friſcher Lebensgegenwart unbefangene Blicke auf die Welt und in unſer Inneres werfen, wenn wir den hohen Gang der edelſten Geiſter wahrneh-

men und alle ihre Thaten, Geſinnungen und Kunſt ganz nahe an unſern Herzen fühlen, dann erſcheinen uns die Phantome trüb' und leer, die ſonſt unſre Phantaſie gar zu leicht mit Entſetzen und Ehrfurcht erfüllen, wir empfinden es lebendigſt, wie unſre Liebe ewig ſey, wie kein Tod ſie beſchatten könne, kein Bild der Ewigkeit ſie unbedeutend machen dürfe.

Wir haben uns an die Vorſtellung gewöhnt, Ewigkeit nur unter dem Bilde der zukünftigen Zeit zu denken, ſo mit ſchwindelndem Blick in die ungemeſſne Länge künftiger Jahre hinabzuſchauen, und uns den wiederkehrenden Kreislauf von Begebenheiten und Ereigniſſen dazu zu denken. Eine lange Reihe unkenntlicher Geſtalten zwingt uns eine blinde Ehrfurcht ab, wir entſetzen uns vor einem trüben Bilde unſrer eignen Phantaſie, wir fürchten uns vor uns ſelber.

Iſt es denn die majeſtätiſche Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergeſſen, daß die Gegenwart eben ſo gut ewig zu nennen ſey, daß die Ewigkeit ſich in den Anfang einer Handlung, eines Kunſtwerks zurückziehn könne, nicht deswegen, weil ſie unvergänglich daure, ſondern weil jene groß, weil dieſes vollendet iſt. Statt nach außen geht hier die Ewigkeit gleichſam nach innen, in einem Fruchtkorn ſieht man nicht die Entwickelung der Felder und Saaten, ſondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunſt iſt, iſt ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöſcht, die Dauer iſt zufällig, Zugabe; ein vollendetes Kunſtwerk trägt die Ewigkeit in ſich ſelbſt, die Zeit iſt ein zu grober

Stoff,

Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehn könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. — In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemählde verbleichen, Gedichte verklingen; — aber Verse und Farben waren es auch nicht, die ihnen ihr Daseyn schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Darum ist es ein unkünstlerischer Geist, der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzende Lebensstellen wirft. Tod und Bild der zukünftigen Ewigkeit sind der wahren Kunst entgegengesetzt, sie heben

ſie auf und zerſtören ſie, denn ſie ſchieben dem Geiſtigſten, in ſich Fertigſten einen groben Stoff als nothwendige Bedingung unter, da die Kunſt in ſich keine Bedingungen kennt, und ihr Ganzes keine Theile hat.

Dergleichen Art, den Tod jedem Leben beyzumiſchen, iſt überhaupt manierirte Poeſie. es ſind Striche und Linien, die innerhalb des Rahmens groß und keck ſcheinen mögen, die aber, neben einem andern wahrhaft großen Gemählde geſehn, verſchwinden, und nur eine gewiſſe, beſtimmte Geſchicklichkeit des Meiſters verrathen.

Laſſet uns darum unſer Leben in ein Kunſtwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann ſchon irdiſch unſterblich ſind.

Zweyter Abschnitt.

Anhang
einiger musikalischen Aufsätze
von
Joseph Berglinger.

Vorerinnerung.

Mein geliebter Joseph Berglinger, dessen rührendes Leben man in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders gelesen hat, hat verschiedene Phantasien über die Kunst der Musik, vorzuglich während der Zeit seiner Lehrjahre in der bischöflichen Residenz, zu Papier gebracht, wovon ich Einiges meinem Buche hier anhängen will. — Seine Gesinnungen von der Kunst stimmten mit den meinigen gar wunderbar zusammen, und durch öftere gegenseitige Ergießungen unsers Herzens be-

freundeten unſre Gefühle ſich immer inniger mit einander. In dieſen ſeinen kleinen Aufſätzen übrigens, welche die Blüthen einzelner ſchöner Stunden ſind, wird man mit Freuden diejenige melodiſche Harmonie finden, welche wir leider, wenn wir den ganzen Inbegriff ſeines wirklichen Lebens überſehen, mit ſo bitterer Betrübniß vermiſſen.

I.

Ein wunderbares morgenländiſches Mährchen von einem nackten Heiligen.

Das Morgenland iſt die Heimath alles Wunderbaren, in dem Alterthume und der Kindheit der dortigen Meynungen findet man auch höchſt ſeltſame Winke und Räthſel, die immer noch dem Verſtande, der ſich für klüger hält, aufgegeben werden. So wohnen dort in den Einöden oft ſeltſame Weſen, die wir wahnſinnig nennen, die aber dort als übernatürliche Weſen verehrt werden. Der orientaliſche Geiſt betrachtet dieſe nackten Heiligen als die wunderlichen Behältniſſe eines höhern Genius, der aus dem Reiche des Firmaments ſich in eine menſchliche Geſtalt verirrt hat, und ſich nun nicht nach

Menſchen-Weiſe zu gebehrden weiß. Auch ſind ja alle Dinge in der Welt ſo oder anders, nachdem wir ſie ſo oder anders betrachten; der Verſtand des Menſchen iſt eine Wundertinctur, durch deren Berührung alles, was exiſtirt, nach unſerm Gefallen verwandelt wird.

So wohnte einer dieſer nackten Heiligen in einer abgelegenen Felſenhöle, die ein kleiner Fluß vorüberſtrömte. Niemand konnte ſagen, wie er dorthin gekommen, ſeit einigen Jahren war er dort bemerkt, eine Caravane hatte ihn zuerſt entdeckt, und ſeitdem geſchahen häufige Wallfahrten nach ſeiner einſamen Wohnung.

Dieſes wunderliche Geſchöpf hatte in ſeinem Aufenthalte Tag und Nacht keine Ruhe, ihm dünkte immer, er höre unaufhörlich in ſeinen Ohren das Rad der Zeit ſeinen ſauſenden Umſchwung nehmen. Er

konnte vor dem Getöse nichts thun, nichts vornehmen, die gewaltige Angſt, die ihn in immerwährender Arbeit anſtrengte, verhinderte ihn, irgend etwas zu ſehn und zu hören, als bis ſich mit Brauſen, mit gewaltigem Sturmwindsſauſen das fürchterliche Rad drehte und wieder drehte, das bis an die Sterne und hinüberreichte. Wie ein Waſſerfall von tauſend und aber tauſend brüllenden Strömen, die vom Himmel herunterſtürzten, ſich ewig, ewig ohne augenblicklichen Stillſtand, ohne die Ruhe einer Sekunde ergoſſen, ſo tönte es in ſeine Ohren, und alle ſeine Sinne waren mächtig nur darauf hingewandt, ſeine arbeitende Angſt war immer mehr und mehr in den Strudel der wilden Verwirrung ergriffen und hineingeriſſen, immer ungeheurer verwilderten die einförmigen Töne durch einander: er konnte nun nicht ruhn, ſondern man ſah ihn Tag

und Nacht in der angeſtrengteſten, heftigſten Bewegung, wie eines Menſchen, der bemüht iſt, ein vorgehemmtes Rad umzudrehen. Aus ſeinen abgebrochenen, wilden Reden erfuhr man, daß er ſich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilſchnellen Umſchwunge mit der ganzen Anſtrengung ſeines Körpers zu Hülfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick ſtillzuſtehn. Wenn man ihn fragte, was er thue, ſo ſchrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: Ihr Unglückſeligen! hört Ihr denn nicht das rauſchende Rad der Zeit? und dann drehte und arbeitete er wieder noch heftiger, daß ſein Schweiß auf die Erde floß, und mit verzerrten Gebehrden legte er die Hand auf ſein pochendes Herz, als wolle er fühlen, ob das große Räderwerk in ſeinem ewigen Gange ſey. Er wüthete, wenn

er ſah, daß die Wanderer, die zu ihm wallfahrteten, ganz ruhig ſtanden, und ihm zuſahen, oder hin und wieder gingen und mit einander ſprachen. Er zitterte vor Heftigkeit, und zeigte ihnen den unaufhaltſamen Umſchwung des ewigen Rades, das einförmige, taktmäßige Fortſauſen der Zeit; er knirſchte mit den Zähnen, daß ſie von dem Getriebe, in dem auch ſie verwickelt und fortgezogen würden, nichts fühlten und bemerkten; er ſchleuderte ſie von ſich, wenn ſie ihm in der Raſerey zu nahe kamen. Wollten ſie ſich nicht in Gefahr ſetzen, ſo mußten ſie ſeine angeſtrengte Bewegung lebhaft nachahmen. Aber noch viel wilder und gefährlicher wurde ſeine Raſerey, wenn es ſich zutrug, daß in ſeiner Nähe irgend eine körperliche Arbeit vorgenommen wurde, wenn ein Menſch, der ihn nicht kannte, etwa bey ſeiner Höle Kräuter ſammelte oder Holz

fällte. Dann pflegte er wild aufzulachen, daß unter dem gräßlichen Fortrollen der Zeit noch jemand an dieſe kleinlichen irrdiſchen Beſchäftigungen denken konnte; wie ein Tygerthier war er dann mit einem einzigen Sprunge aus ſeiner Höle, und wenn er den Unglücklichen erhaſchen konnte, ſchlug er ihn mit einem einzigen Schlage todt zu Boden. Schnell ſprang er dann in ſeine Höle zurück, und drehte noch heftiger als zuvor das Rad der Zeit; er wüthete aber noch lange fort, und ſprach in abgebrochenen Reden, wie es den Menſchen möglich ſey, noch etwas anders zu treiben, ein taktloſes Geſchäft vorzunehmen.

Er war nicht im Stande, ſeinen Arm nach irgend einem Gegenſtande auszuſtrekken, oder etwas mit der Hand zu ergreifen; er konnte keinen Schritt mit den Füßen thun, wie andre Menſchen. Eine zitternde Angſt

flog durch alle ſeine Nerven, wenn er nur ein einzigmal verſuchen wollte, den ſchwindlichten Wirbel zu unterbrechen. Nur manchmal in ſchönen Nächten, wenn der Mond auf einmal vor die Öffnung ſeiner finſtern Höle trat, hielt er plötzlich inne, ſank auf den Boden, warf ſich umher und winſelte vor Verzweiflung; auch weinte er bitterlich wie ein Kind, daß das Sauſen des mächtigen Zeitrades ihm nicht Ruhe laſſe, irgend etwas auf Erden zu thun, zu handeln, zu wirken und zu ſchaffen. Dann fühlte er eine verzehrende Sehnſucht nach unbekannten ſchönen Dingen; er bemühte ſich, ſich aufzurichten und Hände und Füße in eine ſanfte und ruhige Bewegung zu bringen, aber vergeblich! Er ſuchte etwas beſtimmtes unbekanntes, was er ergreifen und woran er ſich hängen wollte; er wollte ſich außerhalb oder in ſich vor ſich ſelber retten, aber ver-

geblich! Sein Weinen und seine Verzweiflung stieg aufs höchste, mit lautem Brüllen sprang er von der Erde auf und drehte wieder an dem gewaltig-sausenden Rade der Zeit. Das währte mehrere Jahre fort, Tag und Nacht.

Einst aber war eine wunderschöne, mondhelle Sommernacht, und der Heilige lag wieder weinend und händeringend auf dem Boden seiner Höle. Die Nacht war entzückend: an dem dunkelblauen Firmamente blinkten die Sterne wie goldene Zierden an einem weit übergebreiteten, beschirmenden Schilde, und der Mond strahlte von den hellen Wangen seines Antlizes ein sanftes Licht, worin die grüne Erde sich badete. Die Bäume hingen in dem zauberhaften Schein wie wallende Wolken auf ihren Stämmen, und die Wohnungen der Menschen waren in dunkle Felsengestalten und dämmernde Geisterpal-

läste verwandelt. Die Menschen, nicht mehr vom Sonnenglanze geblendet, wohnten mit ihren Blicken am Firmamente, und ihre Seelen spiegelten sich schön in dem himmlischen Scheine der Mondnacht.

Zwey Liebende, die sich ganz den Wundern der nächtlichen Einsamkeit ergeben wollten, fuhren in dieser Nacht auf einem leichten Nachen den Fluß herauf, der der Felsenhöle des Heiligen vorüberströmte. Der durchdringende Mondstrahl hatte den Liebenden die innersten, dunkelsten Tiefen ihrer Seele erhellt und aufgelöst, ihre leisesten Gefühle zerflossen und wogten vereinigt in uferlosen Strömen daher. Aus dem Nachen wallte eine ätherische Musik in den Raum des Himmels empor, süße Hörner, und ich weiß nicht welche andre zauberische Instrumente, zogen eine schwimmende Welt von Tönen hervor, und in den auf- und nieder-

wallenden Tönen vernahm man folgenden Gesang:

Süße Ahndungsschauer gleiten
über Fluß und Flur dahin,
Mondesstrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.
Ach, wie ziehn, wie flüstern die Wogen,
Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen.

Lieben in dem Firmamente
Unter uns in blanker Fluth,
Zündet Sternglanz, keiner brennte
Gäbe Liebe nicht den Muth:
Uns, vom Himmelsodem gefächelt,
Himmel und Wasser und Erde lächelt.

Mondschein liegt auf allen Blumen,
Alle Palmen schlummern schon,
In der Waldung Heiligthumen
Walter, klingt der Liebe Ton:
Schlafend verkündigen alle Töne,
Palmen und Blumen der Liebe Schöne.

Mit

Mit dem erſten Tone der Muſik und des Geſanges war dem nackten Heiligen das ſauſende Rad der Zeit verſchwunden. Es waren die erſten Töne, die in dirſe Einöde fielen; die unbekannte Sehnſucht war geſtillt, der Zauber gelöſ't, der verirrte Genius aus ſeiner irrdiſchen Hülle befreyt. Die Geſtalt des Heiligen war verſchwunden, eine engelſchöne Geiſterbildung, aus leichtem Duſte gewebt, ſchwebte aus der Höle, ſtreckte die ſchlanken Arme ſehnſuchtsvoll zum Himmel empor, und hob ſich nach den Tönen der Muſik in tanzender Bewegung von dem Boden in die Höhe. Immer höher und höher in die Lüfte ſchwebte die helle Luftgeſtalt, von den ſanftſchwellenden Tönen der Hörner und des Geſanges emporgehoben; — mit himmliſcher Fröhlichkeit tanzte die Geſtalt hier und dort, hin und wieder auf den weißen Gewölken, die im Luftraume ſchwam-

men, immer höher ſchwang er ſich mit tanzenden Füßen in den Himmel hinauf, und flog endlich in geſchlängelten Windungen zwiſchen den Sternen umher; da klangen alle Sterne, und dröhnten einen hellſtrahlenden himmliſchen Ton durch die Lüfte, bis der Genius ſich in das unendliche Firmament verlor.

Reiſende Caravanen ſahen erſtaunend die nächtliche Wundererſcheinung, und die Liebenden wähnten, den Genius der Liebe und der Muſik zu erblicken.

II.

Die Wunder der Tonkunſt.

Wenn ich es ſo recht innig genieße, wie der leeren Stille ſich auf einmal, aus freyer Willkühr, ein ſchöner Zug von Tönen entwindet, und als ein Opferrauch emporſteigt, ſich in Lüften wiegt, und wieder ſtill zur Erde herabſinkt; — da entſprießen und drängen ſich ſo viele neue ſchöne Bilder in meinem Herzen, daß ich vor Wonne mich nicht zu laſſen weiß. — Bald kommt Muſik mir vor, wie ein Vogel Phönix, der ſich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eignem Behagen ſtolzierend hinaufſchwebt, und Götter und Menſchen durch ſeinen Flügelſchwung erfreut. — Bald dünkt es mich, Muſik ſey wie ein Kind, das todt im Grabe lag, — ein röthlicher Sonnenſtrahl vom

Himmel entnimmt ihm die Seele ſanft, und es genießt, in himmliſchen Aether verſetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit, und umarmt die Urbilder der allerſchönſten menſchlichen Träume. — Und bald, — welche herrliche Fülle der Bilder! — bald iſt die Tonkunſt mir ganz ein Bild unſers Lebens: — eine athemend-kurze Freude, die aus dem Nichts entſteht und ins Nichts vergeht, — die anhebt und verſinkt, man weiß nicht warum: — eine kleine fröhliche grüne Inſel, mit Sonnenſchein, mit Sang und Klang, — die auf dem dunkeln, unergründlichen Ocean ſchwimmt. —

Fragt den Tonmeiſter, warum er ſo herzlich fröhlich ſey auf ſeinem Saitenſpiel. »Iſt nicht,« wird er antworten, »das ganze Leben ein ſchöner Traum? eine liebliche Seifenblaſe? Mein Tonſtück desgleichen.« —

Wahrlich, es iſt ein unſchuldiges, rüh-

rendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen ſich zu freuen! Eine kindliche Freude! — Wenn andre ſich mit unruhiger Geſchäftigkeit betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heer fremder Nachtvögel und böſer Inſekten, umſchwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — o, ſo tauch' ich mein Haupt in dem heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttin flößt mir die Unſchuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit friſchen Augen erblicke, und in allgemeine, freudige-Verſöhnung zerfließe. — Wenn andre über ſelbſterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Wizes ſpielen, oder in der Einſamkeit mißgeſtaltete Idéen brüten, die, wie die geharniſchten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll ſich ſelber verzehren; — o, ſo ſchließ' ich mein Auge zu vor all' dem Kriege der

Welt, — und ziehe mich ſtill in das Land der Muſik, als in das Land des Glaubens, zurük, wo alle unſre Zweifel und unſre Leiden ſich in ein tönendes Meer verlieren, — wo wir alles Gekrächze der Menſchen vergeſſen, wo kein Wort- und Sprachengeſchnatter, kein Gewirr von Buchſtaben und monſtröſer Hieroglyphenſchrift uns ſchwindlich macht, ſondern alle Angſt unſers Herzens durch leiſe Berührung auf einmal geheilt wird. — Und wie? Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimniſſe uns offenbart? — Ach nein! aber ſtatt aller Antwort und Offenbarung werden uns luſtige, ſchöne Wolkengeſtalten gezeigt, deren Anblik uns beruhigt, wir wiſſen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch, — wir begrüßen und umarmen fremde Geiſterweſen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle

die Unbegreiflichkeiten, die unſer Gemüth beſtürmen, und die die Krankheit des Menſchengeſchlechtes ſind, verſchwinden vor unſern Sinnen, und unſer Geiſt wird geſund durch das Anſchaun von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener ſind. Dann iſt dem Menſchen, als möcht' er ſagen: »Das iſt's, was ich meyne! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!« —

Laß ſie ſpotten und höhnen, die andern, die wie auf raſſelnden Wagen durch's Leben dahin fahren, und in der Seele des Menſchen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß ſie ſich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob ſie die Welt mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da ſie darben werden.

Wohl dem, der, wann der irdiſche Boden untreu unter ſeinen Füßen wankt, mit

heitern Sinnen auf luſtige Töne ſich retten kann, und nachgebend, mit ihnen bald ſanft ſich wiegt, bald muthig dahertanzt, und mit ſolchem lieblichen Spiele ſeine Leiden vergißt!

Wohl dem, der, (müde des Gewerbes, Gedanken ſeiner und ſeiner zu ſpalten, welches die Seele verkleinert,) ſich den ſanften und mächtigen Zügen der Sehnſucht ergiebt, welche den Geiſt ausdehnen und zu einem ſchönen Glauben erheben. Nur ein ſolcher iſt der Weg zur allgemeinen, umfaſſenden Liebe, und nur durch ſolche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit. — —

Dies iſt das herrlichſte und das wunderbarſte Bild, ſo ich mir von der Tonkunſt entwerfen kann, — obwohl es die meiſten für eitle Schwärmerey halten werden. —

Aber aus was für einem mägiſchen Präparat ſteigt nun der Duft dieſer glänzenden Geiſtererſcheinung empor? — Ich ſehe zu,

— und finde nichts, als ein elendes Gewebe von Zahlenproportionen, handgreiflich dargeſtellt auf gebohrtem Holz, auf Geſtellen von Darmſaiten und Meſſingdrath. — Das iſt faſt noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unſichtbare Harfe Gottes zu unſern Tönen mitklingt, und dem menſchlichen Zahlengewebe die himmliſche Kraft verleiht. —

Und wie gelangte denn der Menſch zu dem wunderbaren Gedanken, Holz und Erz tönen zu laſſen? Wie kam er zu der köſtlichen Erfindung dieſer über alles ſeltſamen Kunſt? — Das iſt ebenfalls wiederum ſo merkwürdig und ſonderlich, daß ich die Geſchichte, wie ich ſie mir denke, kürzlich herſetzen will.

Der Menſch iſt urſprünglich ein gar unſchuldiges Weſen. Wenn wir noch in der Wiege liegen, wird unſer kleines Gemüth

von hundert unſichtbaren kleinen Geiſtern genährt und erzogen, und in allen artigen Künſten geübt. So lernen wir durch's Lächeln, nach und nach, fröhlich ſeyn, durch's Weinen lernen wir traurig ſeyn, durch's Angaffen mit großen Augen lernen wir, was erhaben iſt, anbeten. Aber ſo wie wir in der Kindheit mit dem Spielzeuge nicht recht umzugehen wiſſen, ſo wiſſen wir auch mit den Dingen des Herzens noch nicht recht zu ſpielen, und verwechſeln und verwirren in dieſer Schule der Empfindungen noch alles durch einander.

Wenn wir aber zu den Jahren gekommen ſind, ſo verſtehen wir die Empfindungen, ſey es nun Fröhlichkeit, oder Betrübniß, oder jede andre, gar geſchickt anzubringen, wo ſie hingehören; und da führen wir ſie manchmal recht ſchön, zu unſrer eigenen Befriedigung, aus. Ja, obwohl dieſe Dinge

eigentlich nur eine gelegentliche Zuthat zu den Begebenheiten unſers gewöhnlichen Lebens ſind, ſo finden wir doch ſo viel Luſt daran, daß wir die ſogenannten Empfindungen gern von dem verwirrten Wuſt und Geflecht des irdiſchen Weſens, worin ſie verwickelt ſind, ablöſen, und ſie uns zum ſchönen Angedenken beſonders ausführen, und auf eigene Weiſe aufbewahren. Es ſcheinen uns dieſe Gefühle, die in unſerm Herzen aufſteigen, manchmal ſo herrlich und groß, daß wir ſie wie Reliquien in koſtbare Monſtranzen einſchließen, freudig davor niederknieen, und im Taumel nicht wiſſen, ob wir unſer eignes menſchliches Herz, oder ob wir den Schöpfer, von dem alles Große und Herrliche herabkommt, verehren.

Zu dieſer Aufbewahrung der Gefühle ſind nun verſchiedene ſchöne Erfindungen gemacht worden, und ſo ſind alle ſchönen

Künſte erfanden. Die Muſik aber halte ich für die wunderbarſte dieſer Erfindungen, weil ſie menſchliche Gefühle auf eine übermenſchliche Art ſchildert, weil ſie uns alle Bewegungen unſers Gemüths unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonieen eingekleidet, über unſerm Haupte zeigt, — weil ſie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wiſſen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie iſt die einzige Kunſt, welche die mannigfaltigſten und widerſprechendſten Bewegungen unſers Gemüths auf dieſelben ſchönen Harmonieen zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmoniſchen Tönen ſpielt. Daher iſt ſie es auch, die uns die ächte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das

ſchönſte Kleinod iſt, das der Menſch erlangen kann; — jene Heiterkeit meyn' ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erſcheint, da wir im wildeſten Gewühle der Menſchen einen ſchönen Zuſammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Weſen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken. — —

Wenn ich in meiner Einfalt unter freyem Himmel vor Gott glückſelig bin, — indeß die goldnen Strahlen der Sonne das hohe blaue Zelt über mir ausſpannen, und die grüne Erde rings um mich lacht, — da iſt's am rechten Ort, daß ich mich auf den Boden werfe, und in vollen Freuden dem Himmel lautjauchzend für alle Herrlichkeit danke. Was aber thut alsdann der ſogenannte Künſtler unter den Menſchen? Er hat mir

zugesehen, geht, innerlich erwärmt, still-schweigend daheim, läßt sein sympathetisches Entzücken auf leblosem Saitenspiel weit herrlicher daherrauschen, und bewahrt es auf, in einer Sprache, die kein Mensch je geredet hat, deren Heimath niemand kennt, und die jeden bis in die innersten Nerven ergreift. —

Wenn mir ein Bruder gestorben ist, und ich bey solcher Begrabenheit des Lebens eine tiefe Traurigkeit gehörig anbringe, weinend im engen Winkel sitze, und alle Sterne frage, wer je betrübter gewesen als ich, — dann, — indeß hinter meinem Rücken schon die spottende Zukunft steht, und über den schnell vergänglichen Schmerz des Menschen lacht, — dann steht der Tonmeister vor mir, und wird von all dem jammervollen Händeringen so bewegt, daß er den schönen Schmerz daheim auf seinen Tönen nachgebehrdet, und

mit Luſt und Liebe die menſchliche Betrübniß verſchönert und ausſchmückt, und ſo ein Werk hervorbringt, das aller Welt zur tiefſten Rührung gereicht. — Ich aber, wenn ich längſt das angſtvolle Händeringen um meinen todten Bruder verlernt habe, und dann einmal das Werk ſeiner Betrübniß höre, — dann freu' ich mich kindlich über mein eignes, ſo glorreich verherrlichtes Herz, und nähre und bereichere mein Gemüth an der wunderbaren Schöpfung. —

Wenn aber die Engel des Himmels auf dieſes ganze liebliche Spielwerk herabſehen, das wir die Kunſt nennen, — ſo müſſen ſie wehmüthig lächeln über das Kindergeſchlecht auf der Erde, und lächeln über die unſchuldige Erzwungenheit in dieſer Kunſt der Töne, wodurch das ſterbliche Weſen ſich zu ihnen erheben will. — —

III.

Von den verschiedenen Gattungen in jeder Kunst, und insbesondre von verschiedenen Arten der Kirchenmusik.

Es kommt mir allemal seltsam vor, wenn Leute, welche die Kunst zu lieben vorgeben, in der Poesie, der Musik, oder in irgend einer andern Kunst, sich beständig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche selbst Künstler sind, mehrentheils so eingerichtet, daß sie sich nur in einem Felde ihrer Kunst ganz wie zu Hause fühlen, und nur auf diesem ihrem vaterländischen Boden Kraft und Muth genug haben, selber zu säen und zu pflanzen; so

kann

kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunſt nicht alle ihre Gärten durchwandern, und an allen Quellen ſich freuen ſollte. Es wird ja doch niemand mit halber Seele gebohren! — Aber freylich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur ſo zu ſchmähen, — es ſcheinen viele der heutigen Menſchen mit ſo ſparſamen Funken der Liebe begabt zu ſeyn, daß ſie dieſelbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, ſie ſind ſtolz in ihrer Armuth; aus trägem Dünkel verachten ſie es, den Geiſt auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; ſie machen ſich ein deſto größeres Verdienſt aus der engen Beſchränkung auf gewiſſe Lieblingswerke, und glauben dieſe deſto edler und reiner zu lieben, je mehr andre Werke ſie verachten.

So iſt es ſehr häufig, daß Einige bloß

an fröhlichen und komiſchen, Andre bloß an ernſthaften und tragiſchen Sachen Gefallen zu finden ſich beſtreben. Wenn ich aber das Gewebe der Welt unbefangen betrachte, ſo ſehe ich, daß das Schickſal ſeinen Weberſpul nur ſo hin oder ſo hin zu werfen braucht, um in denſelben Menſchenſeelen im Augenblick ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel hervorzubringen. — Daher ſcheint es mir natürlich, daß ich auch in der Welt der Kunſt mich und mein ganzes Weſen ihrem waltenden Schickſale willig hingebe. Ich löſe mich los von allen Banden, ſeegle mit flatternden Wimpeln auf dem offenen Meere des Gefühls, und ſteige gern, wo immer der himmliſche Hauch von oben mich heranwehet, ans Land. —

Wenn jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es ſchöner ſey, in der kleinen Winterſtube, beym Licht, in einem herrlichen Kreiſe

von Freunden zu ſitzen, — oder ſchöner, einſam auf hohen Bergen die Sonne über köſtliche Flaren ſcheinen zu ſehen: — was ſollte man antworten? Wer in ſeiner Bruſt ein Herz verwahrt, dem am wohlſten iſt, wenn es ſich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und ſchlagen kann, der wird jede ſchöne Gegenwart mit Entzücken an ſich reißen, um ſein liebes Herz in dieſem Zittern der Seligkeit zu üben.

Hierin ſind mir die glücklichen Männer, welche vom Himmel zur Stola und zur Prieſterweihe auserwählt ſind, ein treffliches Vorbild. Ein ſolcher Mann, dem das, worauf die andern Menſchen nicht Zeit genug verwenden können, (weil der Schöpfer das Weſen der Welt allzu reichhaltig eingerichtet hat,) zum ſchönen Geſchäfte gemacht iſt, nämlich ſeine Augen unverwandt auf den Schöpfer zu richten, — ſo daß die kleineren

Bäche des Danks und der Andacht aus allen umgebenden Wesen in ihn als in einen Strom sich vereinigen, der unaufhörlich ins Meer der Ewigkeit ausströmt: — ein solcher Mann findet überall im Leben schöne Anlässe, seinen Gott zu verehren und ihm zu danken; er schlägt aller Orten Altäre auf, und seinen verklärten Augen leuchtet das wundervolle Bildniß des Schöpfers aus allen verworrenen Zügen in den Dingen dieser Welt hervor. — Und so, dünkt mich, — denn die Herrlichkeit der Kunst hat mich zu einem kühnen Gleichnißbilde verleitet, — so sollte auch derjenige beschaffen seyn, welcher mit aufrichtigem Herzen vor der Kunst niederknieen, und ihr die Huldigung einer ewigen, und unbegränzten Liebe darbringen wollte.

In der herrlichen Kunst, die der Himmel bey meiner Geburt wohlthätig für mich

ausgesucht hat, (wofür ich ihm, so lang' ich lebe, dankbar bin,) ist es mir seit jeher so gegangen, daß diejenige Art der Musik, die ich grade höre, mir jedesmal die erste und vortrefflichste zu seyn scheint, und mich alle übrigen Arten vergessen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der ächte Genuß, und zugleich der ächte Prüfstein der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks sey, wenn man über dies *eine* alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommts es, daß ich die verschiedensten Arten in der Tonkunst, als zum Beyspiel die Kirchenmusik und die Musik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht läugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele sich mehr nach der erstern hinneigt und auf dieselbe sich einschränkt. Mit ihr beschäftige ich mich am meisten, und von

ihr will ich daher jetzt ausschließlich mit einigen Worten meine Meynung sagen.

Nach dem Gegenstande zu urtheilen, ist die geistliche Musik freylich die edelste und höchste, so wie auch in den Künsten der Mahlerey und Poesie der heilige, Gott-geweihete Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste seyn muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drey Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen. Ich glaube aber wohl, daß die vernunftreiche Muse der Dichtkunst, und vorzüglich die stille und ernste Muse der Mahlerey, ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten mögen, weil sie in einer fremden, unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, mit heftiger Bewegung, und mit harmoni-

ſiher Vereinigung einer ganzen Schaar lebendiger Weſen, von den Dingen des Himmels zu ſprechen wagt.

Allein auch dieſe heilige Muſe redet von den Dingen des Himmels nicht beſtändig auf einerley Art, ſondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verſchiedene Weiſe zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht verſtehet, ein Balſam für das menſchliche Herz iſt.

Bald geht ſie in muntern, fröhlichen Tönen daher, läßt ſich von einfachen und heiteren, oder auch von zierlichen und künſtlichen Harmonieen in allerley liebliche, wohlklingende Irrgänge leiten, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an ſeinem Geburtstage eine Rede oder einen dramatiſchen Actus halten, da ſich denn jener wohl gefallen

läſſet, wenn ſie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweiſen, und im Danken zugleich eine kleine Probe ihrer Geſchicklichkeiten und erlangten Künſte ablegen. Oder man kann auch ſagen, daß dieſe Art der Kirchenmuſik den Character derjenigen Menſchen ausdrückt, welche ſich gern mit vielen muntern und artig geſetzten Worten über die Größe Gottes auslaſſen mögen, welche ſich verwundern und herzlich-lächelnd ſich darüber freuen, daß Er um ſo vieles größer iſt als ſie ſelber. Sie kennen keine andre Erhebung der Seele als eine fröhliche und zierliche; ſie wiſſen in ihrer Unſchuld für Ihn keine andere und beſſere Sprache des Lobes und der Verehrung, als die ſie gegen einen edlen menſchlichen Wohlthäter gebrauchen, und ſie ſind nicht verlegen, von den kleinſten Freuden und Genüſſen des Lebens mit leichter Fertigkeit zu dem Gedanken

an den Vater des Weltalls überzugehen. — Dieſe Art der Kirchenmuſik pflegt die häufigſte und beliebteſte zu ſeyn, und ſie ſcheint wirklich das Gemüth des größten Theils der Menſchen vorzuſtellen.

Eine andre, erhabene Art iſt nur wenigen auserwählten Geiſtern eigen. Sie ſehen ihre Kunſt nicht, (wie die meiſten thun,) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherley verſchiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zuſammenzuſetzen, und nicht dies Gebäude iſt ihr höchſter Zweck; — ſie gebrauchen vielmehr große Maſſen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu mahlen. — Sie achten es unwürdig, den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, ſondern ſchlagen die Luft

mit breiten, mächtigen Adlersschwingen. — Sie ordnen und pflanzen nicht die Töne wie Blumen in kleine regelmäßige Beete, worin wir zunächst die geschickte Hand des Gärtners bewundern; sondern sie schaffen große Höhen und Thäler mit heiligen Palmwäldern, die unsre Gedanken zunächst zu Gott erheben. — — Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, und versetzt dadurch unsre Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge, umher. — Diese Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maaße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz

vergeſſen, und dreiſt genug ſind, mit lauter, ſtolzer Trompetenſtimme die Größe des Höchſten der Erde zu verkündigen. Im freyen Taumel des Entzückens glauben ſie das Weſen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerſte begriffen zu haben; ſie lehren ihn allen Völkern kennen, und loben ihn dadurch, daß ſie mit aller Macht zu ihm hinaufſtreben, und ſich anſtrengen, ihm ähnlich zu werden. —

Aber es giebt noch einige ſtille, demüthige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig ſcheint, zu Gott in der Melodie irdiſcher Fröhlichkeit zu reden, denen es frech und verwegen vorkommt, ſeine ganze Erhabenheit kühn in ihr menſchliches Weſen aufzunehmen: — auch iſt jene Fröhlichkeit ihnen unverſtändlich, und zu dieſer dreiſten Erhebung mangelt ihnen der Muth. Dieſe liegen mit ſtets gefaltenen Händen und geſenk-

ſem Blick betend auf den Knieen, und loben Gott bloß dadurch, daß ſie mit der beſtändigen Vorſtellung ihrer Schwäche und Entfernung von Ihm, und mit der wehmüthigen Sehnſucht nach den Gütern der reinen Engel, ihren Geiſt erfüllen und nähren. — Dieſen gehört jene alte, choralmäßige Kirchenmuſik an, die wie ein ewiges »Miserere mei, Domine!« klingt, und deren langſame, tiefe Töne gleich ſündenbeladenen Pilgrimmen in tiefen Thälern dahinſchleichen. — Ihre bußfertige Muſe ruht lange auf denſelben Accorden; ſie getraut ſich nur langſam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechſel der Accorde, auch der allereinfachſte, wälzt in dieſem ſchweren, gewichtigen Fortgange unſer ganzes Gemüth um, und die leiſe-vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erſchöpft den letzten Athem unſers ge-

ſpannten Herzens. Manchmal treten bittere, herzzerknirſchende Accorde dazwiſchen, wobey unſre Seele ganz zuſammenſchrumpft vor Gott; aber dann löſen kryſtallhelle, durchſichtige Klänge die Bande unſers Herzens wieder auf, und tröſten und erheitern unſer Inneres. Zuletzt endlich wird der Gang des Geſanges noch langſamer als zuvor, und von einem tiefen Grundton, wie von dem gerührten Gewiſſen feſtgehalten, windet ſich die innige Demuth in mannichfach-verſchlungenen Beugungen herum, und kann ſich von der ſchönen Bußübung nicht trennen, — bis ſie endlich ihre ganze aufgelöſte Seele in einem langen, leiſe-verhallenden Seufzer aushaucht. — —

IV.

Fragment

aus einem Briefe Joſeph Berglingers.

— Neulich, lieber Pater, am Feſttag, hab' ich einen köſtlichen Abend genoſſen. Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Muſik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an ſich ſpielte. Ich ging ihr durch die Gaſſen der Vorſtadt nach, und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Raſenplätzen, Waſſerbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwiſchen, gar reichlich ausgeziert, und mit einer Menge buntgeſchmückter Leute belebt war. In der Mitte, auf einer grünen Erhöhung, lag ein

offenſtehender Gartenſaal, als der Mittelpunkt des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollſten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichſten und heiterſten Empfindungen beſucht.

Auf grünem Raſen ſaßen die Spieler, und zogen aus ihren Blasinſtrumenten die munterſten, luſtigſten Frühlingstöne hervor, ſo friſch, wie das junge Laub, das ſich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an, und alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, ſo oft ich Tanzmuſik höre, fällt es mir in den Sinn, daß dieſe Art der Muſik offenbar die beteudenſte und beſtimmteſte Sprache führt, und daß ſie nothwendig die eigentlichſte, die älteſte und urſprüngliche Muſik ſeyn muß.

Neben mir, in den breiten Gängen, ſpazierten nun alle verſchiedenen Stände und Alter der Menſchen einher. Da war der Kaufmann von ſeinem Rechentiſche, der Handwerksmann von ſeiner Werkſtatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herren in glänzenden Kleidern ſtrichen leichtſinnig zwiſchen den langſameren Spaziergängern durch. Manchmal kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein ſiebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zuſah, wie die Schaar der Kinder auf dem grünen Graſe in trunkenem Muthwillen ihr junges Leben verſuchte, oder wie die erwachſenere Jugend ſich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte ſeine eigne Sorge in ſeiner Kammer daheim gelaſſen; keine Sorge mochte der andern gleich ſeyn, — hier aber ſtimmten

Alle

Alle zur Harmonie des Vergnügens zuſammen. Und wenn auch freylich nicht jedem von der Muſik und all' dem bunten Weſen wirklich im Innern ſo erfreulich zu Muthe ſeyn mochte als mir, — ſo war für mich doch dieſe ganze lebendige Welt in einen Lichtſchimmer der Freude aufgelöſ't, — die Oboen- und Hörnertöne ſchienen mir wie glänzende Strahlen um alle Geſichter zu ſpielen, und es dünkte mich, als ſäh' ich alle Leute bekränzt oder in einer Glorie gehen. — Mein Geiſt, verklärt durch die Muſik, drang durch alle die verſchiedenen Phyſiognomieen bis in jedes Herz hinein, und die wimmelnde Welt um mich her kam mir wie ein Schauſpiel vor, das ich ſelber gemacht, oder wie ein Kupferſtich, den ich ſelber gezeichnet: ſo gut glaubte ich zu ſehen, was jede Figur ausdrücke und bedeute, und wie jede das ſey, was ſie ſeyn ſollte.

Dieſe angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis ſich die Scene veränderte.

Die helle Wärme des Tages ergoß ſich allmählig in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Schaaren zogen heim, der Garten ward dunkel, einſam und ſtill, — zuweilen ſchwebte ein zärtliches Lied vom Waldhorn, wie ein ſeliger Geiſt in dem milden Schimmer des Mondes daher, — und die ganze, zuvor ſo lebendige Natur war in ein leiſes Fieber melancholiſcher Wehmuth aufgelöſ't. Das Schauſpiel der Welt war für dieſen Tag zu Ende, — meine Schauſpieler nach Hauſe gegangen, — der Knäuel des Gewühls für heute gelöſ't. Denn Gott hatte die lichte, mit Sonne geſchmückte Hälfte ſeines großen Mantels von der Erde hinweggezogen, und mit der andern ſchwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne geſtickt

ſind, das Gehäuſe der Welt umhängt, — und nun ſchliefen alle ſeine Geſchöpfe in Frieden. Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, alles hatte nun Waffenſtillſtand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und ſo immer fort, bis in die fernſten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende abſehen. —

Ach! dieſer unaufhörliche, eintönige Wechſel der Tauſende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menſchen, und das ganze Leben des geſammten Weltkörpers nichts iſt, als ſo ein unaufhörliches, ſeltſames Brettſpiel ſolcher weißen und ſchwarzen Felder, wobey am Ende keiner gewinnt als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wuſt von Trümmern, worauf unſer Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arm hindurchgreifen, und ſich an der Kunſt, der Großen, Beſtändigen,

die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich feſthalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über dem wüſten Abgrunde in kühner Stellung ſchweben, zwiſchen Himmel und Erde! — — —

V.

Das eigenthümliche innere Weſen der Tonkunſt, und die Seelenlehre der heutigen Inſtrumentalmuſik.

Der Schall oder Ton war urſprünglich ein grober Stoff, in welchem die wilden Nationen ihre unförmlichen Affecten auszudrücken ſtrebten, indem ſie, wenn ihr Inneres erſchüttert war, auch die umgebenden Lüfte mit Geſchrey und Trommelſchlag erſchütterten, gleichſam um die äußere Welt mit ihrer inneren Gemüthsempörung in's Gleichgewicht zu ſetzen. Nachdem aber die unaufhaltſam-wirkende Natur die urſprünglich in Eins verwachſenen Kräfte der menſchlichen Seele, durch viele Säkula hindurch, in ein ausgebreitetes Gewebe von immer feineren

Zweigen aus einander getrieben hat; ſo iſt, in den neueren Jahrhunderten, auch aus Tönen ein kunſtreiches Syſtem aufgebaut, und alſo auch in dieſem Stoff, ſo wie in den Künſten der Formen und Farben, ein ſinnliches Abbild und Zeugniß, von der ſchönen Verfeinerung und harmoniſchen Vervollkommung des heutigen menſchlichen Geiſtes, niedergelegt worden. Der einfarbige Lichtſtrahl des Schalls iſt in ein buntes, funkelndes Kunſtfeuer zerſplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern; dies konnte aber nicht anders geſchehen, als das zuvor mehrere weiſe Männer in die Orakelhöhlen der verborgenſten Wiſſenſchaft hinunterſtiegen, wo die allzeugende Natur ſelbſt ihnen die Urgeſetze des Tons enthüllte. Aus dieſen geheimnißreichen Grüften brachten ſie die neue Lehre, in tiefſinnigen Zahlen geſchrieben, an's Tageslicht, und ſetzten hiernach

eine feſte, weisheitvolle Ordnung von vielfachen einzelnen Tönen zuſammen, welche die reiche Quelle iſt, aus der die Meiſter die mannigfaltigſten Tonarten ſchöpfen.

Die ſinnliche Kraft, welche der Ton von ſeinem Urſprunge her in ſich führt, hat ſich durch dieſes gelehrte Syſtem eine verfeinerte Mannigfaltigkeit erworben.

Das Dunkle und Unbeſchreibliche aber, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt, und welches bey keiner andern Kunſt zu finden iſt, hat durch das Syſtem eine wunderbare Bedeutſamkeit gewonnen. Es hat ſich zwiſchen den einzelnen mathematiſchen Tonverhältniſſen und den einzelnen Fibern des menſchlichen Herzens eine unerklärliche Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunſt ein reichhaltiges und bildſames Maſchinenwerk zur Abſchilderung menſchlicher Empfindungen geworden iſt.

So hat ſich das eigenthümliche Weſen der heutigen Muſik, welche, in ihrer jetzigen Vollendung, die jüngſte unter allen Künſten iſt, gebildet. Keine andre vermag dieſe Eigenſchaften der Tiefſinnigkeit, der ſinnlichen Kraft, und der dunkeln, phantaſtiſchen Bedeutſamkeit, auf eine ſo räthſelhafte Weiſe zu verſchmelzen. Dieſe merkwürdige, enge Vereinigung ſo widerſtrebend-ſcheinender Eigenſchaften macht den ganzen Stolz ihrer Vorzüglichkeit aus; wiewohl eben dieſelbe auch viele ſeltſame Verwirrungen in der Ausübung und im Genuſſe dieſer Kunſt, und viel thörichten Streit unter Gemüthern, welche ſich niemals verſtehen können, hervorgebracht hat.

Die wiſſenſchaftlichen Tiefſinnigkeiten der Muſik haben manche jener ſpeculirenden Geiſter herangelockt, welche in allem ihren Thun ſtreng und ſcharf ſind, und das Schöne nicht

aus offener, reiner Liebe, um ſein ſelbſt wil-
len, aufſuchen, ſondern es nur des Zufalls
halber ſchätzen, daß beſondre, ſeltene Kräfte
daran aufzureiben waren. Anſtatt das Schö-
ne auf allen Wegen, wo es ſich freundlich
uns entgegenbietet, wie einen Freund will-
kommen zu heißen, betrachten ſie ihre Kunſt
vielmehr als einen ſchlimmen Feind, ſuchen
ihn im gefährlichſten Hinterhalt zu bekäm-
pfen, und triumphiren dann über ihre eigne
Kraft. Durch dieſe gelehrten Männer iſt
das innere Maſchinenwerk der Muſik, gleich
einem künſtlichen Weberſtuhle für gewirkte
Zeuge, zu einer erſtaunenswürdigen Voll-
kommenheit gebracht worden; ihre einzelnen
Kunſtſtücke aber ſind oftmals nicht anders
als in der Mahlerey vortreffliche anatomi-
ſche Studien und ſchwere academiſche Stel-
lungen zu betrachten.

Traurig anzuſehn iſt es, wenn dies frucht-

bare Talent ſich in ein unbeholfenes und empfindungsarmes Gemüth verirrt hat. In einer fremden Bruſt ſchmachtet alsdann das phantaſtiſche Gefühl, das unberedt in Tönen iſt, nach der Vereinigung, — indeß die Schöpfung, die Alles erſchöpfen will, mit ſolchen ſchmerzlichen Naturſpielen nicht ungern wehmüthige Verſuche anzuſtellen ſcheint.

Demnach hat keine andre Kunſt einen Grundſtoff, der ſchon an ſich mit ſo himmliſchen Geiſte geſchwängert wäre, als die Muſik. Ihr klingender Stoff kommt mit ſeinem geordneten Reichthume von Akkorden den bildenden Händen entgegen, und ſpricht ſchon ſchöne Empfindungen aus, wenn wir ihr auch nur auf eine leichte, einfache Weiſe berühren. Daher kommt es, daß manche Tonſtücke, deren Töne von ihren Meiſtern wie Zahlen zu einer Rechnung, oder wie die Stifte zu einem muſiviſchen Gemählde, bloß

regelrecht, aber ſinnreich und in glücklicher Stunde, zuſammengeſetzt wurden, — wenn ſie auf Inſtrumenten ausgeübt werden, eine herrliche, empfindungsvolle Poeſie reden, obwohl der Meiſter wenig daran gedacht haben mag, daß in ſeiner gelehrten Arbeit, der in dem Reiche der Töne verzauberte Genius, für eingeweihte Sinne, ſo herrlich ſeine Flügel ſchlagen würde.

Dagegen fahren manche, nicht ungelehrte, aber unter unglücklichem Stern gebohrne, und innerlich harte und unbewegliche Geiſter täppiſch in die Töne hinein, zerren ſie aus ihren eigenthümlichen Sitzen, ſo daß man in ihren Werken nur ein ſchmerzliches Klaggeſchrey des gemarterten Genius vernimmt.

Wenn aber die gute Natur die getrennten Kunſtſeelen in *eine* Hülle vereinigt, wenn das Gefühl des Hörenden noch glü-

hender im Herzen des tiefgelehrten Kunstmeisters brannte, und er die tiefsinnige Wissenschaft in diesen Flammen schmelzt; dann geht ein unnennbar-köstliches Werk hervor, worin Gefühl und Wissenschaft so fest und unzertrennlich in einander hangen, wie in einem Schmelzgemählde Stein und Farben verkörpert sind. —

Von denjenigen, welche die Musik und alle Künste nur als Anstalten betrachten, ihren nüchternen und groben Organen die nothdürftig sinnliche Nahrung zu verschaffen, — da doch die Sinnlichkeit nur als die kräftigste, eindringlichste und menschlichste Sprache anzusehn ist, worin das Erhabene, Edle und Schöne zu uns reden kann, — von diesen unfruchtbaren Seelen ist nicht zu reden. Sie sollten, wenn sie es vermöchten, die tiefgegründete, unwandelbare Heiligkeit, die dieser Kunst vor allen andern

eigen iſt, verehren, daß in ihren Werken das feſte Orakelgeſetz des Syſtems, der urſprüngliche Glanz des Dreyklangs, auch durch die verworfenſten Hände nicht vertilgt und befleckt werden kann, — und daß ſie gar nicht vermag das Verworfene, Niedrige und Unedle des menſchlichen Gemüths auszudrücken, ſondern an ſich nicht mehr als rohe und grelle Melodieen geben kann, denen die ſich anhängenden irrdiſchen Gedanken erſt das Niedrige leihen müſſen.

Wenn nun die Vernünftler fragen: wo denn eigentlich der Mittelpunkt dieſer Kunſt zu entdecken ſey, wo ihr eigentlicher Sinn und ihre Seele verborgen liege, die alle ihre verſchiedenartigen Erſcheinungen zuſammenhalte? — ſo kann ich es ihnen nicht erklären oder beweiſen. Wer das, was ſich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünſcheleuthe des unterſuchenden Verſtandes ent-

decken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl selber, entdecken. Eine ewige feindselige Kluft ist zwischen dem fühlenden Herzen und den Untersuchungen des Forschens befestigt, und jenes ist ein selbstständiges verschlossenes göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen und gelöst werden kann. — Wie jedes einzelne Kunstwerk nur durch dasselbe Gefühl, von dem es hervorgebracht ward, erfaßt und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so, wie, nach der Lehre der Mahler, jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet ihr wahres Wesen zu erkennen giebt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache unter-

gräbt, der kümmert ſich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge ſelbſt, ſondern um die Begriffe, als die Gränzen und Hülſen der Dinge, womit er ſeine Algebra anſtellt. — Wen aber, — dreiſt zu reden, — von Kindheit an, der Zug ſeines Herzens durch das Meer der Gedanken, pfeilgrade wie einen kühnen Schwimmer, auf das Zauberſchloß der Kunſt allmächtig hinreißt, der ſchlägt die Gedanken wie ſtörende Wellen muthig von ſeiner Bruſt, und dringt hinein in das innerſte Heiligthum, und iſt ſich mächtig bewußt der Geheimniſſe, die auf ihn einſtürmen. —

..... Und ſo erkühn' ich mich denn, aus meinem Innerſten den wahren Sinn der Tonkunſt auszuſprechen, und ſage:

Wenn alle die inneren Schwingungen unſrer Herzensfibern, — die zitternden der Freude, die ſtürmenden des Entzückens, die

hochklopfenden Pulſe verzehrender Anbetung, — wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der innern Herzenswuth, mit einem Ausruf zerſprengen: — dann gehen ſie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdſeliger Harfenſaiten, wie in einem jenſeitigen Leben in verklärter Schönheit hervor, und feyern als Engelgeſtalten ihre Auferſtehung. — Hundert und hundert Tonwerke reden Fröhlichkeit und Luſt, aber in jedem ſingt ein andrer Genius, und einer jeden der Melodieen zittern andre Fibern unſres Herzens entgegen. — Was wollen ſie, die zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonſtücke in Worten erklärt verlangen, und ſich nicht darin finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat, wie ein Gemählde? Streben ſie die reichere Sprache nach der ärmern abzu-

abzumeſſen, und in Worte aufzulöſen, was Worte verachtet? Oder haben ſie nie ohne Worte empfunden? Haben ſie ihr hohles Herz nur mit Beſchreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben ſie niemals im Innern wahrgenommen das ſtumme Singen, den vermummten Tanz der unſichtbaren Geiſter? oder glauben ſie nicht an die Mährchen? —

Ein fließender Strom ſoll mir zum Bilde dienen. Keine menſchliche Kunſt vermag das Fließen eines mannigfaltigen Stroms, nach allen den tauſend einzelnen, glatten und bergigten, ſtürzenden und ſchäumenden Wellen, mit Worten für's Auge hinzuzeichnen, — die Sprache kann die Veränderungen nur dürftig zählen und nennen, nicht die an einanderhängenden Verwandlungen der Tropfen uns ſichtbar vorbilden. Und eben ſo iſt es mit dem geheimnißvollen Strome in den Tiefen des menſchlichen Gemüthes be-

ſchaffen. Die Sprache zählt und nennt und beſchreibt ſeine Verwandlungen, in fremdem Stoff; — die Tonkunſt ſtrömt ihn uns ſelber vor. Sie greift beherzt in die geheimnißvolle Harfe, ſchlägt in der dunkeln Welt beſtimmte, dunkle Wunderzeichen in beſtimmter Folge an, — und die Saiten unſres Herzens erklingen, und wir verſtehen ihren Klang.

In dem Spiegel der Töne lernt das menſchliche Herz ſich ſelber kennen; ſie ſind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; ſie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüths träumenden Geiſtern, lebendes Bewußtſeyn, und bereichern mit ganz neuen zauberiſchen Geiſtern des Gefühls unſer Inneres.

Und alle die tönenden Affekten werden von dem trocknen wiſſenſchaftlichen Zahlenſyſtem, wie von den ſeltſamen wunderkräf-

tigen Beſchwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers, regiert und gelenkt. Ja, das Syſtem bringt, auf merkwürdige Weiſe, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobey das Gemüth über ſein eignes Weſen erſtaunt, — ſo wie etwa die Sprache der Worte manchmal von den Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückſtrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrſcht. —

Keine Kunſt ſchildert die Empfindungen auf eine ſo künſtliche, kühne, ſo dichteriſche, und eben darum für kalte Gemüther ſo erzwungene Weiſe. Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannichfaltige feſte Maſſen, iſt das Weſen aller Dichtung; ſie trennt das Vereinte, vereint feſt das Getrennte, und in den engeren, ſchärferen Gränzen

ſchlagen höhere, empörtere Wellen. Und wo ſind die Gränzen und Sprünge ſchärfer, wo ſchlagen die Wellen höher als in der Tonkunſt?

Aber in dieſen Wellen ſtrömt recht eigentlich nur das reine, formloſe Weſen, der Gang und die Farbe, und auch vernehmlich der tauſendfältige Übergang der Empfindungen; die idealiſche, engelreine Kunſt weiß in ihrer Unſchuld weder den Urſprung, noch das Ziel ihrer Regungen, kennt nicht den Zuſammenhang ihrer Gefühle mit der wirklichen Welt.

Und dennoch empört ſie bey aller ihrer Unſchuld, durch den mächtigen Zauber ihrer ſinnlichen Kraft, alle die wunderbaren, wimmelnden Heerſchaaren der Phantaſie, die die Töne mit magiſchen Bildern bevölkern, und die formloſen Regungen in beſtimmte Geſtalten menſchlicher Affekten ver-

wandeln, welche wie gaukelnde Bilder eines magiſchen Blendwerks unſern Sinnen vorüberziehn.

Da ſehen wir die hüpfende, tanzende, kurzathmende Fröhlichkeit, die jeden kleinen Tropfen ihres Daſeyns zu einer geſchloſſenen Freude ausbildet.

Die ſanfte, felſenfeſte Zufriedenheit, die ihr ganzes Daſeyn aus einer harmoniſchen, beſchränkten Anſicht der Welt herausſpinnt, auf alle Lagen des Lebens ihre frommen Überzeugungen anwendet, nie die Bewegung ändert, alles Rauhe glättet, und bey allen Übergängen die Farbe vertreibt.

Die männliche, jauchzende Freude, die bald das ganze Labyrinth der Töne in mannichfacher Richtung durchläuft, wie das pulſirende Blut warm und raſch die Adern durchſtrömt, — bald mit edlen Stolz, mit

Schwung und Schnellkraft ſich wie im Triumph in die Höhen erhebt.

Das ſüße, ſehnſüchtige Schmachten der Liebe, das ewig wechſelnde Anſchwillen und Hinſchwinden der Sehnſucht, da die Seele aus dem zärtlichen Schleichen durch benachbarte Töne ſich auf einmal mit ſanfter Kühnheit in die Höhe ſchwingt und wieder ſinkt, — aus einem unbefriedigten Streben ſich mit wollüſtigem Unmuth in ein andres windet, gern auf ſanft-ſchmerzlichen Akkorden ausruht, ewig nach Auflöſung ſtrebt, und am Ende nur mit Thränen ſich auflöſ't.

Der tiefe Schmerz, der bald ſich wie in Ketten daherſchleppt, bald abgebrochene Seufzer ächzt, bald ſich in langen Klagen ergießt, alle Arten des Schmerzes durchirrt, ſein eigenes-Leiden liebend ausbildet, und in den trüben Wolken nur ſelten ſchwache Schimmer der Hoffnung erblickt.

Die muthwillige, entbundene fröhliche Laune, die wie ein Strudel iſt, der alle ernſthaften Empfindungen ſcheitern macht, und im fröhlichen Wirbel mit ihren Bruchſtücken ſpielt, — oder wie ein grotteſker Dämon, der alle menſchliche Erhabenheit und allen menſchlichen Schmerz durch poſſenhafte Nachäffung verſpottet, und gaukelnd ſich ſelber nachäfft, — oder wie ein unſtät ſchwebender luſtiger Geiſt, der alle Pflanzen aus ihrem feſten irrdiſchen Boden reißt und in die unendlichen Lüfte ſtreut, und den ganzen Erdball verflüchtigen möchte.

Aber wer kann ſie alle zählen und nennen, die luſtigen Phantaſieen, die die Töne wie wechſelnde Schatten durch unſre Einbildung jagen?

Und doch kann ich's nicht laſſen, noch den letzten höchſten Triumph der Inſtrumente zu preiſen: ich meyne jene göttlichen großen

Symphonieſtücke, (von inſpirirten Geiſtern hervorgebracht,) worin nicht eine einzelne Empfindung gezeichnet, ſondern eine ganze Welt, ein ganzes Drama menſchlichen Affekten ausgeſtrömt iſt. Ich will in allgemeinen Worten erzählen, was vor meinen Sinnen ſchwebt.

Mit leichter, ſpielender Freude ſteigt die tönende Seele aus ihrer Orakelhöhle hervor, — gleich der Unſchuld der Kindheit, die einen lüſternen Vortanz des Lebens übt, die, ohne es zu wiſſen, über alle Welt hinwegſcherzt, und nur auf ihre eigene innerliche Heiterkeit zurücklächelt. — Aber bald gewinnen die Bilder um ſie her feſtern Beſtand, ſie verſucht ihre Kraft an ſtärkeres Gefühl, ſie wagt ſich plötzlich mitten in die ſchäumenden Fluthen zu ſtürzen, ſchmiegt ſich durch alle Höhen und Tiefen, und rollt alle Gefühle mit muthigem Entzucken hin,

auf und hinab. — Doch wehe! ſie dringt verwegen in wildere Labyrinthe, ſie ſucht mit kühn-erzwungener Frechheit die Schrekken des Trübſinns, die bittern Quaalen des Schmerzes auf, um den Durſt ihrer Lebenskraft zu ſättigen, und mit einem Trompetenſtoße brechen alle furchtbaren Schrecken der Welt, alle die Kriegsſchaaren des Unglücks von allen Seiten mächtig wie ein Wolkenbruch herein, und wälzen ſich in verzerrten Geſtalten fürchterlich, ſchauerlich wie ein lebendig gewordenes Gebirge über einander. Mitten in den Wirbeln der Verzweiflung will die Seele ſich muthig erheben, und ſich ſtolze Seligkeit ertrotzen, — und wird immer überwältigt von den fürchterlichen Heeren. — Auf einmal zerbricht die tollkühne Kraft, die Schreckengeſtalten ſind furchtbar verſchwunden, — die frühe, ferne Unſchuld tritt in ſchmerzlicher Erinnerung, wie ein

verſchleyertes Kind, wehmüthig hüpfend hervor, und ruft vergebens zurück, — die Phantaſie wälzt mancherley Bilder, zerſtückt wie im Fiebertraum, durch einander, — und mit ein paar leiſen Seufzern zerſpringt die ganze lauttönende lebenvolle Welt, gleich einer glänzenden Luſterſcheinung, in's unſichtbare Nichts.

Dann, wenn ich in finſterer Stille noch lange horchend da ſitze, dann iſt mir, als hätt' ich ein Traumgeſicht gehabt von allen mannigfaltigen menſchlichen Affekten, wie ſie, geſtaltlos, zu eigner Luſt, einen ſeltſamen, ja faſt wahnſinnigen pantomimiſchen Tanz zuſammen feyern, wie ſie mit einer furchtbaren Willkühr, gleich den unbekannten, räthſelhaften Zaubergöttinnen des Schickſals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.

Jene wahnſinnige Willkühr, womit in

der Seele des Menſchen Freude und Schmerz, Natur und Erzwungenheit, Unſchuld und Wildheit, Scherz und Schauder ſich befreundet und oft plötzlich die Hände bieten: — welche Kunſt führt auf ihrer Bühne jene Seelenmyſterien mit ſo dunkler, geheimnißreicher, ergreifender Bedeutſamkeit auf? —

Ja, jeden Augenblick ſchwankt unſer Herz bey denſelben Tönen, ob die tönende Seele kühn alle Eitelkeiten der Welt verachtet, und mit edlem Stolz zum Himmel hinaufſtrebt, — oder ob ſie alle Himmel und Götter verachtet, und mit frechem Streben nur einer einzigen irrdiſchen Seligkeit entgegendringt. Und eben dieſe frevelhafte Unſchuld, dieſe furchtbare, orakelmäßig-zweydeutige Dunkelheit, macht die Tonkunſt recht eigentlich zu einer Gottheit für menſchliche Herzen. — —

Aber was ſtreb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerſchmelzen? Es iſt immer nicht, wie ich's fühle. Kommt ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus dieſem ſchmerzlichen irrdiſchen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit Euren tauſendfachen Strahlen in Eure glänzende Wolken, und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des allliebenden Himmels!

VI.

Ein Brief Joſeph Berglingers.

Ach! mein innigſt geliebter, mein ehrwürdiger Pater! ich ſchreibe Euch diesmal mit einem hochbetrübten Gemüth, und in der Angſt einer zweifelvollen Stunde, wie ſie mich, wie Ihr wohl wißt, ſchon öfter angefallen hat, und jetzt nicht von mir laſſen will. Mein Herz iſt von einem ſchmerzhaften Krampfe zuſammengezogen, meine Phantaſieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüſternen Kunſtfreuden ſind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit ſiecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt ſich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was ſoll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böſer Ge-

nius hat mich so von allen Menschen weit weg verschlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten soll? daß meinem Auge ganz der Maaßstab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menschliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch, über die andern Menschen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefsten Abgrund hinuntergestürzt? —

Aus dem festesten Grunde meiner Seele preßt sich der Ausruf hervor: Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verschlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum

Himmel auf, als die Kunſt! Kein Weſen verdichtet ſo die Geiſtes- und Herzenskraft des Menſchen in ſich ſelber, und macht ihn ſo zum ſelbſtſtändigen menſchlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieſer verwegenen Höhe ſtehe, und mein böſer Geiſt mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunſtgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menſchen heimſucht, — dann, dann öffnen ſich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, ſo gefährliche, ſchlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder ſpringen ab von meiner Kunſt, und flüchten ſich in die Welt der andern, beſſern Menſchen zurück, — und ich liege hingeſtreckt, verſtoßen, und komme mir im Dienſte meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunſt iſt eine verführeriſche, verbotene Frucht; wer einmal ihren innerſten,

süßesten Saft geschmeckt hat, der ist unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in seinen selbsteignen Genuß hinein, und seine Hand verliert ganz die Kraft, sich einem Nebenmenschen wirkend entgegenzustrecken. — Die Kunst ist ein täuschender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerste Menschheit selbst vor uns zu haben, und doch schiebt sie uns immer nur ein schönes Werk des Menschen unter, worin alle die eigensüchtigen, sich selber genügenden Gedanken und Empfindungen abgesetzt sind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirksam bleiben. Und ich Blöder [illegible] Werk höher, als den Menschen selber, den Gott gemacht hat.

Es ist entsetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch sitz' ich nun da, ein lüsterner Einsiedler, und sauge täglich

nur

nur innerlich an ſchönen Harmonieen, und ſtrebe den letzten Leckerbiſſen der Schönheit und Süßigkeit herauszukoſten. — Und wenn ich nun die Botſchaften höre: wie unermüdet ſich dicht um mich her die Geſchichte der Menſchenwelt mit tauſend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein raſtloſes Wirken der Menſchen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die Folgen, gut und böſe, wie große Geſpenſter nachtreten, — ach! und dann, das Erſchütterndſte, — wie die erfindungsreichen Heerſchaaren des Elends dicht um mich herum, Tauſende mit tauſend verſchiedenen Quaalen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entſetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenſchlag ein ſcharfes Schwerdt

ist, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tausend Wesen erbarmenswürdig um Hülfe schreyen! — — Und mitten in diesem Getümmel bleib' ich ruhig sitzen, wie ein Kind auf seinem Kinderstuhle, und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft: — obwohl mein Leben eben so ernsthaft mit dem Tode schließt.

Ach! diese unbarmherzigen Gefühle schleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angst, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir selbst. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verstehe, nicht vermag, ein wohlthäliges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menschen, die sehr unedel von der Kunst denken, und ihre besten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich!

In solcher Angst begreif ich es, wie

jenen frommen ascetiſchen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unſäglichen Leiden der Welt zerknirſcht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgeſuchteſten Kaſteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Übermaaße der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menſchen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir ſtehen, die zuſammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich ſchreyen vor Schmerz, — das ſind freylich keine lüſternen ſchönen Akkorde, das iſt nicht der ſchöne, wollüſtige Scherz der Muſik, das ſind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künſtlergemüth geräth in Angſt, weiß nicht zu antworten, ſchämt ſich zu fliehn, und hat zu' retten keine Kraft.

Er quält ſich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk ſeiner Phantaſie, und kann's nicht laſſen, wenn er ſich auch in demſelben Momente vor ſich ſelber ſchämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunſtartigen Stoff herauszuzwingen.

Das iſt das tödtliche Gift, was im unſchuldigen Keime des Kunſtgefühls innerlich verborgen liegt. — Das iſt's, daß die Kunſt die menſchlichen Gefühle, die feſt auf der Seele gewachſen ſind, verwegen aus den heiligſten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entriſſenen, künſtlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die urſprüngliche Natur des Menſchen frevelhaft verſcherzt. Das iſt's, daß der Künſtler ein Schauſpieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der ſeine Bühne für die ächte Muſter- und Normal-

welt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zuſammengeflickte Nachahmung, für die ſchlechte umſchließende Schaale anſieht. —

Was hilft's aber, wenn ich mitten in dieſen entſetzlichen Zweifeln an der Kunſt und an mir ſelber krank liege, — und es erhebt ſich eine herrliche Muſik, — ha! da flüchten alle dieſe Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüſterne Ziehen der Sehnſucht ſein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderſtehlich zurück, und die ganze kindiſche Seligkeit thut ſich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erſchrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinſchleudern können, mit ihren lockenden Syrenenſtimmen, und mit ihrem tobenden Rauſchen und Trompetenklang. —

Ich komme ewig mit mir ſelber nicht

auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich, und ich schwindle, wenn ich Anfang und Ende und bestimmte Ruhe erstreben will. Schon manchesmal hat mein Herz diesen Krampf gehabt, und er hat sich willkührlich, wie er kam, wieder gelöst, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine schmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte stand.

So spott' ich über mich selbst, — und auch dies Spotten ist nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück ist's, daß der Mensch, der in Kunstgefühl ganz zerschmolzen ist, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menschen so festen Frieden geben soll, so tief verachtet, und sich sogar nicht hineinfinden kann. Der Weltweise betrachtet seine Seele wie ein systematisches Buch, und findet Anfang und Ende, und Wahrheit und Un-

wahrheit getrennt in bestimmten Worten. Der Künstler betrachtet sie wie ein Gemählde oder Tonstück, kennt keine feste Überzeugung, und findet alles schön, was an gehörigem Orte steht.

Es ist, als wenn die Schöpfung alle Menschen, so wie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in bestimmte Geschlechter und Klassen der geistigen Naturgeschichte gefangen hielte; jeder sieht alles aus seinem Kerker, und keiner kann aus seinem Geschlechte heraus. —

Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

VII.

Unmuſikaliſche Toleranz.

Wenn man die Erde, mit ihren mannichfaltigen Menſchen und Begebenheiten, als einen großen Schauplatz betrachtet, auf dem ſo Kummer als Glück, Trübſal und Freude, das Erhabenſte wie das Gemeinſte, wie nothwendige Bedingungen eines zuſammengeſetzten Schauſpiels, wie einzelne Perſonen nach und nach auftreten, wieder verſchwinden und von neuem erſcheinen: ſo erſchrecken wir oft vor dem ewigen Zuſammenhange, indem wir nicht wiſſen, welcher Theil uns noch zufallen dürfte, wie viele Thränen und Thorheiten, wie viel verſcherztes Glück und welche unerwartete Leiden in unſrer Rolle abzuſpielen ſind. Oft befängt uns dann eine taube Gleichgültigkeit, und im

Wirrwarr aller disharmonirenden Töne verloren, deren Ordnung wir nicht fassen und finden können, wünschen wir zu vergehn, wir zittern vor der Zukunft, und unerquicklich ist die Vergangenheit; der liebliche Strom, der sonst so leicht und frisch alles in Lebensregung und Bewegung setzt, steht ruhend still, und Bäume, Felsen und Wolken schauen schwarz herab, und spiegeln sich in dunkler Einsamkeit verworren und verdüstert ab.

Dann kommen alle Leiden wieder, und klopfen mit ungestümer Gewalt an unser verzagtes Herz; alles, was uns nur jemals ängstigte, erscheint in vergrößerter Gestalt in dieser trüben Dämmerung, wir stehn verloren und vergessen weit zurück, und Freundschaft, Liebe, Hoffnung, ziehen auf einer fernen Bahn vor uns vorüber. In diesen trüben Stunden werden wir von der Nich-

tigkeit des Glücks, von der Vergänglichkeit alles deſſen, was wir unſer nennen, ſo innigſt beängſtiget, ſo von der Zeit und der wüſten, furchtbaren Vernichtung von allen Seiten bedrängt und um und um gequält, daß wir mit ſchmerzhafter Verzweiflung ausrufen: Was iſt die Welt und dieſes Leben? Unſre Freuden ſind nur größere Schmerzen, denn ſie vergehn; die jede Dauer, was wir heute unſer nennen, und ſo gern für unſre Seele halten, iſt morgen vergeſſen oder verachtet; worauf wir heute hoffen, ſteht morgen in einer ſchaalen Unbedeutenheit als Gegenwart vor uns, und wird kaum bemerkt! Wozu alſo der Thränen, wozu der begeiſterten Wonnelieder? Die kalte, ſtille Hand der Zeit ſänftigt alles, ſie ebnet alle Wellen, ſie ſtreicht die Rechnung durch, und hebt den Unterſchied zwiſchen Glück und Übel; ſo haben wir's erfahren, und wir

können wiſſen, daß es immer ſo ſeyn wird, darum wollen wir bey allen Vorfällen ruhig bleiben, denn wozu die Thränen, das Entzücken, von denen ich vorher weiß, daß ſie nur eine Minute dauern können?

So fügt ſich's leicht, daß wir im Leben ſchon das Leben entgeiſtern, und gefühllos den Strom der Zeit hinunterfahren, den empfindungsloſen Gegenſtänden ähnlich, die die Ufer umgeben; und damit glauben wir dann ſchon recht viel gewonnen zu haben, wir halten uns darin für beſſer, wie viele andre Menſchen, die leicht und friſch ihr Schickſal tragen, ſich nur ſelten der Vergangenheit erinnern, und keine Zukunft fürchten.

Dergleichen Gemüthsart, die von Vielen für erhaben ausgegeben wird, iſt auf keine Weiſe zu billigen. Sie erlahmt alle unſre Kräfte, ſie macht uns zu lebendigen Leichnamen.

— Aus dieſer Verworrenheit erlöſt uns, wie mit einem allmächtigen Zauberſtabe, die Kunſt. Sie führt uns in ein Land, in dem die Lichtſtrahlen allenthalben die lieblichſte Ordnung verbreiten, dieſe ſpielenden Strahlen ergreifen auch unſer Herz, und beleben es mit neuer Kraft, wir fühlen uns und unſern Werth in neuer Lebendigkeit, alle die verſiegten Brunnen des Troſtes und der Freude ergießen ſich wieder und rauſchen erquickend über unſern Lebenslauf dahin, und die Gegenwart verwandelt ſich in eine einzige große Blume, aus deren Kelch uns himmliſcher Duft entgegenſteigt. Denn das arme dürſtende Herz wird durch nichts in dieſer Welt ſo geſättigt, als mit dem Genuſſe der Kunſt, der feinſten Art, ſich ſelber zu fühlen und zu verſtehn. Im klarſten und wohlgefälligſten Bilde ſteht dann die Menſchheit vor ſich ſelber, ſie erkennt ſich,

aber mit Lächeln und Freude, ſie glaubt etwas Fremdes zu umarmen und an ſich zu ſchließen, und bemerkt und fühlt ſich ſelber.

Dann lieben wir das Leben wieder, und dulden mit großer Gelaſſenheit alle ſeine Schwächen. Unſer reiches Herz bedauert und bemitleidet die Armen, die uns umgeben, aber kein dürrer, harter Haß verfolgt ſie mehr.

Welche Worte aber ſoll ich faſſen und ergreifen, um die Kraft kund zu machen, die die himmliſche Muſik mit ihren vollen Tönen, mit ihren liebreizenden Anklängen über unſer Herz erzeigt? Sie tritt unmittelbar mit ihrer Engelsgegenwart in die Seele, und haucht himmliſchen Othem aus. O, wie ſtürzen, wie fließen im Augenblick alle Erinnerungen aller Seligkeiten in dem einen Moment zurück, wie breiten ſich dem Gaſte alle edlen Gefühle, alle großen Ge-

ſinnungen entgegen! Wie ſchnell, gleich zauberhaften Saamenkörnern, ſchlagen die Töne in uns Wurzeln, und nun treibt's und drängt's mit unſichtbaren Feuerkräften, und im Augenblick rauſcht ein Hain mit tauſend wunderbaren Blumen, mit unbegreiflich ſeltſamen Farben empor, unſre Kindheit und eine noch frühere Vergangenheit ſpielen und ſcherzen auf den Blättern und in den Wipfeln. Da werden die Blumen erregt und ſchreiten durch einander, Farbe funkelt an Farbe, Glanz erglänzt auf Glanz, und all das Licht, der Funkelſchein, der Strahlenregen lockt neuen Glanz und neue Strahlen hervor. In den innerſten Tiefen in Wolluſt aufgelöſ't, in ein Etwas zerronnen und verwandelt, für das wir keine Worte und keine Gedanken haben, das ſelbſt in ſich ein Alles, ein höchſt beſeligendes Gefühl iſt, o, wer vermöchte da noch auf die Dürftigkeiten

des Lebens einen Rückblick zu werfen, wer ſchiede nicht gern und folgte dem Strome, der uns mit ſanfter, unwiderſtehlicher Gewalt jenſeits, jenſeits hinüberführt?

Was iſt es denn, das mehr als die Geſetze, als die Vernunft und alle Philoſophie, ſo mächtiglich in uns hineinredet? Wie iſt die Kraft zu beſchreiben, die wie aus vielen Strahlen eines Brennſpiegels alle Kraft wie auf einen Punkt vereinigt, und ſo das Wunderbarſte möglich macht? Aller Kampf der ſtreitenden Kräfte, alle widerwärtigen Leidenſchaften, ſie ſind beſiegt und zur Ruhe geführt, ein tobendes Meer, mit allem Sturmwinde, das kein gebietender Poſeidon herrſchend ſchweigt, das der leyerkundige Muſengott Phöbus mit dem ſanften Anklang ſeiner Muſenkunſt bis auf den tiefſten Grund hinab, in unbegreifliche Beruhigung ſingt.

Die Muſik erregt mächtig in unſrer

Bruſt die Liebe zu den Menſchen und zur Welt, ſie verſöhnt uns mit unſern Feinden, wir dulden auch die Schlimmſten gern, und unſer jauchzendes Herz hört nur den Triumphgeſang ſeiner eignen Vergötterung, und unter dem Triumphe nicht die Klagen, das Schelten, den Neid, die jämmerliche Sprache ſo mancher erdgebohrnen Creaturen.

— — Hier iſt der Punkt, auf dem der gröſſte und edelſte Menſch, möcht' ich doch beynahe ſagen, aus zu großem Edelmuthe fehlt, und ſo fällt, daß er ſich durch lange Zeiten mit der Erinnerung daran innerlichſt kränken kann. Hier iſt es, wo es mir deutlich wird, wie die eigentliche Gröſſe auch muß klein und ſchwach ſeyn können, wie der höchſte Edelmuth zu allen ſeinen übrigen Aufopferungen auch noch die hinzufügen muß, ſich ſelbſt verläugnen zu können.

Denn in dieſen ſchönen Minuten, in

denen

denen wir nur eine Welt von Glanz wahrnehmen, in denen unſer Herz ſo gern die größten Beleidigungen vergiebt, ja in denen es mit lächelnder Wehmuth und Hingebung das ſchwerſte Schickſal aufnehmen würde, in dieſen Augenblicken, wenn die Stimme des gemeinen Lebens in unſre Entzückungen hineinſpricht, wenn wir die kleine Bedürftigkeit wahrnehmen, wenn dann Menſchen, die unſre Wolluſt nicht theilen, und nicht wiſſen, daß ſie uns in dieſer Stunde beherrſcht, auf uns zutreten, ſo übermeiſtert uns oft eine plötzliche Ungeduld, ein jäher Zorn durchſchneidet alle Wellen des muſikaliſchen Meeres, wir ſind heftiger und unbilliger, als wenn uns nur im gewöhnlichen Laufe der Dinge, im gemeinen Leben dieſe Geſtalten beunruhigt hätten, und durch keine Kunſt unſer Herz erhoben wäre. Wir ſinken leider in dieſen Momenten unter die

gemeinsten Wesen hinab, eben weil wir uns zu erhaben fühlten; oft demüthigt uns nachher die Erinnerung, und Viele ergeben sich darum ungern dem Rausche, weil sie sich vor sich selber schämen.

Andre verlangen, daß man alle Vorfälle des Lebens, alle schönen und zarten, widrigen und zerreißenden Gefühle in einen Kranz von Blumen und Unkraut flechten soll, von diesem die giftige Spitze abbrechen, und von jenen die glänzendsten Blätter ausreißen. Sie meynen im Herzen immerwährend die lieblichen Schwingungen aufzubewahren, und immer vom inwendigen musikalischen Genius geschützt zu werden. So wollen sie ihr ganzes Leben in einen tönenden, leise fortfließenden Gesang verwandeln. Diese leben in einer ewigen Obhut über sich selber, sie bewahren ihr Herz vor jeder Aufwallung des Schmerzes als der Entzückung,

ſie laſſen niemals, wie Geiſterbeſchwörer, die Geiſter der Leidenſchaft in den Kreis hineintreten, den ſie um ſich gezogen haben. Dabey aber verlieren ſie die wahre Lebenskraft, ihr Herz zerarbeitet ſich in einer ewigen Zerknirſchung, ſie ſind am Ende der großen Eindrücke gänzlich unfähig. Sie brächten ſich gern die Anſicht der Ewigkeit des Himmels, der Vergänglichkeit aller irrdiſchen Güter klar vor den Sinnen, um deſto gemächlicher auf ihrer Bahn fortzuſchreiten: der Hymnus, den ſie anſtimmten, ſinkt in immer langſamere Töne hinunter, und wird ein ſchmachtender, furchtſam ſchwebender Choralgeſang. Eine andre, weit verderblichere und kleinlichere Leidenſchaft ſetzt ſich in dem verſtimmten Herzen feſt, die gemeine Freude, alles mit dieſen Waffen überwinden zu können, und ſich über die übrigen Menſchen erheben zu dürfen. Sie ſättigen ſich

an diesem Eigennutze, und statt zur höhern Menschenliebe geführt zu werden, wie sie anfangs wähnten, verachten sie die Menschen nur um so eigensinniger.

Es ist nicht zu ändern, daß die Welt sich nicht widersprechen sollte, so wie es auch alle Gefühle in uns thun: du vermagst nie ein übereinstimmendes Concert aus den disharmonirenden Tönen zu bilden. Groß und edel ist der Mensch, wenn er den Widerspruch in jedem Augenblicke fühlt, und doch durch ihn in keinem Augenblicke beleidigt wird: wenn er gern und willig alles in seinem Busen aufnimmt, und sich doch seiner Kräfte nicht überhebt, dann wird er sich und die Eintracht in seinem Busen niemals verletzen; er wird es gern dulden, daß die äußere musikalische Welt mit allen ihren verworrenen Tönen in seine harmonische Fülle hineinschreye, ihm wird immer das Gefühl

gegenwärtig bleiben, daß es nothwendig ſo ſeyn müſſe, und darum auch ſo gewißlich gut ſey.

Aber wozu nützt es, daß ich dieſe Gedanken niederſchreibe, die mich gerade jetzt beherrſchen? Werden diejenigen, die dies leſen, darum milder werden? Ja, werden ſich dieſe Vorſtellungen nicht auch bey mir wieder verlöſchen, und ich bey nächſter Gelegenheit dagegen ſündigen?

Wahrſcheinlich, — ja, ich möchte wohl ſagen: gewiß!

Das iſt aber das Betrübte bey allem, was wir vornehmen und thun.

Doch, auch das iſt nothwendig, und darum will ich mich gern zufrieden und zur Ruhe geben.

Stelle Dich zufrieden, bedrängte Seele. Irgend einmal müſſen auf irgend eine Art

alle Widersprüche gelöst werden: — und dann wirst Du wahrscheinlich finden, daß es gar keine Widersprüche gab.

VIII.

Die Töne.

Es geſchieht oft, daß die Menſchen über Alltäglichkeit ihres Lebenslaufs klagen, daß ſie jeden Zeitvertreib erhaſchen, um die drükkende Zeit zu verkürzen. Alle fühlen einen Hang nach dem Wunderbaren in ihrem Buſen, und faſt alle klagen, daß ſo gar nichts Wunderbares vor ihren Augen geſchehe: daher die unerſättliche Neugier, die wilde, ungezähmte Begier, etwas Unerhörtes zu hören, etwas Niegeſehenes zu ſehn. Eigentlich gleicht jeder Menſch mehr oder weniger dem Bilde des Tantalus in der Unterwelt. Wie treibt es, wie ſpornt es ihn an, — und wie erhält er ſo gar nichts! — Über dieſe unſelige Leidenſchaft ſpottet da-

her auch der Prediger Salomo mit ſeinem erhabenen Gemüthe:

»Das Auge ſiehet ſich nimmer ſatt, und »das Ohr höret ſich nimmer ſatt. Was »iſt's, das geſchehen iſt? Eben das her»nach geſchehen wird. Was iſt's, das »man gethan hat? Eben das man her»nach wieder thun wird. Und geſchieht »nichts Neues unter der Sonnen. Ge»ſchieht auch etwas, davon man ſagen »möchte: Siehe, das iſt neu? dann iſt »es vor auch geſchehen, in vorigen Zei»ten, die vor uns geweſen ſind.« —

So wandelt ſie, im ewig gleichen Kreiſe
Die Zeit nach ihrer alten Weiſe,
Auf ihrem Wege taub und blind,
Das unbefangne Menſchenkind
Erwartet ſtets vom nächſten Augenblick
Ein unverhofftes ſeltſam neues Glück.
Die Sonne geht und kehret wieder,
Kömmt Mond und ſinkt die Nacht hernieder,

Die Stunden die Wochen abwärts leiten,
Die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts ſich je erneut,
In Die trägſt Du die wechſelnde Zeit,
In Die nur Glück und Begebenheit.

Dieſe Betrachtungen habe ich ſchon oft angeſtellt, wenn ich die Menſchen anſah, wie ſie ſich abarbeiteten, und immer des Ziels verfehlten, weil ſie es zu ſehr außer ſich ſuchten. Wie wenigen iſt es verliehen, die Wunder zu verſtehn und zu fühlen, die ſich wirklich und wahrhaftig ereignen und immer wieder erneuern! So gehört unſtreitig die Muſik, die Kunſt der Töne, die Wirkung, die in uns durch ſie erregt wird, zu den erſtaunenswürdigſten Sachen, ja, ich möchte faſt ſagen, ſie ſey das Allerunbegreiflichſte, das wunderbar-Seltſamſte, das geheimnißvollſte Räthſel, das ſich in unſichtbaren Kreiſen, und doch mit funkelndem Glanz, allgegen-

wärtig und nicht zu ſagen wie? um uns her bewegt, uns und unſer Gemüth, unſre ſchönſten Empfindungen, unſer ſüßeſtes Glück wie ein herrlicher Rahmen einfaßt und ſchmückt. Wie man ſich den Weltgeiſt in der ganzen Natur allgegenwärtig denken kann, jeden Gegenſtand als Zeugen und Bürgen ſeiner Freundesnähe, ſo iſt Muſik wie Bürge, Seelenton einer Sprache, die die Himmelsgeiſter reden, die die Allmacht unbegreiflich in Erz und Holz und Saiten hineingelegt hat, daß wir hier den verborgenen Funken des Klanges ſuchen und herausſchlagen. Die Kunſtmeiſter offenbaren und verkündigen ihren Geiſt nun auf die geheimnißvollſte Weiſe auf dieſen Inſtrumenten, ohne daß ſie es wiſſen redet die klingende, beſeelte Inſtrumentenwelt die alte Sprache, die unſer Geiſt auch ehemals verſtand und künftig ſich wieder darin einler-

nen wird, und nun horcht unſre ganze innigſte Seele, mit allen Erinnerungen, mit allen Lebenskräften darauf hin, ſie weiß recht gut, was es iſt, das dort in holdſeligſter Anmuth ihr entgegenkömmt, aber irrdiſch und körperlich befangen, ſucht ſie mit Gedanken und Worten, mit dieſen gröberen Organen, dieſe feineren, reineren Gedanken aufzubewahren und feſtzuhalten, und auf dieſe Weiſe kann es ihr freylich nicht gelingen.

Siehſt Du nicht in Tönen Funken glimmen?
Ja, es ſind die ſüßen Engelſtimmen,
In Form, Geſtalt, wohin Dein Auge ſah,
In Farbenglanz iſt Dir der Ew'ge nah,
Doch wie ein Räthſel ſteht er vor Dir da.
Er iſt ſo nah' und wieder weit zurück,
Du ſiehſt, ergreifſt, dann fliehſt er Deinem Blick,
Dem körperſchweren Blick kann's nicht gelingen
Sich an dem Unſichtbaren hinzudrängen.
Entfernter noch, um mehr geſucht zu ſeyn,

Verbarg er in die Töne ſich hinein;
Doch freut es ihn, ſich freyer dort zu regen,
Beſtimmt're Lieb' kömmt Dir von dort entgegen.
Das war ich ehmals, ach! ich fühl' es tief,
Eh' noch mein Geiſt in dieſem Körper ſchlief. —

Wie wunderbar, wenn man ſich vorſtellt, man höre Muſik zum erſtenmale! — Aber Niemand hört ſie mit dieſem Gefühl, ſie iſt auch nur zum ſchnöden Zeitvertreibe herabgewürdigt: die Menſchen haben ſich an dies Wunderwerk gewöhnt, und darum fällt es keinem ein, zu erſtaunen.

Aber was kann erſtaunenswürdiger ſeyn, als daß durch des Menſchen Kunſt und Bemühung ſich plözlich in der Stille unſichtbare Geiſter erzeugen, die mit Wonne und Seligkeit unſer Herz beſtürmen und es erobern? Daß wenn wir gern unſern Blick vor der dürren Gegenwart verſchließen, die uns manchmal wie die Mauern eines Ge-

ſängniſſes drängt und beengt, — ſich dann ein neues Land, eine paradieſiſche Gegend über unſern Häuptern ausſpannt, mit Blumen und herrlichen Bäumen und goldenen Springbrunnen? — Wie im ſtürmenden Ocean eine ſelige Inſel; wie eine Abendröthe, die ſich plötzlich zum dichten körperlichen Weſen zuſammenzieht, uns auf ihren Wolken aufnimmt, uns aus der Nacht hier unten erlöſ't und uns mit den helleſten Strahlen umzingelt, und wir nun auf dem azurnen Boden wandeln und einheimiſch ſind, unſre Häuſer im rothen Glanze finden, unſere Freunde in den lichten Wolken, alles, was uns ſo lieb und theuer war, in ſichtbarlicher Geſtalt uns entgegen lächelnd.

Das ſcheint mir eben das Große aller Kunſt, abſonderlich aber der Muſik, zu ſeyn, daß all' ihr Beginnen ſo kindlich und kindiſch iſt, ihr Streben dem äußern Verſtande

faſt thöricht, ſo daß ſie ſich ſchämt, es mit Worten auszudrücken, — und daß in dieſer Verſchämtheit, in dieſem Kinderſpiel, das Höchſte athmet und den Stoff regiert, was wir nur fühlen oder ahnden können.

Denn wer möchte von den ernſthaften Leuten nicht darüber lächeln, wenn es ihm begegnete, daß er als etwas noch nie Geſehenes, den Mechanikus darüber beträfe, wie er die mancherley muſikaliſchen Inſtrumente zuſammenſetzt: — was würde der Taube zu den Handgriffen meynen, durch die der Tonkünſtler ſein Werk ſprechen läßt, und ihm auf ſo einfache und doch geheime Weiſe die innere Zunge löſ't? — Und was könnte endlich der große Kunſtmeiſter antworten, wenn es einem Gefühlloſen beyfiele, ihn in ſeiner Treuherzigkeit zu fragen, was er denn mit ſeinem tiefen Studium, mit ſeiner Begeiſterung ausrichten wolle?

Keiner, der nicht zu dem myſt'ſchen Feſt gelaſſen,
Kann den Sinn der dunkeln Kunſt erfaſſen,
Keinem ſprechen dieſe Geiſtertöne,
Keiner ſieht den Glanz der ſchönſten Schöne,
Dem im innern Herzen nicht das Siegel brennt,
Welches ihn als Eingeweihten nennt,
Woran ihn der Tonkunſt Geiſt erkennt.

Denn es iſt zum Lächeln, zum Beweinen wehmüthig, und zur Anbetung erhaben, — daß unſer Herz ſich aus ſeiner irrdiſchen Sphäre hebt, daß alle unſre Gedanken in ein feineres, edleres Element gerathen, daß aller Kummer, alle Freude wie ein Schatten ſchwindet, — und Jammer und Glück, Entzücken und Thränen, alles in eins verwandelt und durch gegenſeitigen Abglanz verſchönt wird, ſo daß man in den Momenten dieſes Genuſſes nichts mehr zu ſagen weiß, nicht mehr trennt und ſondert, wie unſer Geiſt ſonſt immer nur zu gern thut, ſondern wie von einem Meerſtrudel

immer tiefer und tiefer hinuntergeführt, immer mehr der obern Welt entrückt wird. Und was iſt es, das uns ſo glücklich macht? — Ein Zuſammenklingen von Holz und Metall! —

Aber freylich haben jener ernſte Mann, der Taube und der Gefühlloſe nicht ſo ganz Unrecht, wenn wir ſehn, wie ſich die meiſten Leute dabey benehmen, wenn ſie das Werk eines großen Tonmeiſters zu genießen und zu beurtheilen meynen.

In der lebenden Natur begleitet Schall und Geräuſch unaufhörlich Farbe und Form. Die bildende und zeichnende Kunſt entlehnt immer von dort ihre Bildungen, wenn ſie ſie auch noch ſo ſehr verſchönt: ja, Abend- und Morgenroth, ſo wie Mondſchein, ſpielen in Farben und Wolken, die kein Mahler mit ſeinen Farben erreichen oder nachahmen kann; der Glanz, der in der Natur brennt, das Licht, mit dem die grüne Erde ſich ſchmückt, iſt der Mahlerkunſt unzugänglich.

Wie anders verhält es ſich mit der Muſik! Die ſchönſten Töne, die die Natur hervorbringt, ihren Vogelgeſang, ihr Waſſerrauſchen, ihr Bergwiederhall und Waldbrauſen, ja der majeſtätiſche Donner ſelbſt, alle dieſe Klänge ſind nur unverſtändlich und rauh, ſprechen gleichſam nur im Schlafe, nur einzelne Laute, wenn wir ſie gegen die Töne der Inſtrumente meſſen. Ja dieſe Töne, die die Kunſt auf wunderbare Weiſe entdeckt hat, und ſie auf den verſchiedenſten Wegen ſucht, ſind von einer durchaus verſchiedenen Natur, ſie ahmen nicht nach, ſie verſchönern nicht, ſondern ſie ſind eine abgeſonderte Welt für ſich ſelbſt.

Sie ſind gleichſam ein neues Licht, eine neue Sonne, eine neue Erde, die im Licht auf unſerer Erde entſtanden iſt. Jenſeit der erſten Muſik liegt eine rohe, unfreund-

liche Natur, auch im schönsten Lande, unter dem günstigsten Klima. Natur und Menschen sind wild: es fehlt das Element, das alles zur Freundlichkeit bezähmt. Ohne Musik ist die Erde wie ein wüstes, noch nicht fertiges Haus, in dem die Einwohner mangeln.

Darum fängt die früheste griechische und biblische Geschichte, ja die Geschichte einer jeden Nation, mit der Musik an. Die Musik ist Dichtkunst, der Dichter erfindet die Geschichte. Es ist dem menschlichen Geiste nicht möglich, vorher sich etwas Reizendes, Schönes, Lebensfülle vorzubilden.

Diese Gedanken führen mich darauf, hier einige Worte über die Töne an sich selber auszusprechen.

Jeder einzelne Ton eines besondern Instrumentes ist wie die Nüance einer Farbe,

und ſo wie jede Farbe eine Hauptfarbe hat, ſo hat auch jedes Inſtrument einen einzigen, ganz eigenthümlichen Ton, der es am meiſten und beſten ausdrückt. Es war eine unglückliche Idee, ein Farbenklavier zu bauen, und zu glauben, daß das kindiſche Spielwerk nur irgend eine angenehme Wirkung hervorbringen könne, gleich den mannichfaltigen Tönen eines Inſtrumentes. Es konnte nichts weiter erfolgen, als wenn auf mehreren Blas- oder Saiteninſtrumenten hinter einander dieſelben Töne angegeben würden; denn der Ton iſt der Farbe, die Melodie und der Gang des komponirten Stückes der Zeichnung und Zuſammenſetzung zu vergleichen. Die Muſiktöne gleichen oft einem feinen flüſſigen Elemente, einem klaren, ſpiegelhellen Bache, wo das Auge ſogar oft in den ſchimmernden Tönen wahrzunehmen glaubt, wie ſich reizende, ätheriſche und er-

habene Gestalten eben zusammenfügen wollen, wie sie sich von unten auf emporarbeiten, und klarer und immer klarer in den fließenden Tönen werden. Aber die Musik hat eben daran ihre rechte Freude, daß sie nichts zur wahren Wirklichkeit gelangen läßt, denn mit einem hellen Klange zerspringt dann alles wieder, und neue Schöpfungen sind in der Zubereitung.

O, wie soll ich Dich genug preisen, Du himmlische Kunst! Ich fühle, daß hier Worte noch weniger wie bey allen übrigen Werken der Kunst genügen, ich möchte alle Bilderpracht, allen Stolz und kühnen Schwung der Sprache zusammenfassen, um recht vom Herzen loszusprechen, was mein innerstes Gefühl mir sagt.

Wie glücklich ist der Mensch, daß, wenn er nicht weiß, wohin er entfliehen, wo er sich retten soll, ein einziger Ton, ein Klang sich

ihm mit tauſend Engelsarmen entgegenſtreckt, ihn aufnimmt und in die Höhe trägt! Wenn wir von Freunden, von unſern Lieben entfernt ſind, und durch den einſamen Wald in träger Unzufriedenheit dahin irren, dann erſchallt aus der Ferne ein Horn, und ſchlägt nur wenige Akkorde an, und wir fühlen, wie auf den Tönen die fremde Sehnſucht uns auch nachgeeilt iſt, wie alle die Seelen wieder zugegen ſind, die wir vermißten und betrauerten. Die Töne ſagen uns von ihnen, wir fühlen es innigſt, wie auch ſie uns vermiſſen, und wie es keine Trennung giebt.

Weht ein Ton vom Feld herüber
Grüß' ich immer einen Freund,
Spricht zu mir: was weinſt Du Lieber?
Sieh, wie Sonn' die Liebe ſcheint:
Herz am Herzen ſtets vereint
Sehn die böſen Stunden über.

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen
Wenn Musik mit Klängen spricht
Ihr die Sprache nicht gebricht
Holde Lieb' auf allen Wegen.
Liebe kann sich nicht bewegen
Lebt sie den Odem nicht.

Ja, ich möchte noch mehr behaupten. Der Mensch ist gewöhnlich so stolz darauf, daß es ihm vergönnt ist, in Worte ein System zu fassen und auszuspinnen, daß er in der gewöhnlichen Sprache die Gedanken niederlegen kann, die ihm als die feinsten und kühnsten erscheinen. Aber was ist sein höchstes Bestreben? Sein höchster Triumph ist das, sich und seine selbstgeschaffenen Gedankenheere immer wieder von neuem zu besiegen, und als ein Wesen da zu stehn, das

ſich durch keine äußere Gewalt, ja durch ſich ſelbſt keine Feſſeln anlegen läßt. Denn der größere Menſch fühlt es zu gut, wie auch ſeine innerſten Gedanken immer nur noch ein Organ ſind, wie ſeine Vernunft und ihre Schlüſſe immer noch unabhängig ſind von dem Weſen, das er ſelbſt iſt, und dem er in ſeinem hieſigen Leben nie ganz nahe kommen wird.

Iſt es nun nicht gleichgültig, ob er in Inſtrumententönen oder in ſogenannten Gedanken denkt? — Er kann in beyden nur handthieren und ſpielen, und die Muſik als dunklere und feinere Sprache wird ihm gewiß oft mehr als jene genügen.

Wenn die Ankerſtricke brechen,
Denen Du zu ſehr vertrauſt,
Oft Dein Glück auf ihnen bauſt,
Zornig nun die Wogen ſprechen, —
O ſo laß das Schiff den Wogen

Maſt und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe Dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt Du ſchön're Lande ſehn:
Sprache hat Dich nur betrogen,
Der Gedanke Dich belogen,
Bleibe hier am Ufer ſtehn. —

IX.

Symphonien.

Ich höre nur zu oft von Leuten, die ſich für Kunſtfreunde halten, mit vielem Eifer von der Simplicität, von einem edlen, einfachen Style ſprechen, die zugleich, um ihrer Lehre treu zu bleiben, alles verfolgen, was ſie für bunt, grell oder grottesk halten. Ich halte dafür, daß alles neben einander beſtehn könne und müſſe, und daß nichts eine ſo engherzige Verläugnung der Kunſt und Hoheit iſt, als wenn man zu früh ſcharfe Linien und Gränzen zwiſchen den Gebieten der Kunſt zieht. Dieſe Verehrer theilen ein Land, das ihnen nicht gehört, ja in welchem die meiſten nicht einmal die Landesſprachen verſtehn.

So meynen einige, die Alten zu lieben,

wenn sie alles, was von den Neuern herrührt, verfolgen; andre wollen nur die Italiener loben, und alle Kunst und allen Sinn dafür den übrigen Völkern absprechen. Ich will damit nicht alle Unterschiede aufgehoben wissen, nur sollte jeder, der darüber sprechen will, auch eine so reiche und mannigfach reizbare Seele besitzen, daß er wenigstens alles auf eine gewisse Weise verstände und sich nahe fühlte, um dann zu sondern und zu trennen.

Wie es in der Religion ist, so ist es auch in allen hohen und übermenschlichen Dingen, ja man könnte sagen, daß alles Große und Höchstvortreffliche Religion seyn müsse. Das Göttliche ist so beschaffen, daß der Mensch es erst glauben muß, ehe er es verstehn kann; fängt er aber mit dem Verstehn, das heißt, mit dem Beurtheilen an, so verwickelt er sich nur in Labyrinthe, in

denen er thörichterweise sein Herumirren für die wahre Art hält, weise zu seyn. Das Höchste und Edelste ist auch so eingerichtet, daß das gewöhnliche Verstehn, worauf sich die meisten so viel wissen, als etwas ganz Überflüssiges anzusehn ist, denn indem Du es ganz und innigst fühlst, und in Dir selber aufbewahrst, spürst Du keinen Mangel, empfindest Du das Bedürfniß gar nicht, es mit den übrigen Dingen zu vergleichen, und es in seine gehörige Klasse zu versetzen.

Aber Ihr meynt, alles sey nur da, um Euer Urtheil daran zu schärfen, und seyd eitel genug, zu glauben, es gebe nichts Höheres oder nur Anderes, als die Kunst oder handwerksmäßige Übung des Urtheilens. Ihr fühlt das Bedürfniß nicht, das Streben des reinen und poetischen Geistes, aus dem Streit der irrenden Gedanken in ein stilles, heiteres, ruhiges Land erlöst zu werden.

Ich habe mich immer nach dieſer Erlöſung geſehnt, und darum ziehe ich gern in das ſtille Land des Glaubens, in das eigentliche Gebiet der Kunſt. Die Art, wie man hier verſteht, iſt gänzlich von jener verſchieden: die ſchönſte Zufriedenheit entſpringt und beruhigt uns hier ohne Urtheil und Vernunftſchluß, nicht durch eine Reihe mühſam zuſammengehängter Beobachtungen und Bemerkungen gelangen wir dazu, ſondern es geſchieht auf eine Weiſe, die der Uneingeweihte, der Kunſtloſe niemals begreifen wird.

Es geſchieht hier, daß man Gedanken ohne jenen mühſamen Umweg der Worte denkt, hier iſt Gefühl, Phantaſie und Kraft des Denkens eins: der harmoniſche Einklang überraſcht uns zauberhaft, die Seele iſt im Kunſtwerke einheimiſch, das Kunſtwerk lebt und regiert ſich in unſerm Innern, wir ſind mit allem einverſtanden, eine gleiche Melodie

ſpielt unſer Geiſt mit des Künſtlers Seele, und es dünkt uns auf keine Weiſe nöthig, zu beweiſen und weitläuftige Reden darüber zu führen.

Dieſer innige Glaube kann auch der Überzeugung entbehren, denn das, was wir im Leben ſo nennen, iſt vielmehr als ein ſchwächerer Glaube, oder als ein nothdürftiger Erſatz des Glaubens anzuſehn. Überzeugung iſt die proſaiſche Demonſtration; Glaube der Genuß, das Verſtehn eines erhabenen Kunſtwerks: dieſes kann nie demonſtrirt, jene nie auf Kunſtweiſe empfangen werden.

Darum muß man ſich erſt unter den großen Geiſtern, die in der Kunſt gewaltet haben, demüthigen, ehe man ſie ganz empfinden und dann beurtheilen will.

Aus Mangel dieſer Demuth geſchieht es oft, daß das Vortreffliche verworfen wird,

weil die Menſchen oft ohne Noth überzeugt ſind, weil ſie wiſſen, wie weit ſich die Gränzen der Kunſt erſtrecken. Weil ſich die Werke der unkünſtleriſchen Künſtler demonſtriren laſſen, ſo geſchieht es aus mißverſtandener Gutmüthigkeit und gutem Willen, daß viele, ja die meiſten, ſie gern für Kunſtwerke anſehn; vollends da ſie nun hier ihrer Urtheilskraft vollen Spielraum geben können, was bleibt ihnen nun noch zu wünſchen übrig?

Ich habe dieſe Gedanken, die mir immer gegenwärtig ſind, hier ausgedrückt, weil es nicht ſelten iſt, daß auch in der Muſik, die doch die dunkelſte von allen Künſten iſt, dergleichen Vorurtheile oder Unurtheile gefällt werden. Denn die Tonkunſt iſt gewiß das letzte Geheimniß des Glaubens, die Myſtik, die durchaus geoffenbarte Religion. Mir iſt es oft, als wäre ſie immer noch im Ent-

ſtehn, und als dürften ſich ihre Meiſter mit keinen andern meſſen. Doch bin ich nie Willens geweſen, dieſe meine Meynung andern Gemüthern aufzudrängen. Aber es wird vielleicht nicht undienlich ſeyn, über einzelne Theile oder Werke dieſer Kunſt etwas Dreiſtes oder Anſtößiges zu behaupten, weil nur auf dieſen Wegen von jeher etwas geſchehen iſt.

Wenn unſer Auge im vollen Sommer einen blühenden Roſenbuſch erblickt, ſo können wir darüber eine unnennbare Freude empfinden. Die rothen Kinder, die ſich von allen Seiten herausdrängen, und Knospen und entfaltete Blumen durch einander, die von allen Seiten aus den Zweigen in die freye warme Luft hinausſtreben, die der Sonnenſchein küßt: — wer vergißt in dieſer vollen Blumenherrlichkeit nicht die einzelne Lilie, das verborgene Veilchen? —

— So blüht in jeder Kunst eine volle, üppige Pracht, in der alle Lebensfülle, alle einzelnen Empfindungen sich vereinigen und nach allen Seiten streben und drängen, und ein vereinigtes Leben mit bunten Farben, mit verschiedenen Klängen darstellen. Nichts scheint mir in der Musik so diese Stelle auszufüllen, als die großen, aus mannichfachen Elementen zusammengesetzten Symphonien.

Die Musik, so wie wir sie besitzen, ist offenbar die jüngste von allen Künsten; sie hat noch die wenigsten Erfahrungen an sich gemacht, sie hat noch keine wirklich klassische Periode erlebt. Die großen Meister haben einzelne Theile des Gebietes angebaut, aber keiner hat das Ganze umfaßt, auch nicht zu einerley Zeit haben mehrere Künstler ein vollendetes Ganzes in ihren Werken dargestellt. Vorzüglich scheint mir die Vokal- und Instrumentalmusik noch nicht

genug

genug geſondert, und jede auf ihrem eignen Boden zu wandeln, man betrachtet ſie noch zu ſehr als ein verbundenes Weſen, und daher kömmt es auch, daß die Muſik ſelbſt oft nur als Ergänzung der Poeſie betrachtet wird.

Die reine Vokalmuſik ſollte wohl ohne alle Begleitung der Inſtrumente ſich in ihrer eignen Kraft bewegen, in ihrem eigenthümlichen Elemente athmen: ſo wie die Inſtrumentalmuſik ihren eignen Weg geht, und ſich um keinen Text, um keine untergelegte Poeſie kümmert, für ſich ſelbſt dichtet, und ſich ſelber poetiſch kommentirt. Beyde Arten können rein und abgeſondert für ſich beſtehn.

Wenn ſie aber vereinigt ſind, wenn Geſang, wie ein Schiff auf Wogen, von den Inſtrumenten getragen und gehoben wird, ſo muß der Tonkünſtler ſchon in ſeinem Ge-

biete ſehr mächtig ſeyn, er muß mit feſter Kraft in ſeinem Reiche herrſchen, wenn es ihm nicht begegnen ſoll, daß er entweder aus hergebrachter Gewohnheit, oder ſelber unwillkührlich eine von dieſen Künſten der andern unterordnet. In den theatraliſchen Produkten tritt dieſer Fall nur zu häufig ein: bald werden wir gewahr, wie alle Mannichfaltigkeit der Inſtrumente nur dazu dient, einen Gedanken des Dichters auszuführen, und den Sänger zu begleiten: bald aber Poeſie und Geſang unterdrückt wird, und der Componiſt ſich nur daran freut, auf ſeinen Inſtrumenten ſich in wunderbaren Wendungen hören zu laſſen.

Ich wende mich aber von der übrigen Kunſt weg, und will hier nur ausdrücklich von der Inſtrumentalmuſik ſprechen.

Man kann das menſchliche Organ der Sprache und des Tons auch als ein Inſtru-

ment betrachten, in welchem die Töne des Schmerzes, der Freude, des Entzückens und aller Leidenschaften nur einzelne Anklänge sind, die Haupt- und Grundtöne, auf denen alles, was dies Instrument hervorbringen kann, beruht. Strenge genommen, sind diese Töne nur abgerissene Ausrufungen, oder fortgehende Klänge der strömenden Klage, der mäßigen Freude. Glaubt man, daß alle menschliche Musik nur Leidenschaften andeuten und ausdrücken soll, so freut man sich, je deutlicher und bestimmter man diese Töne auf den leblosen Instrumenten wiederfindet. Viele Künstler haben ihre ganze Lebenszeit darauf verwandt, diese Deklamation zu erhöhen und zu verschönern, den Ausdruck immer tiefer und gewaltsamer emporzuheben, und man hat sie oft als die einzig wahren und großen Tonkünstler gerühmt und verehrt.

Auf dieſer Gattung der Muſik haben ſich auch verſchiedene Regeln entwickelt, die jeder unbedingt annimmt, der gern für geſchmackvoll angeſehn ſeyn will. Man dringt darauf, alle Ausmahlungen, alle Verzierungen, alles, was dem edlen, einfachen Vortrage entgegenſteht, aus dieſer ächten Muſik zu verbannen.

Ich will dergleichen hier nicht tadeln, und die eigentliche Vokalmuſik muß vielleicht ganz auf den Analogieen des menſchlichen Ausdrucks beruhen: ſie drückt dann die Menſchheit, mit allen ihren Wünſchen und Leidenſchaften, idealiſch aus, ſie iſt, mit einem Worte, Muſik, weil der edle Menſch ſelber ſchon in ſich alles muſikaliſch empfindet.

Dieſe Kunſt ſcheint mir aber bey allem dieſem immer nur eine bedingte Kunſt zu ſeyn; ſie iſt und bleibt erhöhte Deklamation und Rede, jede menſchliche Sprache, jeder

Ausdruck der Empfindung ſollte Muſik in einem mindern Grade ſeyn.

In der Inſtrumentalmuſik aber iſt die Kunſt unabhängig und frey, ſie ſchreibt ſich nur ſelbſt ihre Geſetze vor, ſie phantaſirt ſpielend und ohne Zweck, und doch erfüllt und erreicht ſie den höchſten, ſie folgt ganz ihren dunkeln Trieben, und drückt das Tiefſte, das Wunderbarſte mit ihren Tändeleyen aus. Die vollen Chöre, die vielſtimmigen Sachen, die mit aller Kunſt durch einander gearbeitet ſind, ſind der Triumph der Vokalmuſik; der höchſte Sieg, der ſchönſte Preis der Inſtrumente ſind die Symphonien.

Die einzelnen Sonaten, die künſtlichen Trio's und Quartett's ſind gleichſam die Schulübungen zu dieſer Vollendung der Kunſt. Der Componiſt hat hier ein unendliches Feld, ſeine Gewalt, ſeinen Tiefſinn zu zeigen; hier kann er die hohe poetiſche

Sprache reden, die das Wunderbarſte in uns enthüllt, und alle Tiefen aufdeckt, — hier kann er die größten, die grotteskeſten Bilder erwecken und ihre verſchloſſene Grotte öffnen. Freude und Schmerz, Wonne und Wehmuth gehn hier neben einander, dazwiſchen die ſeltſamſten Ahndungen, Glanz und Funkeln zwiſchen den Gruppen, und alles jagt und verfolgt ſich und kehrt zurück, und die horchende Seele jauchzt in dieſer vollen Herrlichkeit.

Dieſe Symphonien können ein ſo buntes, mannigfaltiges, verworrenes und ſchön entwickeltes Drama darſtellen, wie es uns der Dichter nimmermehr geben kann; denn ſie enthüllen in räthſelhafter Sprache das Räthſelhafteſte, ſie hängen von keinen Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit ab, ſie brauchen ſich an keine Geſchichte und an keine Charakter zu ſchließen, ſie bleiben in ihrer rein-

poetiſchen Welt. Dadurch vermeidet ſie alle Mittel, uns hinzureißen, uns zu entzücken, die Sache iſt vom Anfange bis zu Ende ihr Gegenſtand: der Zweck ſelbſt iſt in jedem Momente gegenwärtig, und beginnt und endigt das Kunſtwerk.

Und dennoch ſchwimmen in den Tönen oft ſo individuell-anſchauliche Bilder, ſo daß uns dieſe Kunſt, möcht' ich ſagen, durch Auge und Ohr zu gleicher Zeit gefangen nimmt. Oft ſiehſt Du Syrenen auf dem holden Meeresſpiegel ſchwimmen, die mit den ſüßeſten Tönen zu Dir hinſingen; dann wandelſt Du wieder durch einen ſchönen, ſonnglänzenden Wald, durch dunkle Grotten, die mit abentheuerlichen Bildern ausgeſchmückt ſind; unterirrdiſche Gewäſſer klingen in Dein Ohr, ſeltſame Lichter gehn an Dir vorüber.

Ich erinnere mich noch keines ſolchen

Genuſſes, als den mir die Muſik neulich auf einer Reiſe gewährte. Ich ging in das Schauſpiel, und Macbeth ſollte gegeben werden. Ein berühmter Tonkünſtler hatte zu dieſem herrlichen Trauerſpiele eine eigne Symphonie gedichtet, die mich ſo entzückte und berauſchte, daß ich die großen Eindrücke aus meinem Gemüthe immer noch nicht entfernen kann. Ich kann nicht beſchreiben, wie wunderbar allegoriſch dieſes große Tonſtück mir ſchien, und doch voll höchſt individueller Bilder, wie denn die wahre, höchſte Allegorie wohl wieder eben durch ſich ſelbſt die kalte Allgemeinheit verliert, die wir nur bey den Dichtern antreffen, die ihrer Kunſt nicht gewachſen ſind. Ich ſah in der Muſik die trübe nebelichte Haide, in der ſich im Dämmerlichte verworrene Hexenzirkel durch einander ſchlingen und die Wolken immer dichter und giftiger zur Erde herniederziehn.

Entſetzliche Stimmen rufen und drohn durch die Einſamkeit, und wie Geſpenſter zittert es durch all' die Verworrenheit hindurch, eine lachende, gräßliche Schadenfreude zeigt ſich in der Ferne. — Die Geſtalten gewinnen beſtimmtere Umriſſe, furchtbare Bildungen ſchreiten bedeutungsvoll über die Haide herüber, der Nebel trennt ſich. Nun ſieht das Auge einen entſetzlichen Unhold, der in ſeiner ſchwarzen Höhle liegt, mit ſtarken Ketten feſtgebunden; er ſtrebt mit aller Gewalt, mit der Anſtrengung aller Kräfte ſich loszureißen, aber immer wird er noch zurückgehalten: um ihn her beginnt der magiſche Tanz aller Geſpenſter, aller Larven. Wie eine weinende Wehmuth ſteht es zitternd in der Ferne, und wünſcht, daß die Ketten den Gräßlichen zurückhielten, daß ſie nicht brechen möchten. Aber lauter und furchtbar lautre wird das Getümmel, und mit einem

erſchreckenden Aufſchrey, mit der innerſten Wuth bricht das Ungeheuer los, und ſtürzt mit wildem Sprunge in die Larven hinein, Jammergeſchrey und Frohlocken durch einander. Der Sieg iſt entſchieden, die Hölle triumphirt. Die Verwirrung verwirrt ſich nun erſt am gräßlichſten durch einander, alles flieht geängſtigt und kehrt zurück: der Triumphgeſang der Verdammlichen beſchließt das Kunſtwerk.

Viele Scenen des Stücks waren mir nach dieſer großen Erſcheinung trüb' und leer, denn das Schrecklichſte und Schauerhafteſte war ſchon vorher größer und poetiſcher verkündigt. Ich dachte immer nur an die Muſik zurück, das Schauſpiel drückte meinen Geiſt und ſtörte meine Erinnerungen, denn mit dem Schluſſe dieſer Symphonie war es für mich völlig geſchloſſen. Ich weiß keinen Meiſter und kein Tonſtück,

das dieſe Wirkung auf mich hervorgebracht hätte, in dem ich ſo das raſtloſe, immer wüthigere Treiben aller Seelenkräfte wahrgenommen hätte, dieſen fürchterlichen, ſchwindel-erregenden Umſchwung aller muſikaliſchen Pulſe. Das Schauſpiel hätte mit dieſem großen Kunſtwerke ſchließen ſollen, und man könnte nichts Höheres in der Phantaſie erſinnen und wünſchen; dann war dieſe Symphonie die poetiſchere Wiederholung des Stücks, die kühnſte Darſtellung eines verlohrnen, bejammernswürdigen Menſchenlebens, das von allen Unholden beſtürmt und beſiegt wird.

Es ſcheint mir überhaupt eine Herabwürdigung der Symphonieſtücke zu ſeyn, daß man ſie als Einleitungen zu Opern oder Schauſpielen gebraucht, und der Name Ouvertüre daher auch als gleichbedeutend angenommen iſt. Man ſollte faſt glauben,

daß jene unbedeutendern Componiſten darin eigentlich am richtigſten gefühlt hätten, daß ſie ihre Ouvertüre nur aus den verſchiedenen Melodien beſtehen laſſen, die ſie in der Oper ſelbſt wieder vorbringen und hier nur loſe verknüpfen. Denn bey andern geſchieht es nur gar zu oft, daß wir die höchſte Poeſie im voraus genießen.

Zu den gewöhnlichen Schauſpielen ſollte man nie beſondere Symphonien ſchreiben, denn wenn ſie nur einigermaßen paſſen ſollen, ſo wird die Tonkunſt dadurch von einer fremden Kunſt abhängig gemacht. Wozu überhaupt Muſik hier? Auf dem alten Engliſchen Theater höcte man nur einige Trompetenſtöße vorher, — man ſollte dies wieder einführen, oder wenigſtens die Muſik eben ſo unbedeutend ſeyn laſſen, als es die meiſten unſrer Schauſpiele ſind.

Schöner wäre es wohl, wenn unſere

groſſen Schauſpiele oder Opern mit einer kühnen Symphonie geſchloſſen würden. Hier könnte der Künſtler denn alles zuſammenfaſſen, ſeine ganze Kraft und Kunſt aufwenden. Dies hat auch unſer größter Dichter empfunden; wie ſchön, kühn und groß braucht er die Muſik als Erklärung, als Vollendung des Ganzen in ſeinem Egmont! Schon beginnt ſie in ſeinen, langſamen, klagenden Tönen, indem die Lampe erliſcht: ſie wird muthiger, geiſtiger und wunderbarer bey der Geiſtererſcheinung und dem Traume, — das Stück ſchließt, ein Marſch, der ſich ſchon ankündigte, fällt ein, der Vorhang fällt, und eine Siegsſymphonie beſchließt das erhabene Schauſpiel. — Dieſe Siegsſymphonie wäre für den wahren Tonkünſtler eine große Aufgabe; hier könnte er das Schauſpiel kühn wiederholen, die Zukunft darſtellen, und den Dichter auf die würdigſte Art begleiten.

Beſchluß der Aufſätze Joſeph Bergſingers.

Der Traum.

Eine Allegorie.

Durch dunkle Schatten lenkt' ich meine Schritte,
Es ging mein treuer Freund zur Seite mir,
Er hörte meine ängstlich inn'ge Bitte
Und weilte nur zu meinem Besten hier.
Da standen wir in einer Felsthals Mitte,
Von dräu'nden Klippen eingeschlossen schier:
Mit bangem Herzen hielt ich ihn umschlossen,
Mein Haupt verbarg ich, meine Augen flossen.

Wir zitterten dem ſcharfen nächt'gen Winde,
Verloren in der dunkeln Einſamkeit,
Die ſchwarzen Wolken jagten ſich geſchwinde,
Die Eule laut vom Felſen niederſchreit,
Nacht eng' um uns, wie eine dunkle Binde,
Ein Waſſerſturz, der tobend ſchäumt und dräut:
Ach! ſeufzt' ich, will kein Sternchen niederblicken,
Mit ſchwachem Flimmerſchein uns zu beglücken?

Wie ſtrebten wir mit Blicken durch die Schatten,
Ein Sternchen, nur ein Lichtlein zu erſpähn!
Wir ſtanden ſinnend, wie zu dieſen Matten
Der Gang in tiefer dunkler Nacht geſchehn,
Doch, wenn wir plötzlich die Erinn'rung hatten,
Entflog ſie wieder in des Sturmes Wehn;
Wir waren ganz uns ſelber hingegeben
Und neben uns gedieh kein ander Leben.

Ach! da begann ein zärtlich Wechſelſtreiten,
Denn jeder will dem andern tröſtlich ſeyn.
Die Liebe ſoll in dieſen Dunkelheiten
Entzünden einen fröhlich-ſüßen Schein.
Er rief: ich will, mein trauter Freund, Dich leiten,
Geh kummerfrey mit mir das Bündniß ein,
Mag uns das Dunkel dunkler noch umfließen,
Es glänzt, wenn wir uns brüderlich umſchließen.

Da kämpften wir, mit Blicken uns zu finden,
Zu ſchenken uns der Augen holden Gruß,
Und Aug' an Auge liebend feſtzubinden,
Die Freundſchaft ſoll ertödten den Verdruß.
Doch, nimmer will das Dunkel ſich entzünden,
Wir tröſten uns durch einen Wechſelkuß.
Und jeder, von dem andern feſtgehalten,
Ergiebt ſich gern den feindlichen Gewalten.

Doch

Doch iſt es wohl ein Blendniß unſrer Sinnen?
Ein Sternchen liegt zu unſern Füßen da,
Wir können noch den Glauben nicht gewinnen,
So deutlich ihn auch ſchon das Auge ſah.
Wir ſehen kleine blaue Strahlen rinnen,
Die Gräſer, die dem ſchwachen Schimmer nah
Erleuchten nun mit ihrer zarten Grüne,
Daß wunderhell das kleine Plätzchen ſchiene.

Und wie wir noch das Wunder nicht begreifen,
Erſchimmert heller der verlorne Stern,
Wir ſahen deutlich buntgefärbte Streifen,
Und hafteten auf dieſem Anblick gern:
Doch kleine Punkte hin und wieder ſchweifen,
Und zittern eilig hier und fern und fern,
Und aus dem räthſelhaften Wunderglanze
Erzeugt ſich plötzlich eine ſchöne Pflanze.

Zwar ſchien ſie herrlich nur in unſern Blicken,
Sie ſchwankt und glänzt wie wenn die Diſtel blüht,
Kein ander Auge würde ſich entzücken,
Da uns die unbekannte Sehnſucht zieht;
Wir wollen ſchon die hohe Blume pflükken,
An unſer Herz zu heften ſie bemüht.
Sie tröſtet unbegreiflich uns im Leiden,
Sie iſt der Inhalt aller unſrer Freuden.

Und keiner von uns denkt darauf, zu fragen,
Was für ein Glück in dieſer Blume ruht,
Vergeſſen ſind ſchon alle vor'gen Klagen,
Wir fühlen neuen, kühnen Lebensmuth.
Für mich will er nun alles Unheil tragen,
Ich gönne ihm das ſchönſte Lebensgut.
Wir beugen uns, da klingt es aus der Ferne
Entzückend ſchön, wie ein Geſang der Sterne.

Ein neues Staunen hält den Sinn gefangen,
Indem die Melodie nun lauter klingt,
Im Buſen zittert mächtiges Verlangen,
Das wie zum Horchen ſo zur Freude zwingt.
Die Töne ſich ſo wunderſamlich ſchwangen,
Und jeder Klang uns Freundesgrüße bringt,
Und zärtlich wird von allen uns geheißen
Daß wir die Pflanze nicht dem Fels entreißen.

Mit Scheu und Liebe ſtehn wir vor der Blume,
Des Buſens Wonne regt ſich ſanft und mild,
Wir fühlen uns ſo wie im Heiligthume,
Die vor'ge Liebe dünkt uns rauh und wild.
Wir ſchätzen es zu unſerm ſchönſten Ruhme,
Zu lieben, nicht zu rauben jenes Bild:
Verehrung zieht uns auf die Kniee nieder,
Die erſte Liebe kehrt verſchönert wieder.

Jetzt war für uns die Einſamkeit voll Leben,
Wir ſehnten uns nur zu der Blume hin,
Ein freudenvolles, geiſterreiches Weben
Durchläuterte den innerlichſten Sinn;
Wir fühlten ſchon ein unerklärbar Streben,
Nur nach dem Edelſten und Schönſten hin,
Die Wonne wollte faſt das Herz bezwingen,
Wir hörten Staud' und Baum und Fels erklingen.

Wie wenn uns zarte Geiſter Antwort rieſen
So tönt die Stimme hold und wunderſam,
Aus allen dunkeln unterirrd'ſchen Tiefen
Uns Liebesdrang und Gruß entgegenkam,
Die Geiſter, die noch todt in Felſen ſchliefen
Erflehn, ſich jeder Lebensregung nahm:
Wir waren rund vom zärtlichſten Verlangen,
Von Liebesgegenwart ganz eng' umfangen.

Wie kann die Blume ſolchen Zauber
hegen?
Sprach ich, indem ich mich zuerſt beſann.
Mag ſie die Bruſt ſo kräftiglich er-
regen
Daß ich die Welt und mich vergeſſen kann?
Es klopft das Herz mit neugewalt'gen
Schlägen,
Der Geiſt dringt zum Unendlichen hinan,
Wohl mir, mein Freund, daß ich mit Dir
genieße,
Mit Dir zugleich das ſchönſte Glück be-
grüße!

Doch jener war in Wonne neu ge-
bohren,
Er lächelte mit lichtem Freundesblick;
Doch Wort und Rede war für ihn ver-
lohren,
Sein hochverklärtes Antlitz ſprach ſein Glück.
Nur für das Seligſte ſchien er erkohren,
Und fand zur alten Welt nicht mehr zu-
rück,
Er ſchien in weit entfernte ſchöne Auen
Mit hoher Trunkenheit hineinzuſchauen.

Und wie ich mich an meinem Freund erfreue,
Sein Glück mich mehr als ſelbſt mein eignes rührt,
Erleuchtet über uns die ſchönſte Bläue,
Die Wolken theilen ſich, ein Windſtoß führt
Sie abwärts, heller ſcheint des Himmels Freye,
Das holde Licht mit Tagesglanz regiert,
Die Blume ſchießt empor, die Blätter klingen,
Und Strahl und Funken aus dem Kelche ſpringen.

Bald ſteht ſie da und gleicht dem höchſten Baume
Die Blüthen, jedes Blatt entfaltet ſich,
Und aus dem innren Haus, dem grünen Raume
Erſtehen Engelsbilder ſeltſamlich,
Wir ſtehn und ſchaun dem ſüßen Wundertraume,
Ich frage ihn, ſein Blick befraget mich,
Die Kinder haben Bogen in den Händen,
Die ſie mit ziel'ndem Pfeile nach uns wenden.

Die Sehne wird mit leichter Kraft gezogen,
Der schöne Pfeil enteilet durch die Luft,
Befiedert kömmt er zu uns hingeflogen,
Er rauscht hinweg, verfliegt in ferner Kluft.
Auf's neue schon gespannt der Silberbogen,
Herüber weht ein süß-ätherscher Duft;
Wir stehen zweifelnd, und es ruft der Schöne:
Entsetzt Euch nicht, die Pfeile sind nur Töne!

Wir horchten nun wie sie herüberdrangen,
Wie jeder glänzend uns vorüberfuhr,
Wie dann die Luft, der Wald, das Feld erklangen,
Mit holder Stimme redte die Natur:
Da glühen rosenroth des Freundes Wangen,
Er spricht entzückt und thut entzückt den Schwur:
Mich ziehen fort die süß-melod'schen Wellen,
Ich will den Pfeilen mich entgegenstellen!

Da beut die Bruſt ſich trunken allen Tönen,
Er ſtrebt und ringt, zu künden ſein Gefühl,
Er blickt mit heiterm Lächeln nach den Schönen,
Sie freun ſich mehr und mehr an ihrem Spiel,
Sie wollen gern den Freund mit ſich verſöhnen,
Und machen ihn nur ängſtiger zum Ziel,
Ein jeder will den andern übereilen,
Den Liebling ganz von ſeinem Gram zu heilen,

Da ſind ſie noch im vollen muntern Streiten,
Als ſich ein neuer Wunderanblick zeigt,
Vom Wipfel ſeh' ich Bilder niederſchreiten,
Ein Geiſterheer dem hohen Baum entſteigt,
Der edlen Menge, wie ſie abwärts gleiten,
Sich rauſchend Stamm und Aſt und Wipfel neigt,
Sie kommen her, ich fühl' mein Herze brennen,
Und irr' ich? alle glaub ich jetzt zu kennen.

Und hinter ihnen wie sie weiter gehen,
Durch Himmel, Luft und auf der Erde hin,
Glaub' ich ein weißes helles Licht zu sehen,
Der Wiese Blumen glänzen schöner drinn.
Die Bäume nun wie größre Blumen stehen,
Und jeglich Wesen pranget im Gewinn,
Ist alles rund mit Poesie umgossen,
Von Lieb' und Wohllaut jedes Blatt umflossen.

Sie sind's, die hochberühmten Wundergeister,
Der Greis Homer der vorderste der Schaar,
Ihm folgen Rafael, und jener Meister,
Der immer Wonne meiner Seele war,
Der kühne Britte, sieh', er wandelt dreister
Vor allen her; ihm weicht die ganze Schaar, —
Sie breiteten ein schönes Licht, mit Wonne
Erscheint es weit und dunkelt selbst die Sonne.

Nun war Entzücken rund umher entsprossen,
Wir wohnen unter ihm wie unter'm Zelt,
Vom Zauberschein ist alles weit umflossen,
Von süßen Tönen klingt die weite Welt,
Wohin wir gehn sind Blumen aufgeschossen,
Mit tausend Farben prangt das grüne Feld.
Es singt die Schaar: Dies Glück müßt Ihr uns danken,
Doch nie muß Eure Liebe für uns wanken! —

Ich wachte nun aus meinem holden Schlummer,
Und um mich war der Glanz, das süße Licht:
Doch ach! o unerträglich herber Kummer,
Den vielgeliebten Freund, ihn fand ich nicht,
Ich suchte wieder den entflohnen Schlummer,
Das liebe wundervolle Traumgesicht,
Die Künstler waren noch mit Freundschaft nahe,
Doch ach! daß ihn mein Auge nicht mehr sahe!

Und ſoll ich nun noch gern im Leben
weilen,
So bleibe Du, den ich noch eh' gekannt,
Mit dem ſo Luſt als tiefen Schmerz zu
theilen
Das Schickſal ſchon als Knaben mich ver-
band;
O bleib, und laß uns Hand in Hand durch-
eilen
Der vielgeliebten Kunſt geweihtes Land,
Ich würde ohne Dich den Muth verlieren,
So Kunſt als Leben weiter fortzuführen.